GR 1
.S26
v.23-24

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

GR 1
.S26
v.23-24

Inhalt des XXIII. Bandes.

Seite

Religion und Kultus der Etrusker. Von Dr. Gustav Herbig, ord. Professor an der Universität Breslau 1
Zur Eckensage. Von Dr. Helmut de Boor, Privatdozent an der Universität Greifswald 29
Einiges über die Bildung deutscher Familiennamen. Von Dr. Wolfgang Jungandreas in Liegnitz 43
Die Herstellung von Pestkugeln. Von Dr. W. Jungandreas . . 49
Adelaide. Von Professor Dr. Josef Klapper in Breslau 51
Justinus Kerner und der deutsche Volksglaube. Von Professor Dr. Karl Olbrich in Breslau 59
Ibsen und das norwegische Märchen. Von Margarete Wocke in Liegnitz 90
Die volkstümlichen Heiligengestalten in der schlesischen Kunst. Von Professor Dr. Paul Knötel in Breslau 96
Zwei Sagen aus Langendorf bei Ziegenhals. Mitgeteilt von August Görlich, Lehrer in Breslau 117
Dorfreimereien. Mitgeteilt von Karl Rother, Taubstummenlehrer in Breslau 118
Literatur: Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur (S. 120). Güntert, Von der Sprache der Götter und Geister (121). Wolters und Petersen, Die Heldensagen der germanischen Frühzeit (122). Mogk, Germanische Religionsgeschichte und Mythologie (123). Kleinpaul-Naumann, Die deutschen Personennamen (123). Schön, Geschichte der deutschen Mundartendichtung II (123). Götze, Proben hoch- und niederdeutscher Mundarten (123). Bardo, Deutsche Gebete (124). Volckmann, Alte Gewerbe und Gewerbegassen (124). Götze, Vom deutschen Volkslied (125). Bruinier, Das deutsche Volkslied (126). Frings und Vandenheuvel, Die südniederländischen Mundarten I (126). Meisinger, Bilder aus der Volkskunde (127). Niedlich, Deutscher Heimatschutz (127). Riedel, Aberglaube und Zauberwahn (128). Wehrhan, Die Freimaurerei im Volksglauben (128). Watzlik, Böhmerwald-Sagen (128). Heckel, Die schlesischen Provinzialblätter (129). Schlesische Heimatbücherei: Logau. Angelus Silesius (130). Bruck, Die Historie vom güldenen Zahn eines schlesischen Knaben (130). Hillebrand, Das Riesengebirge in der deutschen Dichtung (130). Schmude, Breslau (131). Andreae, Breslau um 1800 (132). Enderwitz, Breslauer Sagen II (132). Jecht, Görlitz (132). Wendisches Familienleben der Oberlausitz (132). Lengsfeld, Sagen des Kreises Reichenbach (133). Clemenz, Kloster Leubus. Wahlstatt (133). Wels, Geschichte des Klosters Leubus (133). Siebelt, Die Burg Kynast (134). Gnielczyk, Am Sagenborn der Heimat (134). Niederschlesien (134). Niederschlesischer Heimatkalender 1922 (134). Der gemittliche Schläsinger 1922 (135). Durfmusikkekalender 1922 (135). Unser Schlesierland 1922 (135). Die Oberlausitzer Heimat (135). Peuckert, Apokalypse (136). Fischer, Schul-Eckerts sein Heiroat (136). Karger, Der Graanzbook (136). Glatzer Heimatschriften (136).
Mitteilungen: Sitzungsberichte und Nachrichten 139

Alle Rechte vorbehalten.

Beiträge für die „Mitteilungen“ und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Herausgeber Univ.-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. **Theodor Siebs**, Breslau XIII, Hohenzollernstr. 53, II.

Digitized by Google
INDIANA UNIVERSITY LIBRARY
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

9/1461

MITTEILUNGEN

DER

SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT

FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Band XXIII

BRESLAU
Kommissionsverlag von M. & H. Marcus
1922

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alle Rechte vorbehalten.

Das Ahnenerbe
Bücherei Meyer

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt

Aufsätze und Mitteilungen.

	Seite
Herbig, Prof. Dr. Gustav, Religion und Kultus der Etrusker	1
de Boor, Dr. Helmut, Zur Eckensage	29
Jungandreas, Dr. Wolfgang, Einiges über die Bildung deutscher Familiennamen	43
— Die Herstellung von Pestkugeln	49
Klapper, Prof. Dr. Josef, Adelaide	51
Olbrich, Prof. Dr. Karl, Justinus Kerner und der deutsche Volksglaube	59
Wocke, Margarete, Ibsen und das norwegische Märchen	90
Knötel, Prof. Dr. Paul, Die volkstümlichen Heiligengestalten in der schlesischen Kunst	96
Görlich, August, Zwei Sagen aus Langendorf bei Ziegenhals	117
Rother, Karl, Dorfreimereien	118

Besprechungen.

Naumann, Hans, Primitive Gemeinschaftskultur (Siebs)	120
Güntert, Hermann, Von der Sprache der Götter und Geister (Siebs)	121
Wolters und Petersen, Die Heldensagen der germanischen Frühzeit	122
Mogk, Dr. E., Germanische Religionsgeschichte und Mythologie. 2. Aufl.	123
Kleinpaul, Dr. R., Die deutschen Personennamen, bearb. v. Naumann	123
Schön, Friedrich, Geschichte der deutschen Mundartendichtung II	123
Proben hoch- und niederdeutscher Mundarten, hgg. v. A. Götze (Siebs)	123
Deutsche Gebete, ausgewählt von Bardo	124
Volckmann, Erwin, Alte Gewerbe und Gewerbegassen (Siebs)	124
Götze, Alfred, Vom deutschen Volkslied (Siebs)	125
Bruinier, J., Das deutsche Volkslied. 6. Aufl.	126
Frings, Th., und Vandenheuvel, J., Die südniederländischen Mundarten I (Siebs)	126
Meisinger, O., Bilder aus der Volkskunde (Jantzen)	127
Niedlich, Joach., Deutscher Heimatschutz (Jantzen)	127
Riedel, P., Aberglaube und Zauberei im heutigen Deutschland	128
Wehrhan, K., Die Freimaurerei im Volksglauben	128
Watzlik, Hans, Böhmerwald-Sagen	128
Heckel, Hans, Die Schlesischen Provinzialblätter von 1785—1849 (Jantzen)	129

Digitized by Google

Original from INDIANA UNIVERSITY

Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Schlesische Heimatbücherei: Die Fruchtschale Logaus und der Cherubinische Wandersmann, ausgew. v. Müller-Rüdersdorf . . . 130
Bruck, Prof. Dr. W., Die Historie vom güldenen Zahn eines schlesischen Knaben 130
Hillebrand, Dr. L., Das Riesengebirge in der deutschen Dichtung (Wendt) 130
Schmude, Albert, Breslau, eine Heimatkunde (Jantzen) 131
Andreae, Friedrich, Breslau um 1800 132
Breslauer Sagen und Legenden, gesammelt von F. Enderwitz . 132
Jecht, R., Görlitz, bevor es Stadt wurde 132
Wendisches Familienleben der Oberlausitz (Jantzen) 132
Lengsfeld, B., Sagen des Kreises Reichenbach (Jantzen) 133
Clemenz, B., Kloster Leubus und der Oderwald 133
— Wahlstatt 133
Wels, P., Geschichte des Klosters Leubus 133
Siebelt, A., Die Burg Kynast (Jantzen) 134
Am Sagenborn der Heimat, Sagen und Märchen aus dem Kreise Leobschütz, herausgegeben von H. Gnielczyk 134
Niederschlesien, Monatsschrift (Jantzen) 134
Niederschlesischer Heimatkalender 1922 134
Der gemittliche Schläsinger, Kalender für 1922 (Jantzen) 135
Durfmusikkekalender 1922 135
Unser Schlesierland, Volkskalender auf 1922 135
Die Oberlausitzer Heimat, Volkskalender auf 1922 135
Peuckert, W. E., Apokalypse 1618 136
Fischer, Bernhard, Schul-Eckerts sein Heiroat 136
Karger, Robert, Der Graanzbook 136
Glatzer Heimatschriften (Schriften von F. Graebisch, F. Albert, R. Becker und M. Tschitschke; Festschrift für F. Volkmer) . . . 136

Geschäftliche Mitteilungen.

Sitzungsberichte 139
Nachrichten 144

Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY

Religion und Kultus der Etrusker.[1])

Von Gustav Herbig in Breslau.

§ 1. Ein Monument von der Bedeutung, wie sie der Festkalender (Mommsen CIL. I² 205 ff.) für die Kenntnis der altrömischen Religion hat, besitzen wir aus der etr. Überlieferung nicht. Man hat zwar die Agramer Leinwandrolle (§ 3) gelegentlich als einen ritualen Festkalender aufgefasst, aber die am Anfang der Textabsätze regelmässig auftretenden Zahlwörter, auf die jene Auffassung aufgebaut war, scheinen sich nicht als Monats-

[1]) Die Arbeit liegt im ersten Entwurf und in englischer Sprache vor in *J. Hastings Encyclopaedia of Religion and Ethics*, Vol. V 532—540, Edinburgh 1913. Sie erscheint hier neubearbeitet, erweitert und, wie ich hoffe, verbessert in deutscher Sprache. Es ist mir eine besondere Freude, für das gesprochene wie für das geschriebene Wort in der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde eine Heimstatt zu finden, die mir bei dem heute so erschwerten Einleben in einen neuen Wirkungskreis wie eine freundliche Verheissung dünken will.

Breslau, Weihnachten 1921. Gustav Herbig.

Inhalt: §§ 1—9. Antike Quellen: § 1. Etruskische Urkunden. § 2. Lateinische Bearbeitungen. § 3. Agramer Leinwandrolle. § 4. Andere Sepulkral-Rollen und grössere Sepulkral-Inschriften. § 5. Blei von Magliano und Verwandtes. § 6. Bronzeleber von Piacenza. § 7. Bronzespiegel. Gemmen. Wandgemälde. Reliefs. Münzen. Götterstatuetten. § 8. Alt-Etruskisches in der trüben und zufälligen Überlieferung. § 9. Unmöglichkeit einer systematischen oder entwicklungsgeschichtlichen Darstellung. — §§ 10—14. Götternamen: § 10. Alt-Etruskische Götter. § 11. Italische und griechische Götter. § 12. Literarisch überlieferte Götter. § 13. Orientalische Götter. § 14. Götternamen-Suffixe. — §§ 15—26. Göttersysteme: § 15. Trias. Neunzahl. Zwölfgötter. *Dii involuti.* § 16. Niedere Götter. § 17. Laren. § 18. Penaten. § 19. *Genii* und *Iunones.* § 20. *Dii animales.* § 21. Gentilgötter. § 22. *Sive deus, sive dea.* § 23. Lasen. § 24. Schreibende Schicksalsgottheiten. § 25. Hölle. § 26. Paradies. — §§ 27—36. Götterkultus und *Disciplina etrusca*: § 27. Priester. § 28. Gottesdienstliche Handlungen. § 29. Ursprung (Tages. Begoe) und Einteilung der *Disciplina.* § 30. *Libri fulgurales.* § 31. *Libri haruspicini* (Leberschau). § 32. *Libri rituales* (Ostenta). § 33. *Libri rituales* (Limitatio. Zeremonien). § 34. *Libri rituales* (Recht). § 35. *Libri fatales* und *Acherontici.* § 36. *Saecula.* Kosmogonie. — § 37. Bibliographie.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daten zu bewähren. Dabei muss freilich festgehalten werden, dass der römische Kalender mit seiner Einteilung in Kalenden, Nonen, Iden (etr. *itus*) und vielleicht auch die Einrichtung des liturgischen Festkalenders selbst innerhalb Italiens von etr. Priesterkollegien ausgeht. Familien-, Tempel-, Städtearchive, deren Rekonstruktionen für die älteste Geschichte der römischen Religion so wichtig sind, dürfen mit Sicherheit auch für die etr. Verhältnisse vorausgesetzt werden: direkt erhalten ist nichts, insbesondere lassen sich unter den 8000 etr. Inschriften offizielle Urkunden wie Statuten, Sitzungsberichte, Gebetsformulare, Ritualvorschriften von Priesterkollegien oder gentilen Kultgenossenschaften nicht oder noch nicht mit Sicherheit erkennen; von ein paar erfreulichen Ausnahmen, die für die Zukunft einiges verheissen, soll unten die Rede sein. Wir haben aber immerhin bestimmte und zuverlässige Nachrichten, dass solche urkundlichen Aufzeichnungen zusammen mit der mündlichen Überlieferung schon frühe, wohl in rhythmisch gegliederter Sprache unter mythischen Verfassernamen (Bücher des Tages und der Begoe § 29) und geheimnisvollen Titeln (*libri fatales*, *libri Acherontici* § 35) zusammengefasst, und dass sie danach zu antiquarischen und praktischen Zwecken in den *libri fulgurales*, *haruspicini*, *rituales* (§§ 30—34) als *etrusca disciplina* in ein gelehrtes und spitzfindiges System gebracht wurden.

§ 2. Diese Bücher wurden öfters ins Lateinische übersetzt oder für römische Verhältnisse bearbeitet: wir müssen heute die Geschichte und den Inhalt dieser Literatur aus zerstreuten und zufälligen Notizen (bei Cicero, Livius, Plinius, Seneca, in den Schriften der Grammatiker, Antiquare, Vergilerklärer, der Feldmesser und Kirchenväter) mühsam zusammenstellen. Dabei treten etwa folgende Schriftstellernamen in den Vordergrund: Tarquitius Priscus (vor Vergil) hat sich dichterisch in der *etrusca disciplina* versucht und mit den *ostenta*, den naturwidrigen Erscheinungen, als Gegenständen der Haruspicin (§ 32) beschäftigt; A. Caecina, dessen Geschlecht aus dem etr. Volaterrae stammte, ein Gegner Caesars, schrieb über die etr. Blitzlehre (§ 30); P. Nigidius Figulus, der Vertraute Ciceros, verfasste u. a. Schriften *de extis*, *de divinatione*, *de animalibus*, wobei er kaum die etr. Theorie ausser acht lassen konnte; von Cornelius Labeos Büchern *de diis animalibus* (§ 20) erfahren wir aus Servius Kommentar zur Aeneis; Julius Aquila, Umbricius Melior,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vicellius, Caesius werden von Plinius, Lydus, Arnobius als Quellenschriftsteller über die etr. Disziplin erwähnt.

§ 3. Als ein im Original erhaltenes Stück der *etrusca disciplina* ist die Agramer Leinwandrolle betrachtet worden, der weitaus grösste etr. Text (etwa 1500 Worte in 12 Kolumnen), den wir besitzen. Die Reste dieses *liber linteus* fanden sich willkürlich in Binden zerrissen und um eine weibliche Mumie gewickelt in Ägypten und werden jetzt im Agramer Nationalmuseum aufbewahrt. Schrift, Orthographie und Mumienausstattung weisen auf die griechisch-römische Zeit, vielleicht auf das letzte Jahrhundert vor Christus. Man hat, gestützt auf ein paar Worte und Wendungen, die wir verstehen, in dem sehr formelhaften Text ein Opferritual (Krall, Lattes), einen ritualen Festkalender (Torp), Teile der etr. Blitzlehre (Skutsch) oder ein beliebiges Denkmal etr. Sakralpoesie, etwa analog den Iguvinischen Tafeln (Thulin), erkennen wollen. Mir scheinen äussere und innere Umstände (die Fundtatsachen; die Textrollen anderer etr. Grabdenkmäler; die Götternamen, Litaneien und bestimmte Appellativwörter) auf einen funerären Text und auf einen mehr als zufälligen Zusammenhang zwischen Mumie und Leinwandrolle hinzuweisen, vielleicht in dem Sinne, dass Totenliturgien und Jenseitsvorstellungen der *libri Acherontici* (§§ 20. 35) nach der Weise des ägyptischen Totenbuches hier auf einen besonderen Fall angewendet werden.

§ 4. An die Agramer Rolle schliessen sich passend an die Schriftrollen oder Diptychen in den Händen der Deckelfiguren etr. Sarkophage und Aschenkisten oder der Personen und Unterweltsgottheiten auf den Frontreliefs dieser Denkmäler oder den Malereien etr. Vasen, vor allem die sog. *pulena*-Rolle, eine neunzeilige Sepulkralinschrift auf einer aufgewickelten Rolle, die die Deckelfigur (also der Tote selbst) dem Beschauer entgegenhält. Auch was wir auf der grössten etr. Inschrift, der Sepulkraltafel von Capua, zu deuten vermögen, steht mit dem für diese funerären Buchrollen vermuteten Inhalt nicht im Widerspruch; der drittgrösste etr. Text, der *Cippus Perusinus*, scheint wenigstens gewisse Analogien dazu aufzuweisen. Mehr als diese noch fast ungedeuteten Schriftdenkmäler gestatten aber Ausstattung und Inhalt der aufgedeckten Gräber (Wandgemälde, Aschenkisten- und Sarkophagreliefs, Deckelfiguren, sowie die sehr reichen Gefäss-, Geräte-, Kleider- und Schmuck-Beigaben) bestimmte Rückschlüsse auf den

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Totenkult und die Jenseitshoffnungen und -befürchtungen (§§ 25. 26) der Etrusker.

§ 5. In einen anderen Kreis religiöser Vorstellungen führt der Text des Bleies von Magliano. Man hat ihn zunächst wegen sprachlicher Anklänge mit dem der Agramer Rolle verglichen. Aber das Äussere des Denkmals stellt es eher neben die Bleitäfelchen von Volterra und Campiglia Marittima, die Skutsch als Devotionen erkannt hat. Jedenfalls passen auch die chthonischen Götter des Magliano-Textes sehr gut zu den persönlichen und inoffiziellen Zauber- und Verwünschungsformeln, die wir nach griechisch-römischen Analogien auf jenen Täfelchen zu erkennen vermögen. Auch die etruskischen ABC-Denkmäler wird man hierher rechnen. Unter die Sphäre der offiziellen Religion scheinen schliesslich die naiven, halb anatomischen Votivgaben zu fallen, die bei den Ausgrabungen zutage kamen, freilich nicht auf Etrurien beschränkt sind und merkwürdig oft an die Inventare moderner Gnadenorte und Wunderheilstätten erinnern. (Vgl. § 28.)

§ 6. Ein ausserordentlich wichtiges Denkmal der etr. Haruspicin ist die Bronzeleber von Piacenza, eine anatomisch ziemlich getreue Nachbildung einer Schafleber, die wie der etr. Himmel in Regionen eingeteilt und mit Götternamen und Abkürzungen von Götternamen ganz bedeckt ist. Man wird sich das flüchtig geschriebene und nicht sehr alte Monument am ehesten als eine Art Schlagwörter-Katechismus der etr. Leberschau oder als Orientierungsmodell in der Hand des amtierenden Haruspex zu denken haben. Merkwürdige Gegenstücke sind neuerdings in Babylonien und Boghazköi aufgetaucht.

§ 7. Neben der Bronzeleber sind die Hauptquelle für die etr. Götternamen die sehr zahlreichen aus etr. Gräbern stammenden Bronzespiegel. Aus der reichen Fülle mythologischer Szenen, die sie bieten, sehen wir am besten, was die Etrusker aus der griechischen Mythologie übernommen und ihren, wie es scheint, sehr nüchternen Vorstellungen angepasst haben. Daneben kommen in zweiter Linie die Gemmen in Betracht mit eingeschnittenen Bildern und Namen, dazu die Wandgemälde der Gräber und die Reliefs der Sarkophage und Aschenkisten mit ihren Darstellungen aus der griechisch-italischen Götter- und Heroenwelt und gelegentlichen Beischriften; in viel geringerem Masse die Bilder der sog. etr. Vasen, die sich in der Hauptsache als griechische Importware

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herausstellen und mehr für griechische als etruskische Anschauungen zeugen. Für Göttertypen und Götterattribute liefern ein schätzbares Material noch die Münzen und Votivstatuetten mit freilich seltenen Weihinschriften.

§ 8. Eine sehr ernste Schwierigkeit bei der monumentalen wie bei der literarischen Überlieferung macht die reinliche Scheidung der wirklich etruskischen, der griechischen, römischen und orientalischen Motive. Wenn schon bei der Darstellung der älteren griechischen Religion orientalische oder aus der indogermanischen Urzeit ererbte und griechische, bei einer römischen Religionsgeschichte griechische und italische Elemente schwer auseinanderzuhalten sind, so vervielfachen sich diese Schwierigkeiten bei einer Darstellung der etr. Religion, wo namentlich die literarischen Quellen viel spärlicher fliessen, die sprachlichen zum grossen Teil noch ungedeutet sind, und sichere ethnographische, linguistische, religiöse Verwandtschaften noch fehlen. Altes und Neues, Fremdes und Heimisches fliesst in der trüben Überlieferung zusammen, und auch wo fremde Einflüsse klar zutage liegen, ist es häufig unmöglich, sekundären Synkretismus und urverwandte Vorstellungen zu trennen.

§ 9. Aus diesen Quellen, deren Bibliographie am Schluss des Artikels folgt, gewinnen wir etwa das im folgenden gezeichnete Bild von den Einzelgottheiten, den Göttersystemen, dem Götterkultus und einigen religiösen und ethischen Vorstellungskreisen der Etrusker. Das Ganze in ein System bringen oder entwicklungsgeschichtlich darstellen zu wollen, ist bei der Dürftigkeit und zufälligen Überlieferung der Quellen, sowie bei der Unmöglichkeit, sie evident und restlos zu deuten, vorläufig aussichtslos. Leider fehlt es, von ein paar vorzüglichen, noch unvollendeten Sammelwerken bestimmter Gruppen abgesehen (s. die Bibliographie zu § 7), auch noch an einer kritischen und einigermassen erschöpfenden Zusammenstellung des Materials, das die monumentalen Quellen verschiedenster Art bieten; ohne einen Bilderatlas, wie er Franz Skutsch noch in seinen letzten Monaten beschäftigte, wäre dabei freilich nicht auszukommen, nicht nur, weil auch die Darstellung der Göttertypen in der Kunst oder die redliche Handwerkerarbeit an etruskischen Grabdenkmälern mit ihren reichen Beigaben religiöse Ideen widerspiegelt, sondern noch mehr, weil bei der besonderen Art der etruskischen Überlieferung die bildlich-monu-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mentalen Quellen in der Regel lauter sprechen als die noch halbstummen oder in der lateinisch-griechischen Fassung viel Fremdes mit sich führenden Quellen der sprachlichen Dokumente. Dazu kommt, dass die zum Teil sehr schlecht erhaltenen Lesungen der in erster Linie in Betracht kommenden etruskischen Spiegel (namentlich der schon vor Jahrzehnten publizierten) vor den Originalen noch einmal revidiert werden müssen; auch eine zusammenhängende sprachliche Untersuchung zwar nicht der Wurzeln (denn eine solche wäre vorläufig aussichtslos), wohl aber der Suffixe der etruskischen Götternamen wäre eine auch heute schon lohnende Vorarbeit (s. § 14).

§ 10. Die Etymologien der echt etruskischen Götternamen sind fast durchweg unbekannt, und die literarische Überlieferung kennt weitaus die meisten dieser Namen überhaupt nicht. Trotzdem können wir eine Reihe von ihnen mit voller oder genügender Sicherheit nach den bildlichen Darstellungen namentlich auf Spiegeln und Gemmen mit römischen oder griechischen Gottheiten identifizieren; dass die Bedeutungskreise solcher sekundär gleichgestellten Namen sich nur teilweise decken, und dass solche Göttersubstitutionen das ursprüngliche Wesen auf beiden Seiten verwischen, ist z. B. aus der römischen Religion hinreichend bekannt. Im ganzen entsprechen sich: *tin(i)a* und *Iuppiter*, der ganz etr. *śeϑlans* und der etr.-latin. *Vulcanus*, der rein etr. *turms (trm·s)* und der etr.-latin. *Mercurius*, *fufluns* und *Bacchus*, *turan* und *Venus*, *ϑesan* und *Aurora*. Mehr oder minder dunkel bleiben: *ca(u)ϑa*, *cilens*, *cvlalp*, *leϑam*, *mantrnś* (§ 12), *ϑuflϑa*, *tecum*, *tluscv*, *laran* (ein Kriegsgott?), *aminϑ* (Amor?), *svutaf* (beflügelter Jüngling). Eine andere Gruppe nicht deutbarer Einzelnamen, die wenigstens als Gruppe verständlich ist, s. § 23.

§ 11. Andere tragen italische oder griechische Namen, die nur mehr oder minder etruskisiert sind. So scheinen *hercle* (*Ἡρακλῆς*), *ap(u)lu(n)* (*Ἀπόλλων*), *χaru(n)* (*Χάρων*), *aita* (*Ἀΐδας*), *ar(e)aϑa* (*Ἀριάδνα*) und zahlreiche Heroennamen direkt aus dem Griechischen übernommen zu sein. Aus dem italischen Pantheon stammen oder können stammen: *uni* (Juno), *menerva* (Minerva), *mariś* (Mars), *neϑuns* (Neptunus), *sel(v)ans* (Silvanus), *vetis* (Vedius), *mac* (Maius), *vesuna* (umbr. und mars. *Vesune*, *Uesune*, Dat. Sg.). Lautgesetzlich entsprechen sich diese Parallel-Götternamen freilich nicht durchweg, und bei manchen *(neϑuns? sel(v)ans? menerva?)*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist erst noch die Frage, ob Name und Begriff nicht umgekehrt von den Etruskern zu den Italikern gelangt sind. Bei einer andern Schicht haben wir diesen umgekehrten Weg direkt nachweisen können: *Saturnus* § 21, *Volcanus* § 13, *Mercurius* § 21 sind uns aus der etr. Überlieferung als Götternamen nicht bekannt, sie tragen aber so deutlich etruskische Spuren an ihren latinisierten Namen, dass ihre Herkunft nicht zweifelhaft sein kann. Bei andern ist ein griechischer oder italischer Name erst sekundär neben einen altetruskischen getreten, so die *atrpa* (Ἄτροπος) an die Stelle der *vanθ* (§ 25), der *herm-* (Endung unsicher) an die Stelle des ganz etr. *turms* und des etr.-latin. *Mercurius*, *usil* (sabin. *ausil*) an die Stelle des *ca(u)θa* (ἀμάρακον . . . Ῥωμαῖοι Σῶλις ὄκουλουμ, οἱ δὲ μιλλεφόλιουμ, Θοῦσκοι καντάμ Dioscor. II 147,17), der *ani* (Janus) an die Stelle des *culśanś* (wenigstens zeigt die Bronzestatuette, die nach CIE. 437 dem *culśanś* geweiht wird, wie ich mich in Cortona selbst überzeugte, das Doppelgesicht des Janus: wir werden also nach Analogie anderer Votivstatuen, die das Bild des Gottes darstellen, dem sie geweiht werden, neben den etruskisierten, vielleicht an den faliskischen *Janus quadrifrons* (Serv. Aen. VII 608) anknüpfenden *ani* den altetruskischen *culśanś* setzen dürfen).

§ 12. Andere etruskische Gottheiten kennen wir bloss aus der literarischen Überlieferung unter lateinischen oder latinisierten Namen. *Vertumnus*, *Vortumnus* (§ 22) wird bei Varro de l. l. V 46 *deus Etruriae princeps* genannt. Die *Voltumna* (§ 22) erscheint als die Göttin des Bundestempels der 12 etruskischen Stadtstaaten (Liv. IV 25, 7 *çonsilia ad movenda bella . . . in Etruria ad fanum Voltumnae agitata. Ibi prolatae in annum res, decretoque cautum, ne quod ante concilium fieret).* Der Tempel der Schicksalsgöttin *Nortia* zu Volsinii war durch das Einschlagen von Nägeln zur Jahreszählung merkwürdig (Liv. VII 3, 7). Von dem etruskischen Unterweltsgott *Mantus*, dem in der etr. Überlieferung ein *mantrnś* und in der etr.-lat. eine *Manturna* zur Seite stehen, hat die etr. Stadt Mantua ihren Namen (Antike Lit. bei Müller-Deecke Etrusker I ² Anm. 6). Ein mythisches *monstrum Volta* erwähnt Plinius *n. h.* 2, 53. 140. Von der Nymphe *Begoe* und dem göttlichen Knaben *Tages* wird § 29 die Rede sein.

§ 13. Während wir griechische und römische Götter in etruskischem Gewand verhältnismässig sicher zu erkennen vermögen, bleibt anderes unklar. Die einzige etruskische Inschrift

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus Karthago bringt zwar den Namen des semitischen *melkarϑ*. Aber von den etruskisch-ägyptischen Göttergleichungen, die ich nach dem Text der aus Ägypten stammenden Mumienbinden (§ 3) gewagt habe, ist keine irgendwie evident. Auch die Frage, ob sich unter den altetruskischen Göttern vorgriechische ('pelasgische', 'ägäisch-kleinasiatische', 'karische', 'kretische') Typen befinden, scheint mir noch nicht nach allen Seiten hin spruchreif. Doch mehren sich gerade hier die Anklänge ganz zusehends: *Divus pater Falacer* — *Ζεὺς Φαλακρός* (Argos), *Turpenus pater* — *Ἀπόλλων Τυρβηνός* (Argos), *Mater Mursina* — *Μόρσυνος* (Karien), *Volcanus, Vulchanus* — *Ζεὺς Ϝελχανός* (Kreta), *Tarquenna, Tarquinius* — *Ζεὺς Ταρχυηνός* (Lydien), *turan* 'Herrin' (§ 10) — *τύραννος* (vorgriech.), *fufluns* (: *Populonium*) (§ 10) — *βύβλινος οἶνος* (Naxos)?, *lasa ϑimrae* (§ 23) — *Ἀπόλλων Θυμβραῖος* (Troas)? Auf babylonisch-etruskische Beziehungen komme ich noch zu sprechen (§§ 30—32).

§ 14. Vielleicht werden uns die Suffixe der etruskischen Götternamen einmal pfadweisend weiterhelfen, wenngleich einige so wenig charakteristisch scheinen, dass sie an und für sich auch indogermanisch sein könnten, und andere möglicherweise bloss die Etruskisierung italischer, griechischer oder orientalischer Gottheiten bezeichnen. Ich stelle wenigstens einiges zur Diskussion; merkwürdig oder richtiger für die altetr. Motionslosigkeit bezeichnend bleibt, dass ein und dasselbe Suffix sich öfters bei männlichen und weiblichen Gottheiten findet. Suffix *-nϑ* (*ami-nϑ, lei-nϑ, va-nϑ*), *-ns* (*fuflu-ns, neϑu-ns, śeϑla-ns, selva-ns, culśa-nś, [lasa] isminϑia-ns, cile-ns, mantr-nś*), *-ϑa* (*ϑufl-ϑa, area-ϑa, tali-ϑa, [lasa] racune-ta, mlaχ(u)-ta*), *-mn-* (*Vertu-mn-us, Voltu-mn-a, Volu-mn-us, Volu-mn-a, Vitu-mn-us*, wohl auch *Pilu-mn-us, Picu-mn-us, Clitu-mn-us*), *-r̥n-* (*Mant-urn-a, Iut-urn-a*?, *Sat-urn-us, Volt-urn-us, Lav-ern-a, Numit-ern-us, El-ern-us*), *-an* (*tur-an, ϑes-an, alp-an, ev-an, me-an, lar-an*), *-l* (*hinϑia-l, recia-l, rescia-l*), *-χ* (*puri-χ, malavis-χ, mlacu-χ, munϑu-χ*).

§ 15. Die Einzel-Götter (*aesar* Hesych s. v. *αἰσοί*, Sueton Aug. 97, Cass. Dio LVI 29) wurden zu bestimmten Götterordnungen und Göttersystemen zusammengefasst. In jeder *etrusco ritu* gegründeten Stadt genoss die Götter*trias tinia, uni, menrva* vorzügliche Verehrung; wenn ihr nicht 3 Tore und 3 Tempel geweiht waren, galt die Stadt bei den *prudentes etruscae disciplinae* nicht als voll. Einer Neunzahl von Göttern (die etr. Woche *nundinum*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus **novem-dinom* hatte 9 Tage) stand das Schleudern bestimmter Blitze (§ 30) (*manubiae* Handwaffen, Sonderblitze) zu; da *tinia* 3 Manubien in seiner Hand vereinte, unterschied man im ganzen 11 Blitzarten (Plinius *n. h.* II 138), wobei die Elfzahl vielleicht auf babylonische Vorstellungen (Serv. Georg. I 33) zurückgeht. Die *prima manubia* sandte *tinia suo consilio,* die *secunda* auf Anraten der Zwölfgötter (*hos Consentes et Complices Etusci aiunt, quod una oriantur et occidant una, sex mares et totidem feminas, nominibus ignotis et miserationis parcissimae: sed eos summi Iovis consiliarios ac participes existimari,* Varro bei Arnobius II 40): der Zusammenhang dieser 6 Götterpaare, die täglich miteinander am Himmel auf- und untergehen, mit den griechischen *δώδεκα θεοί*, den griechisch-orientalischen *θεοὶ βουλαῖοι*, den 12 Monaten und den babylonisch-orientalischen Tierkreisbildern ist unverkennbar. Die *tertia manubia* aber, die verheerendste von allen, schleuderte *tinia* nur im Einverständnis mit den *dii superiores, involuti* oder *opertanei,* deren Namen und Zahl niemand weiss, und die geheimnisvoll und unergründlich über allen thronen (Caecina bei Seneca *n. q.* II 41 und Varro bei Arnobius II 40).

§ 16. Von diesen hohen Göttern zu scheiden sind die Gruppen der an Personen und Orte gebundenen Geister. Bei ihnen ist es besonders schwierig, Etruskisches und Römisches auseinanderzuhalten. Die *lăres* (altlat. *lases*), die Geister, die an den Grundstücken haften und an den Kreuzwegen schweifen, die *di penates,* die im *penus,* d. i. in der Vorratskammer (bei Küche und Herd), wohnen und walten, die *genii* der Männer und die *junones* der Frauen, welche als Schutzgeister (*δαίμονες*) am Geburtstage gefeiert werden, wie die Schutzheiligen der katholischen Kirche am Namenstag, der durch die Taufe zum wahren Geburtstag des Christen wird, der *aisna hinθu* oder die *divina anima*, die göttlich gewordene Seele des Verstorbenen, die Gentilgötter, die ihre Namen mit den *gentes* teilen: sie alle tauchen flüchtiger oder deutlicher auch in der etruskischen Überlieferung auf, freilich ohne dass wir uns von den einzelnen Gruppen, von ihrer Entstehung auseinander oder aus anderen Typen (Unterweltsgötter, Ahnengeister) oder von ihren sekundären Vermischungen ein klares Bild machen könnten.

§ 17. Bestimmt zu scheiden sind auf alle Fälle die Vornamen

etr. *lar*	lat. *Lar*	griech. *Λᾶρος*
larθ	*Lars*	*Λάρτας*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit ihrem durch Schreibungen und Betonungen wie *Lártius*, *Laaro*, *Lāronius*, *Λᾶρος* gewährleisteten langen *ā* von den lateinischen Appellativis *lār* (aus **lārs*), Gen. *lāris*, altlat. Pl. *lases* mit ihrem von Natur kurzen *ă*. Dagegen ist nicht ausgeschlossen, dass die Unterweltsgöttin *Lăra* (Ovid. Fast. II 599 ff.), die man von den *lăres*, *lases* nicht trennen will, sprachlich und sachlich zu der *lasa* (Vokallänge unbekannt) gehört, die als beflügelte, bekleidete, eine Rolle entfaltende Schicksals- oder Todesgöttin bei Gerhard Etr. Sp. 4 Taf. 359 zwischen dem Seher *hamφiare* (*Ἀμφιάραος*) und dem resigniert zu Boden blickenden *aivas* (*Αἴας*) erscheint. Aber gerade diese *lasa* steht zu den gewöhnlichen *lasa*-Typen der etr. Spiegel (§ 23) in einem noch unerklärten Gegensatz, und die *Lăra* statt der gewöhnlichen *Lārunda* bei Ovid ist vielleicht ausschliessliches Eigentum dieses Dichters. Die Gleichsetzungen der etruskischen Gottheiten *leϑn* und *lasa* auf der Bronzeleber von Piacenza mit dem *Lar militaris* und *Lar caelestis* bei Martianus Capella sind ganz unsicher.

§ 18. Über die etruskischen Penaten berichten Nigidius und Caesius bei Arnobius adv. gent. III 40. Beide nennen eine Vierzahl von Gottheiten. Nigidius unterscheidet *quattuor genera:* die *di penates Iovis, Neptuni, inferorum, mortalium hominum*, Caesius vier Götter: *Fortuna, Ceres, Genius Iovialis, Pales.* In den 4 Klassen des Nigidius lassen sich die 4 Elemente: Himmel, Meer, Unterwelt, Erde erkennen; ob und wie die 4 Götter des Caesius damit zu vereinigen sind, wage ich nicht zu entscheiden.

§ 19. Ob der lateinische *genius* (Erzeuger) ein etruskisches Wort wiedergibt, wie man wohl gemeint hat, und ob die römischen *Genii* und *Iunones* etruskische Entsprechungen haben, ist ebensowenig festzustellen. Ein *Genius Iovialis* als etruskischer Penat ist uns soeben begegnet; bei Festus 359 wird *Tages* (§ 29) als *Genii filius, nepos Iovis* bezeichnet. Schlangen, die römischen Symbole der Genien, sind auf etruskischen Denkmälern nicht selten.

§ 20. Die Vergöttlichung Verstorbener tritt uns aus der Sepulkralkunst entgegen, sie wird auch literarisch ausdrücklich bezeugt. Labeo berichtet *in libris qui appellantur de diis animalibus* nach Servius zur Aeneis III 168: *esse quaedam sacra quibus animae humanae vertantur in deos, qui appellantur animales, quod de animis fiant*, und Arnobius adv. gent. II 62 sagt mit klaren Worten: *Etruria libris in Acheronticis pollicetur certorum animalium*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sanguine numinibus certis dato divinas animas fieri et ab legibus mortalitatis educi. Eine solche *divina anima* oder ein *deus animalis* ist in der Verbindung *aisna hinθu* (= die göttlich gewordene Seele des Toten) auch im Text der Agramer Leinwandrolle mehrfach aufgetaucht.

§ 21. Wir müssen daraus wohl auf einen Toten- oder Ahnenkult bei den Etruskern schliessen. Wie weit der mythologische Heroenkult, der nicht sehr entwickelt war und das meiste ziemlich äusserlich aus der griechischen Heroenwelt (§ 11) übernahm, damit zusammenhängt, ist schwer abzusehen. Immer deutlicher vermögen wir indes in diesem Zusammenhang eine Reihe von Gentil-Gottheiten zu erkennen, wenngleich das Verhältnis (auch das chronologische) von Gottheit und *gens* nicht überall klar ist. Der adjektivische Gentilname wird entweder bekannten Götternamen beigefügt oder Gentil- und Göttername sind schlechthin identisch. In funerären Textrollen treten die *culśu leprnei*, d. h. eine Todesgöttin der *gens *Leprinia* und die *uni ursmnei*, die Juno der *gens Orsminnia*, klar hervor. Die Gentil-Gottheit der *Numitorii* war ein bald *Numiternus*, bald *Mars* genannter Gott, die *gens Numisia* verehrte den *Numisius Martius* oder *Numesius Mars*; ganz entsprechend lernen wir einen *mariś hus-r-na-na*, vielleicht auch einen Hermes *huz-r-na-tre*, als Gottheiten einer *gens Fusia (=*Husia)* mit echt etruskischen Suffixerweiterungen aus etruskischen Inschriften kennen. Die etruskischen oder halbetruskischen Göttinnen *Ancharia* von Faesulae und Asculum und *Feronia* vom faliskischen Soracte sind von den *Ancharii* und den *Heruli* (=**Feruli*, faliskisch jetzt auch *fere* = **Herus*) nicht zu trennen. Der Name des Diktators *Egerius Laevius* erklärt den Namen der 'Nymphe' *Egeria*: nicht anders ist die etruskische 'Nymphe' *Begoe*, *Vegoia*, **Vegonia* (erschlossen aus dem Adjektiv *Vegonicus*) ganz identisch mit den regelmässigen weiblichen Formen des Gentilnamens *vecu*, also mit *vecui*, **vecuia*, **vecunia*, und ob die *lasa vecu* nicht auch hierher gehört, können wir nur deswegen nicht sicher sagen, weil wir die gelegentliche Schreibung *-u* für *-ui* (hier also *lasa vecu* = *lasa vecui* = *Lasa Begoe*) nur sehr sporadisch belegen können und die Erklärungsweise bei andern Lasen-Namen (§ 23) versagt. Die römischen und etruskischen Gottheiten *Vitumnus*, *Vortumnus* und *Voltumna*, *Volumnus* und *Volumna* (§§ 12 und 22) werden durch Suffix und Stämme an etruskische Gentilicia geknüpft, und die

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Todesgöttinnen *Tarp-eia*, *Mant-ur-na* (zu *Mantus* § 25), *Lav-er-na* können nach Form und Stamm ohne weiteres etruskische Gentilbildungen sein.

Ja selbst die Namen bekannter Gottheiten, des *satre-Saturnus* und des *Mercurius*, der *uni-Juno* und des *ani-Janus*, lassen sich nur auf diesem Weg sprachlich einwandsfrei erklären. Von *ani-Janus* soll in § 22 die Rede sein. Den *Sāturnus*, *Saeturnus* glaube ich an anderer Stelle nach Wortkern und Stammbildung als 'vorgriechisch' erklärt und aus der volksetymologischen, aber ungrammatischen Verstrickung mit lat. *sero sēvī sătus* erlöst zu haben. Jedenfalls verhält sich der etr. Götternamen *satre* zum etr. Gentilnamen *saterna* wie der lat.-etr. Gentilname *Satrius* zum röm.-etr. Götternamen *Saturnus*.

Der Götternamen *Mercurius* ist sprachlich und sachlich nicht anders zu erklären als der Doppel-Götternamen gleicher Endungen *Mamurius Veturius*. Es verhalten sich *Vet(t)urius* : etr. *veθura* : etr. *vetu* wie *Mamur(r)ius* : etr.-lat. *Mamurra* : etr. **mamu* und wie *Mercurius* : etr. **mercura* : etr. *mercu*, oder mit andern Worten: wenn wir mit W. F. Otto *Mamurius Veturius* als die echt menschlichen Namen eines ursprünglichen Gentilgottes betrachten, dürfen wir auch in *Mercurius* nichts anderes sehen als die ursprüngliche Gentilgottheit der etr. Gens *mercu*. Wenn dieser etruskische Gott später von den Römern dem griechischen Handelsgott *Hermes*, den die Etrusker selbst als *turms* (§§ 10. 11) bezeichneten, gleichgesetzt wurde, so hat, wie so oft, ein sprachlicher Anklang, hier der des etr.-lat. Namens *Mercurius* an lat. *merx, merces, mercari*, also eine falsche Etymologie (falsch, weil sie die Wortbildung unerklärt lässt), dabei eine entscheidende Rolle gespielt.

Der etruskische Name der *Iuno uni*, der faliskische Vorname *iuna*, das faliskische Patronymicum *iuneo*, die römische gens *Iunia*, der mensis *Iunius* gehören sachlich zweifellos zum lateinischen Namen der Göttin; sie können aber sprachlich nicht unmittelbar mit dem Stamme *Iunōn-* verknüpft werden: der seiner Endung nach noch nicht befriedigend erklärte Name *Iuno, -ōnis* ergäbe im Etruskischen die Form **unui* oder **ununia*, das etruskische *uni* ist der Reflex eines verschollenen lateinischen oder wegen des faliskischen Junokultus in dem halb etruskischen Falerii vielleicht faliskischen Namensform **Iunia*, wenn er nicht gar die im Lateinischen selbst nur noch in Spuren vorhandene indo-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

germanische Femininbildung auf -*ī* (ai. *yūnī-*, vgl. lat. *junī-x*) widerspiegelt.

§ 22. Ein paar seltsame Fälle der in der römischen Religion so seltenen und frostigen Götterpaare oder Kultgenossen erhalten von den Suffixverschiedenheiten etruskischer Gentilnamen aus ein unerwartetes Licht.

Die auffallenden Anrufungsformeln *sive deus sive dea* bei den Arvalen und sonst oder *sive mas sive femina* pflegt man wie die Devotionsformel *sive quo alio nomine fas est nominare* so zu erklären, dass man sich über Namen und Wesen der Gottheit, die bei dem augenblicklichen Anlass einen Rechtsanspruch auf Berücksichtigung haben könnte, nicht klar war und so aus religiöser Scheu und abergläubischer Pedanterie die allgemeinsten Wendungen gebrauchte.

Ich glaube aber nachweisen zu können, dass mindestens ein Teil der Verwirrung bei der Frage, ob Gott oder Göttin, auf einer wirklichen Unkenntnis des *genus* gewisser Namen und damit auch des *sexus* der durch sie bezeichneten seltenen und fremdartigen Gottheiten beruht. Eine häufige Kategorie etruskischer Eigennamen sind die Masculina auf -*a*. Als Cognomina neben andern männlichen Namen hat man viele von ihnen auch ins Lateinische als Masculina übernommen (*Vala, Cotta, Sora, Murra*). Andere hat man volksetymologisch oder halbgelehrt nach lateinischen Appellativwörtern oder Genusklassen umgedeutet und feminin empfunden (*Scaeva Scaevola* trotz etr. Mask. *sceva*, *Barba Barbula* trotz etr.-lat. *Barbus*, *Vacca Vaccula* trotz etr.-lat. *Vaccus*, *Musca* trotz kleinasiat. Mask. *muskkah Μόσχας*, *Verona Vettona* trotz etr. Mask. *veru vetu* und etr. Mask.-Endung -*u-na*). Bei einer dritten Gruppe, wo solche Namen als Namen von Gottheiten, d. h. doch wohl von ursprünglichen Gentil-Gottheiten fungierten, geriet das Sprachgefühl, da ja die Gottheiten beide Geschlechter haben konnten, in Verwirrung. Man half sich entweder mit der Formel *sive deus sive dea* oder *sive mas sive femina*, wobei *deus* und *mas* im Grunde das etruskische männliche und *dea* und *femina* das lateinische weibliche Geschlecht der *a*-Stämme widerspiegeln. Oder aber man machte etr. Masculina auf -*a* genau so zu weiblichen Namen, wie man *Scaeva, Vaccula, Verona* grammatisch als Feminina betrachtete. Ein paar Beispiele sollen den merkwürdigen Vorgang veranschaulichen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1. Neben *Cacus*, einem herdenraubenden Unhold, haben wir seine Schwester und Kultgenossin *Caca*. Unter den etr.-lat. Gentilnamen finden wir einen *cacni*, *Cacius*, *Cac(c)a*, die beiden letzten Formen sind als Καχεις, Καχχις, Καχχας auch unter den kleinasiatischen Verwandten der Etrusker aufgetaucht. Also *Cac(i)us-Cac(c)a* sind ursprünglich beide männliche etr.-kleinasiatische Individual- und Gentilnamen; vom Standpunkt der lateinischen Grammatik aus hat man das Götter- und Geschwisterpaar *Cacus-Caca* daraus gemacht; wie das Femininum zu *Cac(i)us*, *Cac(c)a* wirklich aussah, lehrt uns etr. *cacei* (aus **caca-i*).

2. *Volumnus* und *Volumna* sind *praesides puerilitatis qui volunt bona infantibus*. W. Schulze und W. Otto haben die Auffassung der Namen als etruskischer Gentilnamen nahegelegt, aber übersehen, dass *Volumna* nur ein schlecht latinisiertes männliches etr. *velimna* ist, und dass *Volumnus* und *Volumnius* nur weitere Stufen in der Latinisierung desselben männlichen Eigennamens sind. Nachdem *Volumnus* und *Volumna* zwecklos und überflüssigerweise nebeneinander standen, würden sie vom lateinischen Sprachgefühl zu einem Götterpaar verbunden und schliesslich auch noch typisch schlecht aus dem Lateinischen als *qui volunt* nämlich *bona infantibus* etymologisiert.

3. *Vortumnus* ist nach § 12 der *deus Etruriae princeps*, *Voltumna* die etruskische Göttin, bei deren *fanum* im Gebiete von Volsinii (Orvieto) die Bundesversammlungen stattfanden. W. Schulze hat den Zusammenhang der Göttin *Voltumna* mit etr. Gentilnamen durchschaut, und G. Wissowa die Zusammengehörigkeit von *Vortumnus* und *Voltumna* geahnt. Aber beide haben den letzten Schritt nicht getan, nämlich die Göttin *Voltumna* dem männlichen etruskischen Gentilnamen **velθimna* (wie oben *velimna*) und den Gott *Vortumnus* mit dem etr.-kleinasiatischen Wechsel von *r* und *l* dem männlichen etruskischen Gentilnamen **velθimne (ultimne, Veltymnus, Veldumnius)* gleichzusetzen. Der **velθimna* (das wirkliche Femininum heisst *ultimni*) ist wieder erst vom Standpunkt der lateinischen Grammatik aus zu einer Göttin geworden; die ursprüngliche Gleichheit von *Voltumna* und *Vortumnus*, die durch *l* neben *r* und den Vokalismus von *Vert-* neben *Volt-* schon gelockert war, wurde dadurch völlig auseinandergerissen. Der Schlussstein der Entwicklung ist wieder die lateinische Etymologisierung des Wortes *Vortumnus* und seine Verknüpfung mit *vortere vertere*. Aber noch aus

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Fähigkeit des *Vertumnus*, sich in alle möglichen Gestalten zu verwandeln (*verterè*), d. h. *sive mas sive femina* zu erscheinen, leuchtet die alte Doppelheit *Vortumnus-Voltumna* hervor. Sie lässt sich auch mit Händen greifen bei Propertius V 2, 21—24

Opportuna meast cunctis natura figuris:
In quamcumque voles verte, decorus ero.
Indue me Cois, fiam non dura puella:
Meque virum sumpta quis neget esse toga?

Die *puella* ist *Voltumna*, der *vir Vortumnus*.

4. Die *Diva Rumĭna* mit ihrem Heiligtum am Lupercal, wo man nur Milch, nicht Wein opfern durfte, und den *Juppiter Rumĭnus* hat G. Wissowa unter Ablehnung der allgemein angenommenen Herleitung des Namens von *ruma* = *mamma* mit dem etruskischen Geschlecht der **ruma* in Verbindung gebracht, das W. Schulze und ich selber zur Erklärung des Wortes *Roma* herangezogen haben. Grammatisch genauer lässt sich das etwa so formeln, dass die *Diva Rumina* und der *Juppiter Ruminus* morphologisch und semasiologisch als etruskische Gentilgottheiten einer *gens Rumina* (etr. **rumna*) aufzufassen sind. *Rumina* und *Ruminus* stehen zu etr. **rumna* wie *Caecina*, *Caecinius* zu *kaikna* und *Tarquenna*, *Tarquinius* zu *tarcna*. *Rumina* und *Ruminus* sind wieder verschiedengradig latinisierte Formen des etr. Mask. **rumna*, genau wie oben *Volumna*, *Volumn(i)us* des etr. Mask. *velimna*. Erst als das lateinische Sprachgefühl die *ruma*-Etymologie, d. h. die Säuglingslegende aus dem etr. *rum-* herausgesponnen hatte, wurde auch der etr. **rumna* zu einer lat. *Diva Rumina* und zu einer Säugegöttin umgedeutet. Dabei kam man mit dem *Juppiter Ruminus* naturgemäss bös ins Gedränge. 'Die Ansicht des hl. Augustin', durfte ich an anderer Stelle ausführen, 'dass *Juppiter Ruminus* der Säugende neben *Rumina* die Säugende etwa zu erklären sei, nach des Valerius Soranus religionsphilosophischer Wendung *Juppiter . . . progenitor genetrixque deum*, greift zu hoch, und sein Spott, der *Ruminus* sei für männliche, die *Rumina* für weibliche Säuglinge zuständig . . . ., steht etwas unter dem Niveau einer würdigen Polemik; die Erkenntnis, dass das Nebeneinander von *Ruminus* und *Rumina* letzten Endes auf ein grammatisches Missverständnis römischer Antiquare bei der Latinisierung von etr. **rumna* zurückgeht, hätte seinem christlich-polemischen Eifer wohl auch genügt'.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

5. *Janus*, dessen echt etruskischen Namen *culśanś* wir § 11 festgestellt haben, ist ein lateinischer *o*- oder *u*-Stamm; statt des zu erwartenden etr. **ane* oder **anu*, die als Gentilnamen *ane*, *aniu*, *anual* tatsächlich belegt sind, lesen wir *ani*, was seinerseits ins Lateinische zurückübersetzt ein sonst unbekanntes **Janius* ergäbe oder aber einem Gentilnamen *Annius* (so heisst auch ein etruskischer König) genau entspräche, so dass also ein etr. Gentilgott wegen des Gleichklanges sekundär dem lateinisch-faliskischen *Janus* gleichgesetzt worden wäre. Nun hat man mit dem *Janus*, dem Gott des Jahresanfanges, die *Anna Perenna* oder *Anna ac Peranna* in Zusammenhang gebracht, weil sich in ihrem Namen die Beziehung auf Jahresanfang (*annare*) und Jahresschluss *(perannare)* auch noch nach Wissowa deutlich kundgibt. Aber die Grammatik erhebt Einspruch: formal kommen wir von *annus* nicht unmittelbar zu *Anna*, neben nicht adjektivischen *o*-Stämmen dürfen wir nicht beliebige *ā*-Stämme ansetzen, und als späte Rückbildung aus dem nur hier belegten *annare* wird man das altertümliche *Anna* auch nicht auffassen wollen. Aber zu *Anna* ist aus etr. *ana-ni*, etr.-lat. *Annaeus*, *Anaios* und dem kleinasiat. Mask. Ἄννας (Lykaonien) ein etr. Mask. **ana* (Fem. **anai*, belegt als *anei*) zu erschliessen, also **ana* und *ani* (neben *ane*, *an(i)u*) sind gleichwertige maskuline Formen mit echt etruskischem Suffixwechsel. Das wird durch *Perenna* der Wegrichtung nach sehr hübsch bestätigt: hier ist der Anfangs- und Schlusspunkt der Entwicklung etr. *perna* und latinisiertes *Perennius* mehrfach belegt; *Peranna* mag daneben die ältere nicht synkopierte Form oder eine etr. Adjektivbildung aus *pera* sein. Also etr. *ani* und etr.-lat. *Anna* waren ursprünglich Gentilgötter einer *gens Annia*, etr.-lat. *Perenna* und *Peranna* einer *gens*, die etr. *perna* oder *pera* hiess. Erst später wurden sie mit dem lat. Götternamen *Janos* oder *Janus* assoziiert, wobei etr. Gentilnamen wie *ane* und *an(i)u* eine natürliche Brücke bildeten. Schlussstein der ganzen Entwicklung ist wieder, dass man die vom Standpunkt der lateinischen Motion aus zur Göttin gewordene *Anna Perenna* nun auch ihrem Wortkern nach aus dem Lateinischen erklärte und mit *annus* das Jahr sinngemäss und volksetymologisch verknüpfte.

§ 23. Zahlreich sind die dienenden und schmückenden Göttinnen, zumeist aus dem Kreise der *turan*, die sich am ehesten mit den Horen und Chariten vergleichen lassen. Sie sind beflügelt,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meist nackt, tragen aber Schmuck und Zierstiefel, hantieren mit Salbgefäss, Haarstift, Spiegel oder krönen mit Kranz, Binde und Zweigen; zwei von ihnen (*ϑanr* und *eϑauśva*) assistieren bei der Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus, geradeso wie auch die griechischen Horen gelegentlich Hebammendienste leisten. Sie sind entweder mit dem (mehr appellativen?) Worte *lasa* allein bezeichnet oder mit diesem Wort und einem Individualnamen oder mit einem Individualnamen allein. An solchen Namen, die zumeist ganz unerklärt sind, begegnen uns: *lasa vecu* (§ 21), *lasa sitmica*, *lasa ϑimrae* (§ 13), *lasa racuneta*, *alpan*, *aχvizr*, *evan*, *zipanu (zipna, zipnu)*, *zirna*, *ϑalna*, *ϑanr*, *mean (meanpe)*, *mlacuχ*, *munϑuχ*, *puriχ*, *rescial*, *snenaϑ*, *taliϑa*; auch *malavisχ* und *hinϑial* (Psyche) scheinen dem Kreis anzugehören.

§ 24. Ob der Name *lasa* so weit war, dass ihn gelegentlich (§ 17) auch schreibende oder verkündende Schicksalsgottheiten, wie die *vanϑ* oder die *mlaχ(u)ta*, trugen, bleibe dahingestellt. Es ist sehr wohl möglich, dass die schreibenden Moiren, vor allem die Atropos, erst sekundär an die Stelle nicht nur der römischen *Parcae*, sondern auch der etruskischen Todesdämonen, insbesondere der *vanϑ*, getreten sind; ob wir im Einzelfalle auf etruskischen Denkmälern bei den Göttinnen mit Schreibstift, Rolle oder Diptychon die altetruskische *vanϑ* oder die etruskisierte Atropos (*atrpa*), die *mlaχ(u)ta* oder eine *lasa* vor uns haben, ist nicht immer zu entscheiden.

§ 25. Die ebengenannte *vanϑ* mit ihren Begleiterinnen *culśu* (§ 21) und *leinϑ* leiten uns passend zur etruskischen Hölle hinab, deren Furchtbarkeiten in Michelangelos Dämonen und Dantes Inferno nachzuhallen scheinen. Grausige Gestalten (*χarun*, *tuχulχa*) mit drohend geschwungenem Hammer, Tierohren und verzerrten Gesichtern reissen die Toten aus dem Kreis ihrer Lieben davon. Ergreifend ist die bittere Notwendigkeit des Scheidens auf Aschenkisten und Sarkophagen dargestellt: zu Fuss, zu Ross, zu Wagen, zu Schiff treten die Toten die lange Reise in die Unterwelt an. Auf den Wandgemälden etruskischer Kammergräber thronen *aita* (*Ἀίδας*) und *φersipnei* (*Περσεφόνη*). Der als etruskisch überlieferte Unterweltsgott *Mantus* ist in den Monumenten noch nicht aufgetaucht; die Todesgöttinnen *Mant-ur-na*, *Lav-er-na*, *Tarp-eia* werden nur durch ihre sprachliche Bildung (§ 21) als etruskisch bezeugt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

§ 26. Die Jenseitsvorstellungen der Etrusker zeigen nicht nur düstere Seiten. Von der literarisch bezeugten, vielleicht erst orphisch-pythagoräischen Vergöttlichung der Seelen war schon (§ 20) die Rede. Im ganzen scheinen den Etruskern mystische Anschauungen über das Leben nach dem Tode ziemlich ferngelegen zu haben. Die Prunkdarstellungen der südetruskischen Nekropolen bieten keine verklärten Paradiesesszenen, sondern nur Erinnerungen, oft sehr realistische Erinnerungen, an die irdische Herrlichkeit. Mag sein, dass die Grabesbeigaben ursprünglich apotropäische Zwecke verfolgten und die Toten beruhigen und die Lebenden vor den Toten schützen sollten: vor dem Reichtum und der Pracht der Gräber südetruskischer Aristokraten und Handelsherren mussten der Tod und die Toten von ihrem Schrecken verlieren. Was war in diesen Gräbern nicht alles aufgestapelt! Schilde und Waffen der verstorbenen Krieger hingen an den Pfeilern, Goldschmuck feinster *σφυρήλατον-*, Granulierungs- und Filigrantechnik und Toilettegegenstände luxuriöser Art wurden den Frauen mitgegeben, darunter die unendlich reizvoll ziselierten Bronzespiegel mit mythologischen Szenen und entschleierten Schönheiten, die man vergebens mystisch und symbolisch zu deuten versucht hat. Wie zu feierlichem Mahl gleich den Statuen der Lectisterniengötter liegen die Deckelfiguren der Sarkophage zu Tisch: ganze Garnituren von Tafelgeschirr und Weinkrügen stehen ihnen zur Verfügung, grosse Kandelaber haben wohl einst die feierlichen Leichenspiele beleuchtet und die prunkvollen Festgelage, die Jagden, Tänze und Freuden der Liebe, die sich in bunten Fresken an den Wänden hinziehen.

§ 27. In lebhaftem Gegensatz zu der Lebensfreude, die uns noch nach über 2000 Jahren aus den Gräbern der Vornehmen entgegenleuchtet, steht die ängstlich pedantische Götterverehrung, wie wir sie namentlich aus den Resten der *etrusca disciplina* kennen lernen. *Gens ... ante omnes alias eo magis dedita religionibus, quod excelleret arte colendi eas*, sagt Livius gelegentlich (V 1, 6) von den Etruskern; *θυτικὴν ἠκρίβωσαν Τυῤῥηνοί* berichtet Clemens Al. Strom. I p. 306 d; *Tusci autem a frequentia sacrificii dicti sunt, hoc est ἀπὸ τοῦ θύειν* (Serv. Aen. II 781, Varro bei Isidor XIV 4, 22) ist eine sprachlich naive, aber sachlich bezeichnende Etymologie der Alten. Wenn die 12 Städte zum Bundesfest *ad fanum Voltumnae* zusammenkamen, wählten sie für die *sollemnia ludorum*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen *sacerdos* aus dem Kreise der Edeln (Liv. V 1, 5). In den Familien der *principes* vererbte sich die *etrusca disciplina* von Generation zu Generation; römische Jünglinge wurden nach Etrurien geschickt, um in ihr unterrichtet zu werden (Cic. de leg. II 9, 21, ad famil. VI 6, de divin. I 41, 92, Liv. IX 36, 3, Tac. Ann. XI 15). Aus der Bilinguis von Pesaro (CIL. XI 6363) und andern Inschriften lernen wir ein paar etruskische Priestertitel kennen; die lateinischen Wörter *haruspe[x] fulguriator*, die den etruskischen *netśvis trutnvt frontac* auf irgendeine Weise entsprechen, bezeugen wenigstens zwei Priestertitel, den Blitzpriester und den Leber- oder Eingeweideschauer, der uns auch im Bilde als Deckelfigur einer Aschenkiste von Volterra entgegentritt (Mitt. d. K. D. Arch. Inst. Rom 20, 1905, Taf. XIV). Die *haruspices* standen in engen Beziehungen zur römischen Aristokratie; sie wurden vom Senat häufig um Rat gefragt, sie finden sich im Stabe der Feldherren und Provinzstatthalter; Augustus, Tiberius, Claudius, Alexander Severus, Julianus traten in Beziehungen zu ihnen, und selbst die rigorosen Verordnungen der Kaiser Constantin und Theodosius vermochten sie nicht gänzlich zu unterdrücken. Aus den *ordines haruspicum* in Rom und den Munizipien dürfen wir wohl auf besondere Priesterkollegien und Priesterschulen schon bei den Etruskern schliessen.

§ 28. Der Götterdienst bestand in Gebet und Verwünschung, Opfer und Opfermahl; der Statuenkult und die Lectisternien (§ 26) scheinen auch in Etrurien eine Rolle gespielt zu haben; Spiel, Tanz, Musik, pomphafte Prozessionen, Pferderennen und Wettkämpfe oft blutiger Art traten in den Dienst der Gottheit.

In der Agramer Leinwandrolle (bes. zu Beginn der Col. VII) sind formelhafte Litaneien nicht zu verkennen; aus dem Buch der Sasernae überliefert Varro de re rust. I 2, 27 in lateinischem Gewand eine etruskische, rhythmisch gegliederte Heilformel gegen kranke Füsse. Der Verwünschungstäfelchen und des Bleies von Magliano wurde schon § 5 gedacht; die epigraphischen ABC-Denkmäler aus Etrurien scheinen denselben mystisch-apotropäischen Sinn gehabt zu haben, wie ihre griechischen und römischen Gegenstücke.

Neben den üblichen Weihgeschenken, die sich häufig als die Bronzestatuetten der zu ehrenden Götter darstellen, treten, wie auch sonst in Altitalien, Votivgaben besonderer Art: tönerne Köpfe,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesichter und Gesichtsteile, Arme und Hände, Beine und Füsse, Eingeweide, äussere und innere Geschlechtsorgane, doch wohl zum Dank für oder zur Bitte um Genesung und Kindersegen.

Die Tieropfer zerfielen in die *hostiae animales* und die *hostiae consultatoriae* (Serv. Aen. IV 56): diese um die Götter aus den Eingeweiden des Tieres nach Willen und Rat zu befragen, jene um die Seele, das Leben des Tieres als Sühne und Ersatz für die Seele und das Leben des Menschen den Göttern zu opfern. Aber auch Spuren von grausamen und bluttriefenden Gefangenenschlachtungen und Menschensteinigungen treten in der monumentalen wie in der literarischen Überlieferung noch zutage.

§ 29. Die *etrusca disciplina* geht auf mythischen Ursprung zurück. *Tăges*, das Wunderkind, wird aus einer Scholle herausgepflügt; die herzuströmenden Zuhörer zeichnen auf, was es verkündigt und singt (Cic. de div. II 50 u. and.). Die 'Nymphe' Begoe (§ 21) lehrt den Arruns Veltymnus (etr. *arnθ ultimne*) das heilige Recht der Limitation (§ 33). Diese geoffenbarte Lehre zerfällt in drei Teile: die *libri fulgurales*, *haruspicini*, *rituales*; die *libri fatales* und *Acherontici* scheinen, nach ihrem Inhalt zu schliessen, zur letzten Gruppe gehört zu haben.

§ 30. Die *libri fulgurales* enthalten die Lehre von den Himmelsregionen und Blitzgöttern (§ 15). Die Fulguriatores (§ 27) zergliederten die Blitzarten nach Ursache, Stärke und Folge; sie deuteten die Blitze nach den Punkten, wo sie einschlugen (Plätze, Bäume, Gebäude, Heiligtümer, Statuen, Menschen); sie sühnten die Blitze durch die Beseitigung der Spuren ihrer Wirkung (Blitzbestattung), sie verstanden ihre Folgen zu mildern oder aufzuheben; sie hatten es aber auch in der Hand, Blitze herabzubeschwören, den Gott einzuladen, als Gast und Ratgeber im Blitz zu erscheinen oder den Feind zu vernichten; auch der Regenzauber wird wohl häufig mit dem Blitzzauber verbunden gewesen sein.

Dass das vom Blitz Getroffene *tabu* oder heilig oder *religiosum* ist, vor dem der Mensch zwischen Furcht und Anbetung schwankt, scheint allgemein menschliche Anschauung zu sein: ob der Ausbau der etruskischen Blitzlehre durch priesterliche Spekulationen im einzelnen römische, griechische oder babylonische Einflüsse zeigt oder Einflüsse dieser letzteren Art (wie in der Haruspicin) den Römern (vielleicht auch den Griechen) vermittelt hat, bleibt noch zu untersuchen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

§ 31. Die *libri haruspicini* bringen die Lehre von der Eingeweide- und insbesondere von der Leberschau. Aus den noch rauchenden Eingeweiden des frisch geschlachteten Opfertieres sprechen die Götter zu den Menschen. Die Bronzeleber von Piacenza (§ 6) lehrt uns mit ihren Regionen und Götternamen, dass die Etrusker (wie die Babylonier) den Göttern bestimmte Wohnungen auf der Leber sowie am Himmel zuerkannt hatten, und dass die Blitzlehre und die Leberschau in einem inneren Zusammenhang standen. Die Schilderung bei Martianus Capella, *De nuptiis Merc. et Philol.* I 41—61, und die Bronzeleber spiegeln beide das etruskische Himmelstemplum wider, aber beide in ihrer Art, so dass sich die Regionen und Götter nicht ohne weiteres gleichsetzen lassen. Das *caput iocineris*, die *pars familiaris* und die *pars hostilis* (rechts und links?), die *fissae* oder Streifen und kleinen Spalten besonders auf den Schaflebern, die *fibrae* (Leberspitzen oder Ränder?), die *Gallenblase* spielen in der etruskischen wie in der babylonischen Haruspicin ihre besonderen Rollen. Textlich besteht zwischen den babylonischen und der Leber von Piacenza ein gewisser Zusammenhang: die babylonischen verzeichnen in jedem der abgegrenzten Leberteile ausführliche Leber-Prophezeiungen, das etruskische Modell deutet durch isolierte Götternamen in den einzelnen Leber-Regionen nur schlagwortartig an, wer hier Herr ist. Die etruskische und griechische Leberschau scheinen beide direkt mit der babylonischen zusammenzuhängen; die römische Extispicin steht wohl unter starkem etruskischen Einfluss, will aber nur die Geneigtheit oder Nichtgeneigtheit des Opfertieres feststellen, die Etrusker lesen die Zukunft auch in Einzelheiten aus der Leber heraus.

§ 32. Eng verwandt sind gewisse Teile der Blitzlehre und der Leberschau mit der Lehre von den *ostenta*, die einen Teil der *libri rituales* ausfüllte. Wir lernen sie am besten aus den *responsa* kennen, die etruskische Haruspices den Römern auf Anfrage erteilten. Auf Anlass eines bestimmten Prodigiums waren vier Punkte zu beachten: 1) von welchen Gottheiten geht das Zeichen aus, 2) warum haben sie es gesandt, 3) was kündigt es an, und 4) wie kann es gesühnt werden? Erdbeben, Stürme, Stein- und Blutregen, Fackeln am Himmel, Kometen sind solche *ostenta*; Unglücksbäume mit schwarzen Früchten und Unglückstiere (Raubtiere und Nachtvögel) erschrecken den Beobachter, weisse Pferde und Widder mit

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

purpurenen oder goldenen Flecken bedeuten Glück, Schlangen bringen gute und böse Zeichen. Missgeburten, besonders Zwitter, und Wundertiere erregen lebhaft die Phantasie; sie spielen auch auf den Monumenten (Chimaera, Flügeltiere, Kreuzungen von Löwen und Vögeln) eine besondere Rolle, über die eine eigene Untersuchung noch fehlt. Gesühnt wurden die Schreckzeichen zumeist durch Beseitigung ihrer Spuren. Vom Sturm oder Blitz herabgestürzte Statuen werden richtiger aufgestellt, Tempel neu geweiht. Missgeburten und Zwitterkinder werden ins Meer geworfen oder lebendig begraben, Erwachsene, die ihr Geschlecht wechselten, auf eine öde Insel verbannt, Heiraten bei Erdbeben oder Himmelserscheinungen aufgeschoben, sprechende Tiere auf Staatskosten erhalten, als wenn die Gottheit durch sie gesprochen hätte. Ob andere Sühnriten wie Opfer, Geschenke, *lustrationes*, Jungfrauenchöre griechischen, römischen oder etruskischen Ursprungs sind, lässt sich im Einzelfall schwer entscheiden; auch ob die Beobachtung des Vogelfluges in Etrurien bodenständig war, ist zweifelhaft. In die ganze Lehre von den *ostenta* (auch in Einzelheiten) klingen wieder babylonische Vorstellungen merkwürdig herein.

§ 33. Die *libri rituales* enthielten auch die Anweisungen über die bei bestimmten Gelegenheiten zur Anwendung kommenden Zeremonien. Grundstücke, Häuser, *templa* und Städte werden *etrusco ritu* orientiert und limitiert; *pomerium* und *mundus* scheinen ursprünglich etruskische Begriffe zu sein. Die Landmessungskunst und die Baukunst treten unter den Schutz religiöser Ideen. Die Schriften der Gromatici enthalten eine Weissagung der Vegoia (§§ 21. 29) über Landmessung und Ackerzuteilung (Agrim. 350); das Wort *gruma* selbst lässt sich am besten nach etruskischen Analogien aus dem griechischen *γνώμονα* ableiten. Die Römer haben die etruskische Tempelanlage und den etruskischen Ritus der Städtegründung übernommen. Ausgrabungen wie die in Marzabotto haben die literarischen Überlieferungen bestätigt; die sprachlichen Formen italischer Ortsnamen haben eine überraschende Fülle etruskischer Bildungen ergeben: sie sind wohl nur so zu erklären, dass städtische Siedlungen (sie liegen fast immer auf verteidigungsfähigen Höhen) unter und über den italischen Bauernhöfen *etrusco ritu* von etruskischen Herrengeschlechtern gegründet und benannt wurden, ohne dass freilich die etruskischen Ansiedler, die bei ihrer geringen Kopfzahl sehr bald auf *connubium* und

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

commercium mit den Umwohnern angewiesen waren, den etruskischen Charakter dieser Siedlungen hätten halten können.

§ 34. Auch das Recht trat unter religiöse Sanktion; wir hören nichts von einem besonderen Gesetzbuch der Etrusker, das *ius sacrum* der Ritualbücher und das *ius civile* fliessen ineinander. Das Eigentumsrecht scheint mit der religiös verankerten Landmessekunst auf das engste verbunden gewesen zu sein. Der oben aus den Agrimensoren angeführte Spruch der Vegoia klingt ganz religiös-orientalisch in die Worte aus: *propterea neque fallax neque bilinguis sis, disciplinam pone in corde tuo.* Der Meineidige und seine Nachkommen sollen landflüchtig und heimatlos sein. Die furchtbaren Strafen etruskischer Zwitter (§ 32) kehren bei römischen Verbrechern wieder. Ein freundlicher Zufall der Überlieferung hat uns den feierlichen Ritus der etruskischen Adoption erhalten: eine Spiegelzeichnung stellt dar, wie der erwachsene Herakles im Beisein der andern Olympier an der Brust der Juno saugt. Diese Säugung bedeutet den Akt der Kindesannahme bei seiner Aufnahme in den Olymp durch Herstellung der Milchverwandtschaft, die im Kaukasus üblich und durch den Islam Weltrecht des Orientes geworden ist.

§ 35. Auch die *libri fatales* und *Acherontici*, die Schicksals- und Todesbücher gehörten zu den *libri rituales*. Von der Vergöttlichung der Seelen war schon in § 20 die Rede: die acherontischen Bücher scheinen demnach etwas vom pythagoräisch-orphischen Wiederkehren der Seelen enthalten zu haben, wie die Orphiker gründeten sie dieses Ziel auf gewisse geheimnisvolle Opfer. Auch vom Aufschub des Schicksals handelten diese Bücher: . . . *sciendum secundum aruspicinae libros et sacra Acheruntia, quae Tages composuisse dicitur, fata decem annis quadam ratione differri . . . primo loco a Iove dicunt posse impetrari, post a fatis* (Serv. Aen. VIII 398). Geburtstag und andere Abschnitte im Leben sind bedeutungsvoll oder kritisch. Die *libri fatales* rechneten das Menschenleben bis auf 12 Hebdomaden; aber wenn es 10 Hebdomaden oder 70 Jahre gewährt hat, kann der Mensch das Fatum nicht mehr durch Sühnriten aufschieben. Dann darf er nichts mehr von den Göttern verlangen; wenn er gar noch 2 Hebdomaden überlebt, ist seine Seele vom Körper geschieden, und die Götter würdigen ihn keiner *prodigia* mehr (Varro bei Censorin. 14, 6).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

§ 36. Die Lehre von den Abschnitten des Menschenlebens wurde auf den etruskischen Stadtstaat übertragen, und so entstand die Lehre von den *saecula*, die wir auch in der römischen Geschichte wiederfinden. Bis zum 10. Säkulum konnte man auch hier die durch *ostenta saecularia* kundgegebenen Drohungen des Fatums durch Sühnriten beschwichtigen: nachher nahm das Fatum seinen Lauf. Die Säkularfeiern stellen sich als Sühnungen der *ostenta saecularia* dar. Man hat nach der *saecula*-Tradition der heiligen Bücher den Anfang der etruskischen Zeitrechnung auf das Jahr 967 v. Chr. angesetzt, was vielleicht für das Erscheinen der Etrusker in Italien nicht ohne Belang ist. Sehr merkwürdig ist die etruskische Kosmogonie, von der uns Suidas s. v. *Τυρρηνία* berichtet. Der Demiurg hat für seine Schöpfungen 12 Jahrtausende angesetzt und diese Jahrtausende auf die 12 Tierkreiszeiten verteilt. In der ersten Chiliade schuf er Himmel und Erde, in der zweiten das Firmament, in der dritten das Meer und die Gewässer des Landes, in der vierten die grossen Himmelslichter, Sonne, Mond und Sterne, in der fünften alles was da kreucht und fleucht und auf vier Füssen herumläuft, in der Luft, auf der Erde und im Wasser, in der sechsten den Menschen. Sechs Jahrtausende waren vor der Schöpfung des Menschen vergangen, sechs weitere soll das Menschengeschlecht dauern. Der Einklang mit der biblischen Schöpfungsgeschichte ist unverkennbar; ob die sehr unbestimmt angegebene Quelle des Suidas unter dem Einfluss der biblischen Darstellung berichtete, oder ob wirklich altetruskische Tradition vorliegt, etwa in der Weise, dass vorderasiatische Vorstellungen der biblischen wie der etruskischen Lehre vom Ursprung der Welt und den Welt-*saecula* zugrunde liegen, können wir nicht entscheiden.

§ 37. **Bibliographie.** **I. Allgemeines:** K. O. Müller, *Die Etrusker.* Neu bearbeitet von W. Deecke. Stuttgart 1877, II 1—195 *Von der Religion und Divination der Etrusker.* [Auch jetzt noch wichtig besonders wegen der zusammenfassenden literarischen Überlieferung über den Gegenstand.] — K. O. Müller in Ersch und Grubers *Allgemeiner Enzyklopädie.* Leipzig 1830 s. v. *Hetrurien. Hetrusker* = *Kleine deutsche Schriften.* Breslau 1847, I 173—185. — Ed. Gerhard, *Über die Gottheiten der Etrusker. Eine in d. Kgl. Akad. d. Wiss. zu Berlin vorgelesene Abhandlung.* Berlin 1847. [Monumentale Überlieferung, aber mit unhaltbaren mystischen Deutungen.] — G. Dennis, *The Cities and Cemeteries of Etruria.* London 1883, I, S. LIII—LX. — A. Noël des Vergers, *L'Étrurie et les Étrusques.* Paris 1862—1864, I 278—314. — J. Martha, *L'Art*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

étrusque Paris 1889, 255 - 283 *L'architecture religieuse*, 313—321 *La sculpture religieuse* (*Les figures mythologiques*). — J. Martha in Daremberg-Saglios *Dictionnaire des Antiquités*, Paris 1892 s. v. *Etrusci*. — G. Körte in Pauly-Wissowas *Real-Enzyklopädie d. klass. Altertumsw.* Stuttgart 1907 s. v. *Etrusker* Sp. 765—768. — Weitere bibliographische Einzelheiten zuletzt bei G. Herbig, *Bericht über die Fortschritte der Etruskologie f. d. J. 1894—1907* im *Jahresber. f. Altertumswiss.* Bd. 140, Leipzig 1908, S. 79 ff. (*Religion* Nr. 488—518; über frühere Berichte von W. Deecke s. ebenda unter Nr. 5). — Kurze Zusammenfassungen auch in vielen Darstellungen der Römischen oder Alten Geschichte.

II. Besondere Literatur zu den einzelnen Paragraphen: § 1. Kalender und Himmelskunde: Müller-Deecke, *Etrusker* II 300—316; C. Thulin, *Die Götter des Martianus Capella und der Bronzeleber von Piacenza.* Giessen 1906, 75—81; dazu F. Boll, *Berl. philol. Wochenschr.* 1908, 1372—1379. Kalender-Daten und Agramer Leinwandrolle: A. Torp, *Etruskische Monatsnamen, Videnskaps-Selskabets Skrifter* II, Hist.-filos. Kl. Christiania 1902 Nr. 4; G. Herbig, *Die etr. Leinwandrolle d. Agramer Nationalmuseums, Abhandl. d. Kgl. Bayer. Akad. d. Wiss., Philos.-Philol. u. Histor. Kl.*, Bd. 25, München 1911, Nr. 4, 43 (mit weiterer Lit.). — Sammlung der Inschriften: *Corpus inscr. Ital.*, hgg. von A. Fabretti, Aug. Taurinorum 1867 mit 3 Suppl. 1872—1878 und G. F. Gamurrini *Appendice.* Firenze 1880; *Corpus inscr. Etr.*, Lipsiae 1893 ff., hgg. von C. Pauli, O. A. Danielsson, G. Herbig, B. Nogara; Neufunde in den laufenden Jahrgängen der *Notizie degli Scavi* (*Atti d. R. Acc. d. Lincei*, Roma).

§ 2. Nachrichten der Alten über die etr. Religion und die *disciplina etrusca*: Müller-Deecke, *Etrusker* (s. o.); G. Schmeisser, *Quaestionum de etrusca disciplina particula*, Inaug. Diss. Vratislaviae 1872; ders., *Die etr. Disciplin*, Progr. Liegnitz 1881; G. Wissowa, *Religion und Kultus der Römer*, München 1902, 469—475; C. Thulin, *Die etr. Disziplin I—III*, Göteborg 1906—1909. Lateinische Schriftsteller über die *disciplina etrusca*: M. Schanz, *Geschichte d. röm. Lit.* I 2 [3], München 1909, 494—497; *Scriptorum disciplinae etruscae fragmenta* coll. C. Thulin, I, Berlin 1906; E. Bormann, *Denkmäler etr. Schriftsteller, Jahreshefte d. öster. Arch. Inst.* 2, 1899, 129—136.

§ 3. Agramer Leinwandrolle: J. Krall, *Die etr. Mumienbinden des Agramer Nationalmuseums, Denkschr. d. Kais. Akad. d. Wiss. in Wien, Philos.-hist. Kl.*, Bd. 41, 1—70, Wien 1892; E. Lattes, *Saggi e appunti intorno alla iscrizione etrusca della Mummia, Memorie d. R. Ist. Lomb. Cl. di lett. e sc. stor. e mor.* Vol. 19, Milano 1893, 133—389 (und sonst); A. Torp, *Etr. Beiträge* I. II., Leipzig 1902—03; G. Herbig, *Etr. Leinwandrolle* (s. o.). Eine Neuausgabe mit 10 Lichtdrucktafeln ist als Suppl. 1 des *Corpus inscriptionum Etruscarum* Lipsiae 1919—1921 erschienen.

§ 4. Sepulkral-Rollen und *pulena*-Rolle: G. Herbig l. c. 11—18, 20—26. Tontafel von Capua: A. Torp, *Bemerkungen zu der etrusk. Inschrift von S. Maria di Capua, Videns.-Selsk. Skrifter* II, *Hist.-filos. Kl.*, Christiania 1905, Nr. 5. *Cippus Perusinus*: CIE. 4538.

§ 5. Magliano-Blei: L. A. Milani, *Il piombo scritto di Magliano* in *Mon. ant. dei Lincei*, Roma 2, 1893. Devotionstäfelchen: F. Skutsch bei Pauly-Wissowa (s. o.) s. v. *Etrusker* 785 f. (und sonst). ABC-Denkmäler: A. Die-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

terich, *Rhein. Mus. f. Philol.* 56, 1901, 77—105. Anatomische Weihgaben: L. Stieda, *Über altitalische Weihgeschenke, Mitt. d. K. Deutsch. Arch. Inst.. Röm. Abt.* 14, 1899, 230—243. *Anatomische Hefte,* 1. Abt. 16, 1901, S. 1—83.

§ 6. Bronzeleber von Piacenza: W. Deecke, *Das Templum von Piacenza, Etr. Forsch.* IV, Stuttgart 1880, mit Nachtrag, Etr. Forsch. und Stud. II, 1882, 65 ff.; C. Thulin, *Die Götter d. Mart. Cap.* (s. o. zu § 1; dazu: W. F. Otto, Deutsche Lit.-Zeit. 1909, 1035—1043; G. Körte, *Die Bronzeleber v. P., Mitt. d. K. Deutsch. Arch. Inst, Röm. Abt.* 20, 1905, 348—379. Die orientalischen Gegenstücke: Lit. bei G. Herbig, *Bericht* (s. o vor § 1), bes. M. Jastrow jr., *Die Religion Babyloniens und Assyriens,* Giessen 1906 ff., II 213—415.

§ 7. E. Gerhard, A. Klügmann, G. Körte, *Etr. Spiegel* I—V, Berlin 1840—1897; A. Furtwängler, *Die antiken Gemmen* I—III, Berlin 1900; H. Brunn und G. Körte, *I rilievi delle urne etrusche* I. II. III., Roma, Berlin 1870—1916. Lit. über Wandgemälde bei F. v. Stryk, *Studien über d. etr. Kammergräber,* Münchner Inaug.-Diss., Dorpat 1910; F. Weege, *Etruskische Malerei,* Halle 1920; W. Deecke, *Das etruskische Münzwesen, Etr. Forsch.* II, Stuttgart 1876. Zusammenfassende Publikationen der etr. Münzen, Götterstatuen und Vasen (mit wirklich etr. Darstellungen) stehen noch aus.

§ 8. Methodisch musterhaft ist die Scheidung der verschiedenen Götterschichten nach ihrer Herkunft in der römischen Religion bei G. Wissowa, *Religion und Kultus* (s. o. zu § 2), Teil 2 Abschnitt 1—5.

§ 9. Sehr viel linguistisches Material über die etr. Götternamen findet sich zerstreut in den Schriften von W. Corssen, S. Bugge, W. Deecke, C. Pauli, E. Lattes. So dankbar wir für viele Bemerkungen im einzelnen sein müssen, lässt sich kaum verhehlen, dass fast alle Versuche, diese Namen etymologisch zu deuten, gescheitert sind.

§§ 10—12. Monographien von Einzelgöttern von W. Deecke u. C. Pauli in W. H. Roschers *Ausführl. Lex. d. griech. u. röm. Mythologie,* Leipzig 1884 ff., von C. Thulin, G. Herbig, E. Fiesel in Pauly-Wissowas *Realenzyklopädie* sub verbis.

§ 11. Italische und griechische Götter in Etrurien: G. Wissowa, *Religion und Kultus der Römer*; W. F. Otto in Pauly-Wissowas *Realenzyklopädie*; J. B. Carter, *Die Etrusker und die röm. Religion, Mitt. d. K. Deutsch. Arch. Inst., Röm. Abt.* 25, 1910, 74—88. Griechische Götter- und Heldennamen in etr. Form: W. Deecke, *Beiträge z. Kunde d. idg. Spr.* II, Göttingen 1878, 161—186.

§ 13. Über *melkarθ* s. M. Bréal, *Journal des Savants* 1899, 63 ff., über ägyptische Götternamen im Agramer Text: G. Herbig, *Etr. Leinwandrolle* (s. o.), 34—38, über etr.-vorgriechische Beziehungen ganz Unsicheres: bei L. A. Milani in den *Studi e Mat. di Arch. e Numism.* I—III, 1899—1905 und sonst; bei S. Bugge, *Das Verhältnis der Etrusker z. d. Indogermanen u. d. vorgriech. Bevölkerung Kleinasiens und Griechenlands,* Strassburg 1909; bei C. Pauli in manchen Artikeln von *Roschers Myth. Lex.*, vgl. etwa unter *śeθlans* oder *selvans*. — Material zu den oben gewagten oder gebilligten Gleichungen: *Falacer-Φαλαχρός* Wissowa, *Relig. u. Kultus d. Römer* 240, Gruppe, *Griech. Myth.* 1103, *Turpenus-Τυρβηνός* Wissowa 224, Pausan. 2, 24, 6, *Mursina*-(Flussgott)-*Μόρσυνος* Wissowa 242, Roscher s. v., *Vulchanus-Fελχανός* Wissowa 229,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tarquenna-Ταρχυηνός Herbig, *Etr.-kleinasiat. Namengleichungen*, München 1914, 20—21. 27, *turan-τύραννος* ebenda 28, *fufluns-βύβλινος* Hehn, *Kulturpflanzen und Haustiere*, Berlin 1894 [6], 553, W. Schulze, *Zur Geschichte lateinischer Eigennamen*, Berlin 1904, 589, *θimrae-Θυμβραῖος* Gruppe 689, *Macrob. Sat.* 1, 17. — Über etr.-babylon. Berührungen s. die Lit. zu §§ 6. 30—32.

§ 14. Über etr. Wortbildungssuffixe: Müller-Deecke, *Etrusker* II §§ 23. 24; W. Schulze a. a. O. (zu § 13), passim. Viel Gewagtes über die Bildung etr. Götternamen bei C. Pauli, *Beiträge z. Kunde d. idg. Spr.* 25, 1900, 194—227; 26, 1901, 48—63. Über Götternamensuffixe jetzt auch E. Fiesel, *Das grammatische Geschlecht im Etruskischen* in *Forsch. z. griech. u. lat. Gramm.* (Beiheft zur *Glotta*) 7, 1922.

§ 15. Göttertrias: C. Thulin, *Rhein. Mus. f. Philol.* N. F. 60, 1905, 256 bis 261. Neungötter: C. Thulin, *Etr. Disciplin* (s. o. zu § 2) I 22—27. 32—49. Zwölfgötter: G. Schmeisser, *De Etruscorum deis Consentibus qui dicuntur* in *Commentationes philol. in honorem Aug. Reifferscheidii*, Vratislaviae 1884, 29—34; F. Boll, *Sphaera*, Leipzig 1903, 477 f.; C. Thulin, *Etr. Disciplin* I 27—32.

§ 17. Die röm. Lăres: G. Wissowa, *Religion und Kultus der Römer* 148—154; die ähnlich klingenden etr. Personennamen: W. Schulze a. a. O. (zu § 13) 83—84; zu latein. *Lăra* und etr. *lasa* vgl. G. Wissowa a. a. O. 189 Anm. 6 und G. Körte, *Etr. Spiegel* V 9 Anm. 2. Weiteres bei C. Thulin, *Götter d. Mart. Capella* 42—46.

§ 18. *Di penates*: G. Wissowa a. a. O. 145—148; C. Thulin a. a. O. 56—58.

§ 19. *Genius*: W. F. Otto bei Pauly-Wissowa s. v. Ganz Unsicheres bei C. Pauli, *Altital. Stud* I, Hannover 1883, 69.

§ 20. *Deus animalis* (*divina anima*), etr. *aisna hinθu*: G. Herbig, *Etr. Leinwandrolle* 41 f.; A. Rosenberg, *Glotta* 4, 1913, 64.

§ 21. Mythologischer Heroenkult: Müller-Deecke, *Etrusker* II 279—292. Gentilgottheiten: W. Schulze, *Zur Gesch. latein. Eigennamen* 122 f., 165 f., 200, 252; W. F. Otto, *Rhein. Mus. f. Philol.* N. F. 64, 1909, 449—468; G. Herbig, *Etr. Leinwandrolle* 25 f. Zu *satre-Saturnus* Herbig, *Philologus* 74, N. F. 28, 446—459; zu *-mercu-Mercurius* ders. *Glotta* 5, 1914, 248—9. Zu dem falisk. Janus- und Juno-Kult vgl. W. Deecke, *Die Falisker*, Strassburg 1888, §§ 33. 31. Über Wesen und Namen der Juno zuletzt: W. F. Otto, *Philologus* 64, 1905, 161—223; H. Ehrlich, *Zeitschrift für vergleich. Sprachf.* 41, 1907, 283—287; K. Meister, *Lat.-griech. Eigennamen*, Leipzig 1916, 129—130.

§ 22. *Sive deus sive dea* s. Wissowa 26. 37—38. 200. Etr. männliche *a*-Cognomina und ihre Umdeutung zu Feminina: W. Schulze, *Zur Gesch. lat. Eigenn.* 417—421; Herbig, *Berl. Philol. Woch.* 1916, 1477—8. *Cacus-Caca*: F. Münzer, *Cacus der Rinderdieb*, Basel 1911, 98—102. 113—116. *Volumnus-Volumna*: W. Schulze 258—9; W. F. Otto, *Rhein. Mus.* 64, 452. 457. *Vortumnus-Voltumna*: W. Schulze 252; Wissowa, *Rel. u. Kult. d. Römer* 287; etr. *r* : *l*: Herbig, *Etrusk.-kleinasiat. Namengleich.* 35. *Ruminus-Rumina*: W. Schulze 579—582; Wissowa 242; Herbig, *Berl. Philol. Woch.* 1916, 1440—8. 1472—80; Augustinus, *De civ. dei* VII 11. *ani-Anna*: Wissowa 241, Gentilnamen *ane, anual, perna, pera*: W. Schulze 122. 305. 88. 365.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

§ 23. Lasen: Aem. Schippke, *De speculis etruscis quaestionum particula* I, Vratislaviae 1881; s. auch zu § 17.

§ 24. Schreibende Schicksalsgottheiten: G. Herbig, *Etr. Leinwandrolle* 13—18. 27 f. (mit der dort verzeichneten früheren Lit. von E. Lattes).

§ 25. Über *vanθ* und *culśu* s. G. Herbig l. c. 12—19; über den etr. Charon S. Rossi, *Il tipo e l'ufficio del Charun etrusco,* Messina 1900.

§ 26. Vergöttlichung der Seelen: vgl. Lit. zu § 20. Deckelfiguren etr. Sarkophage und Lectisternien-Götter: G. Herbig, *Etr. Leinwandrolle* 40. Über die etr. Gräber und ihren reichen Inhalt s. (ausser den zahlreichen italienischen Einzelpublikationen) z. B. B. Modestov, *Introduction à l'histoire romaine,* Paris 1907, 352 ff., und die schon zitierten Werke von G. Dennis, J. Martha (beide vor § 1), F. v. Stryk (zu § 7). Über pythagoräisch-orphische Jenseitsvorstellungen jetzt auch F. Weege, *Etr. Malerei,* 1920, Abschn. 3, S. 22—56.

§ 27. Literatur über die *disciplina etrusca* zu § 2; über die *haruspices*: A. Bouché-Leclercq in Daremberg-Saglios *Dictionnaire des Antiquités,* Paris 1896 ff. s. v.; C. Thulin in Pauly-Wissowas *Realenzyklopädie* s. v. Weitere Priestertitel bei W. Deecke, *Die etr. Beamten- u. Priestertitel, Etr. Forsch. u. Stud.* VI, Stuttgart 1884.

§ 28. Müller-Deecke, *Etrusker* II 196—224 *Von den gottesdienstlichen Spielen, der Musik und Orchestik der Etrusker*; C Thulin, *Italische sakrale Poesie u. Prosa,* Berlin 1906, 1—14. 67—77. Ferner die Lit. zu § 5. Menschenopfer: Müller-Deecke, *Etrusker* II 20. 101. 110.

§ 29. Tages und Begoe: C. Thulin, *Scriptorum disc. etr. fragm.* 3—11 (vgl. W. Schulze, *Zur Gesch. latein. Eigenn.* 240) und 12—21.

§ 30. Blitzlehre: C. Thulin, *Etr. Disziplin* I, dazu W. F. Otto, *Deutsche Lit.-Zeit.* 1909, 1041 f. Etr.-babylon. Astron. u. Astrologie: F. Boll, *Berl. philol. Woch.* 1908, 1372—1379; M. Jastrow, *Religion Babyl. u. Assyr.* II 742—744.

§ 31. Haruspicin: C. Thulin, *Etr. Disziplin* II. Lit. zu §§ 2. 6. 27. Römisch-etr. Extispicin: G. Wissowa, *Religion u. Kultus d. Römer,* bes. 353. Etr.-babylon. Haruspicin: M. Jastrow a. a. O. 216. 219. 320 Anm. 3. 742.

§ 32. Ostenta: C. Thulin, *Etr. Disziplin* III 76—130. Responsa haruspicum: G. Wissowa a. a. O., bes. 471. Etr.-babylon. ostenta: M. Jastrow a. a. O. 744, bes. Anm. 2. 3.

§ 33. Limitation, Weihungs- und Gründungszeremonien: C. Thulin, *Etr. Disziplin* III 3—46. Latein.-etr. *gruma* : gr. *γμώμονα* s. W. Schulze, *Sitz.-Bericht d. Berliner Akad. v. 6. Juli 1905* S. 709. Etr. Ortsnamen in Italien: W. Schulze, *Zur Gesch. latein. Eigenn.* 522—582.

§ 34. Recht: C. Thulin, *Etr. Disziplin* III 52—56; C. Casati, *Ius antiquum,* Paris 1894. *Éléments du droit étrusque,* Paris 1895. J. Kohler (und A. Ehrenzweig), *Milchverwandtschaft bei den Etruskern, Zeitschr. f. vergleich. Rechtswiss.* 18, 1905, 73—75.

§ 35. *Libri fatales, Acherontici*: C. Thulin, *Etr. Disziplin* III 57—75; G. Herbig, *Etr. Leinwandrolle* 34 f. 41 f.

§ 36. *Saecula*: C. Thulin a. a. O. 63—75; A. Jeremias, *Das Alte Testament im Lichte des alten Orients,* Leipzig 1906 [2], 63 Anm. 2. 154 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Eckensage.

Von Helmut de Boor in Greifswald.

Die lebhafte Diskussion, die Saran-Freibergs [1]) Nachweis einer französischen Quelle des Eckenliedes hervorgerufen, hat kaum zu positiven Resultaten geführt. Nur darüber herrscht, soviel ich sehe, Einigkeit, dass man von Freibergs Auffassung loszukommen sucht, dass der französische Roman die alleinige Quelle des Eckenliedes gewesen sei. Aber von dem Versuche, das Quellenverhältnis umzukehren und den französischen Papageienroman auf das Eckenlied zurückzuführen, hat weder Lassbieglers unbedeutende Dissertation [2]) noch die gediegeneren Arbeiten von Boer [3]) und Boos [4]) Entscheidendes gegen Freibergs Auffassung vorgebracht, die vielmehr neuerdings in Singers Nachweis von weitgehendem französischem Quelleneinfluss im Nibelungenlied eine stützende Parallele erhalten hat [5]). Auch Patzigs [6]) historisch-geographische Konstruktionen können nicht als Förderung unserer Auffassung gelten. Ich glaube doch, dass man an einem Punkte weiter kommen kann.

In der ältesten erhaltenen deutschen Rezension des Eckenliedes (L) folgt bekanntlich auf die allen Fassungen gemeinsame Szene, wie Dietrich Eckes Waffen anlegt, ein Passus, der nur L eigen ist. In ihm wird erzählt, wie der schon einmal totgestochene Ecke den davonreitenden Dietrich zurückruft und ihn bittet, da er dem Tode einmal verfallen sei, ihm doch gleich das Haupt abzuschlagen. Dietrich erfüllt diesen Wunsch; er bindet dann Eckes Haupt an den Sattel, um es aufzubewahren *„den die dich hâten ûz gesant“*, und es ihnen ins Land zu bringen (L Str. 150). Auf dem Ritt trifft Dietrich eine Jungfrau, die sich Babehilt nennt und ihm seine schweren Wunden heilt. Auf die Enthauptung nimmt doch die Fassung des Dresdener Heldenbuches (d) mehrfach Bezug (Str. 214,

---

[1]) Saran in seiner Untersuchung über Wirnt v. Grafenberg und den Wigalois, P. B. B. 21, 419 ff. Freiberg, Die Quelle des Eckenliedes, P. B. B. 29, 1 ff.

[2]) Lassbiegler, Beiträge zur Geschichte der Eckendichtungen, Diss. Bonn 1907.

[3]) R. C. Boer, Das Eckenlied und seine Quellen, P. B. B. 32, 155 ff.

[4]) G. Boos, Studien über das Eckenlied, P. B. B. 39, 135 ff.

[5]) Singer, Eine Episode des Nibelungenliedes (Neujahrsblätter d. Lit. Ges. Bern 1917). Es handelt sich um ziemlich umfangreiche Einwirkung des provenzalischen Romanes Dorel et Beton.

[6]) H. Patzig, Dietrich von Bern und sein Sagenkreis, Dortmund 1917, S. 52—62.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

258, 272), veranlasst durch den Schluss, den sie in unbezweifelter Übereinstimmung mit dem verlorenen Schluss von L dem Eckenliede gibt. Dietrich reitet nach allen andern Abenteuern nach Jochgrimm zu den Königinnen, die Ecke ausgesandt haben, wirft ihnen, gemäss seiner Absicht in L, das Haupt zornig vor die Füsse und reitet davon. Diese Führung der Handlung ist an sich einheitlich und vernünftig, indessen geschieht die Anknüpfung des Enthauptungsmotives so plump, und die weiteren Ereignisse nehmen so wenig Rücksicht auf das Riesenhaupt am Sattel wie auf Dietrichs Heilung, dass hier schon Wilmanns eine leicht kenntliche Interpolation ausschied. Der Papageienroman tritt wenigstens teilweise, soweit das Enthauptungsmotiv in Frage kommt, bestätigend hinzu. Ungeklärt blieb bisher die Herkunft dieses geschlossenen Interpolationskomplexes, für den nur Freiberg a. a. O. 57 ein paar wenig bedeutende Einzelmotive aus der Literatur heranzieht[1]). Viel weitergehende Beziehungen bietet eine Stelle der Thidrekssaga[2]), auf die zuerst Boos a. a. O. 169 flüchtig verweist, ohne sie auszunutzen. Es ist das Ende der Erzählung von Dietrich von Berns Kämpfen mit Dietrich, dem Sohn Waldemars von Russland, oder wie die mhd. Epik ihn nennt, Dietrich von Kriechen; sie findet sich Ths. Kap. 355 – 358 (Bd. II 198 ff.).

Die Erzählung geht zunächst in ganz getrennten Bahnen. Dietrich von Bern hat den russischen Dietrich für Attila gefangen genommen, wobei beide Dietriche schwere Wunden davongetragen haben. Während Attilas Abwesenheit pflegt Helche den russischen Dietrich, ihren Verwandten, wohl und schafft ihm jede Erleichterung der Gefangenschaft, während sie Dietrich von Bern der nachlässigsten Pflege einer Magd überlässt, so dass seine Wunden zu eitern beginnen. Als der russische Dietrich heil ist, reitet er davon trotz Helches Bitten, die mit ihrem Kopf für sein Bleiben

[1]) Die Episode, dass Wolfdietrich das Haupt der Riesin Runtze *„durch wunder“* nach Garda mitnehmen will, in einigen späten Wolfdietrichtexten, fasst Schneider, Die Geschichle und die Sage von Wolfdietrich, München 1913, S. 194 f. mit Recht als Entlehnung aus dem Eckenlied.

[2]) Ich zitiere die Saga nach Bertelsens Ausgabe, 2 Bde., Kopenhagen 1906—1911. Die einzelnen Versionen zitiere ich nach der üblichen Signierung mit Mb (= norweg. Membran), I (= isl. Abschriften A und B), Sv (= schwedische Dietrichschronik). In der älteren Ungerschen Ausgabe steht die hier in Betracht kommende Stelle Kap. 303—306. Die Darstellung der Eckensage steht daselbst Kap. 96 ff.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haftet. Da wendet sich Helche verzweifelnd an Dietrich von Bern, der trotz seines gerechten Grolles und ungeachtet seiner ungeheilten Wunden dem andern nachreitet. Dietrich folgt — hier beginnt der wichtige Teil — der Spur des Flüchtlings, kommt bei einer Burg vorbei, wo eine Jungfrau, die Tochter des Jarls der Burg, ihm Bescheid gibt, und sieht endlich in einem Walde seinen Gegner vor sich reiten. Er beschwört ihn mehrfach vergebens, um Helches willen mit ihm nach Susat zurückzukehren. Endlich stellt der russische Dietrich sich zum Kampf, und nach langem Fechten wird ihm von Dietrich von Bern das Haupt abgeschlagen. Dietrich nimmt das Haupt, bindet es an seinen Sattel (*slagúlar* Mb, I, *sadellboge* Sv) und reitet heim. Er kommt an der Burg vorbei, wo die Jungfrau noch steht und ihn nun verbindet. Über das Haupt hat er ein Tuch gebreitet, so dass die Jungfrau es nicht sieht. Ihr Vater, der Jarl, ist derselbe, bei dem einst auf Sibiches Ränke Ermenrichs Sohn Friedrich (also Dietrichs Vetter) umgebracht worden ist. Er wird daher als jarl af villcinaborg bezeichnet. Er ladet Dietrich in die Burg ein, und da er aus Furcht vor Attila nicht wagt, sich Dietrichs zu entledigen, dessen Verwandtenrache er fürchtet, versucht er, ihn durch glänzende Aufnahme versöhnlich zu stimmen. Es gelingt, Dietrich bleibt viele Tage dort. Als er endlich fortreitet, deckt der Jarl das Tuch über dem Haupt auf und sieht daraus, wie der Kampf ausgelaufen ist. Er gibt Dietrich sechs wohlausgestattete Ritter mit, in deren Begleitung er heim nach Susat reitet. Helche sieht sie kommen, und da Dietrich nicht allein ist, glaubt sie, ihr Verwandter sei bei ihm, und eilt den Ankommenden freudig entgegen. Doch Dietrich wirft ihr das Haupt des andern Dietrich vor die Füsse, lässt die weinende Königin stehen und legt sich wieder auf sein Lager, wie er zuvor gelegen hat.

Mir scheint hier eine Motivfolge aus dem Eckenliede wiederzukehren, die nicht wohl zufällig entstanden sein kann. Ich gehe die einzelnen Motive durch und ziehe dabei nunmehr die wichtige und der Zeit nach älteste Eckentradition der Ths. (Kap. 171 ff. = I S. 174 ff.) mit heran.

1) Das einleitende Bild bietet die gemeinsame Vorstellung der beiden Gegner, die lange hintereinander herreiten, den mehrfachen Anruf und den endlich widerwillig gewährten Kampf. In dieser gemeinsamen Kontur weicht indessen das Detail völlig voneinander

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ab; der einzig greifbare Punkt wäre der, dass in beiden Dichtungen Zweck des Kampfes ist, den Verfolgten nicht zu töten, sondern der aussendenden Herrin zuzuführen.

2) Dietrich schlägt dem Gegner das Haupt ab und bindet es an den Sattel. Gegenüber der törichten Anbringung des Motivs in L berichtet die Ths. einfach, dass Dietrich Eckes Haupt als Abschluss des Kampfes abschlägt, wie im Kampf der beiden Dietriche. Dagegen weiss die Saga nichts davon, dass Dietrich das Haupt am Sattel mitführt.

3) Auf dem weiteren Ritt wird Dietrich von einer Jungfrau verbunden, die lebhaften Anteil an seinem Schicksal nimmt. Die Eckenpartie der Ths. berichtet davon nichts. Das übrigens ja nicht ungewöhnliche Motiv L 148, dass das Pferd von den Wunden *„von sînem bluote ze beiden sîten naz“* wurde, kehrt in der Erzählung vom russischen Dietrich in etwas anderem Zusammenhang wieder: *blœda hans sar sua, at oll er hans brynia oc hans hæstr all blodogr.* Dass die heilbringende Jungfrau hier mit dem Jarl von Villcinaborg in Zusammenhang steht, ist natürlich im Eckenlied nicht zu lesen.

4) Dietrich reitet weiter nach Jochgrimm bzw. Susat, die Königin erblickt ihn und eilt ihm erfreut entgegen, da sie glaubt, dass der von ihr geliebte Held heimkehre. Auf seiten des Eckenliedes fehlt die Darstellung von L, so dass wir auf die konfuse Form von d angewiesen sind. Immerhin wird auch hier so viel klar, dass der herannahende Dietrich für Ecke angesehen wird (d 322 meldet der Bote: *her Eck der kem geriten*), und dass dies den Königinnen *„gar liebe mere“* ist, deren sie *„in hertzen fro“* wurden. Woran die Königinnen den Irrtum gewahr werden, bleibt dagegen unklar. Zwischen der Botschaft und der dadurch erweckten Freude und der unmittelbar folgenden Rede der einen Königin muss etwas fehlen, wenn sie klagt:

ich furcht, es kum vns zu der stunt
zu grossem vngewinnen.

Ebensowenig vernünftig ist es, wenn auf diese Klage der Bote versichert, dass der Ankommende ein grosses Haupt am Sattel hängen habe. Diese Nachricht dürfte vor die Klage der Königinnen gehören und gerade ihre trüben Ahnungen erwecken; aber die Entstellungskunst Kaspars lässt keine Heilung der Stelle zu. Dafür hilft die Ths. hier zu klarerer Vorstellung. Die Königin sieht

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dietrich von fern heranreiten, sie freut sich, dass Ecke wiederkehrt, schmückt sich (und ihre Töchter) und eilt dem Ankommenden entgegen. Als sie ihren Irrtum merkt — das Haupt Eckes fehlt wie gesagt der Saga — fällt sie in Ohnmacht.

5. Dietrich wirft den Königinnen bzw. Helche das Haupt vor die Füsse, lässt sie traurig stehn und geht von ihr fort. Hier berichtet d ganz klar (Str. 325):

Her Diterich das haubet nam
in zoren, der furste lobesam
vnd warff ins fur die fusse.

Entsprechend Ths. Bd. II: *kastar firir fœtr drotninginni.* Er lässt Helche weinend stehn, wie er d 324 zu den Jochgrimmer Königinnen sagt, dass sie *„trawren zwar on ende“* sollen, und wie in der Eckendarstellung der Saga die Königin vor Schmerz in Ohnmacht fällt[1]).

Als ganzen gemeinsamen Erzählungskomplex hebe ich also heraus: Zwei Helden, deren einer Dietrich ist, kommen nach langer Verfolgung und Wechselreden in Kampf, wobei Zweck des Kampfes ist, den Verfolgten zu der Aussenderin des Verfolgers zu führen. Im Kampf schlägt Dietrich seinem Gegner das Haupt ab, bindet es an den Sattel, wird von einer Jungfrau verbunden, kommt zu der aussendenden Königin, die in Dietrich den von ihr geliebten Gegner Dietrichs vermutet und ihm freudig entgegeneilt. Aber Dietrich wirft ihr das Haupt vor die Füsse, lässt sie in ihrem Schmerz stehn und geht zornig davon.

Mir ist keine Dichtung bekannt, die eine ähnliche Motivfolge anwendet. Und da die beiden Stellen, an denen sie sich findet, sie an Dietrich anknüpfen, scheint mir der Schluss unabweislich, dass hier speziellere, d. h. literarische Beziehungen zwischen beiden Stellen bestehen. Es ist zu fragen, wie man sich den Zusammenhang zu denken hat. Die gemeinsame Erzählung umfasst genau das, was in L resp. in dem nach L erzählten Schluss von d über die andere

[1]) Auch in der Saga zieht Dietrich nach diesem Effekt ab, und es entspricht entschieden nicht dem ganzen übrigen Stil der Erzählung, dass Dietrich vor den sich waffnenden Mannen der Königin kampflos zurückweicht. Der Einfluss des Eckenliedschlusses in der Druckrezension (as) spielt hier herein, der Dietrich in den Besitz der Königin an Eckes Stelle treten lässt. Die Lahmheit der Saga an dieser Stelle einschliesslich der Unterdrückung des Motives vom Kopf am Sattelbogen ist die Folge einer Kompromissbildung, sei es in der Quelle der Saga oder in dieser selbst, auf die ich hier nicht näher eingehen kann.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fassung, die anfangs durch d as, später durch as vertreten ist, hinausgeht. Das Nächstliegende ist also, dass die Fassung L des Eckenliedes oder eine Vorstufe von ihr aus einer deutschen Dichtung über die beiden Dietriche entlehnt hat, die ihrerseits wieder Quelle der Saga gewesen ist. In der Tat passt hier die Erzählung nicht schlecht. Dietrich ist von Helche ausgemacht niederträchtig behandelt worden. Trotzdem hat er mit seinen unverheilten Wunden sein Leben in ihrem Dienst unbedenklich neu eingesetzt. Er hat alles versucht, den Flüchtling lebendig zurückzubringen. Jetzt eilt Helche herbei und denkt nur daran, den ungetreuen Verwandten freudig zu begrüssen. Da wirft er ihr den Kopf hin, „den Dank, Dame, begehre ich nicht", und lässt sie stehen. Auch die Einkehr bei dem feindlich-freundlichen Jarl gehört in das Milieu der östlichen Kriege Attilas und Dietrichs.

Dennoch verlangt diese Erzählung selbst kritische Betrachtung. Zum Vergleich mit dem Eckenliede war nur die heilende Jungfrau, nicht der Aufenthalt bei dem Jarl heranzuziehen. Diese Jungfrau, die Tochter des Jarls, nimmt offenbar den lebhaftesten Anteil an Dietrich. Schon als er seinen Gegner sucht, erbietet sie sich, ihn zu verbinden. Sie wartet lauschend am Burgtor, wie der Kampf weiter verläuft, sie empfängt Dietrich, als er zurückkehrt, und verbindet ihn, noch ehe der Vater Dietrich zum Eintritt in die Burg auffordert, er liegt schliesslich die Nacht in ihrem Bett, obwohl mehrfach in der Erzählung vorher der üble Geruch der vernachlässigten Wunden betont ist. Dann verschwindet sie aus der Erzählung, statt dessen tritt der Jarl in den Vordergrund. Dietrich bleibt lange bei ihm (*marga daga*), wird reich bewirtet, sichert ihm zu, dass er auf Rache verzichtet, und reitet endlich mit seinen sechs Begleitern offenbar gesund nach Hause. Beim Abschied nach diesem langen Aufenthalt erscheint plötzlich das Haupt am Sattel wieder. Es hängt, noch mit dem Tuch bedeckt; offenbar hat niemand in der ganzen Zeit das Ross und den Sattel angerührt. Jetzt, beim Abschied, deckt endlich der Jarl das Tuch auf, jetzt erblickt er das Haupt und macht sich daraus jetzt erst klar, welches Ende Dietrichs Kampf genommen hat. Dann reitet Dietrich mit seinen Begleitern davon, um sich in Susat so wund wie vorher aufs Lager zu legen, so dass er am nächsten Feldzug Attilas nicht teilnehmen kann.

Man kann nicht zweifeln, dass diese Erzählung nicht aus einem

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Guss ist, und sieht leicht, wie sie zu heilen ist. Dietrich und die Jungfrau und Dietrich und der Jarl sind zwei verschiedene, nachträglich verschmolzene Geschichten. In der letzteren kehrt Dietrich bei dem Jarl ein, der zuerst eine zweideutige Haltung einnimmt, dann aber zu einer versöhnenden Politik sich entschliesst, Dietrich pflegen und bewirten lässt und nach angemessener Zeit mit einem Ehrengeleit nach Susat entlässt. Das Haupt am Sattel kommt hier gar nicht in Frage. In der andern Geschichte wird Dietrich von einer Jungfrau verbunden, weilt eine Nacht bei ihr, reitet morgens weiter, dabei wird der Kopf am Sattel entdeckt. Hiermit erst wird plötzlich die törichte Abschiedsszene zwischen Dietrich und dem Jarl klar. Die Jungfrau hat Dietrich auf die Spur des Gegners gewiesen, hat sich bittere Vorwürfe deswegen gemacht und wartet daher mit brennendem Interesse auf den Ausgang des Kampfes. Der Kampf füllt einen grossen Teil des Tages aus. Danach kommt Dietrich zu ihr, die zunächst von der Fürsorge für den wunden und matten Helden in Anspruch genommen ist. Er ruht die Nacht über in ihrem Bett. Am nächsten Morgen will er weiter reiten; da erblickt sie das Tuch, hebt es in weiblicher Neugierde hoch und „nun weiss sie, wie es mit dem Kampf gegangen ist", auf dessen Ausgang sie so begierig war. Dass der Aufenthalt nur eine Nacht währte, kann man wohl dem Wortlaut der Saga entnehmen (*um nottina* Mb A, *þa nótt* B, *then samma natt* Sv.), dann hat auch der Kopf, der unverändert am Sattel hängt, nichts Unwahrscheinliches mehr. Mit einem Mal lösen sich alle Torheiten der Darstellung auf.

Es löst sich also der Teil der Erzählung, der zum Eckenliede stimmt, von dem, der im Eckenlied keine Entsprechung hatte. Daraus lassen sich wesentliche Folgerungen ziehen. In der Geschichte von Dietrich und der Jungfrau reitet Dietrich nach einer Nacht weiter; Begleitung bekommt er nicht. Die sechs gutausgerüsteten Ritter sind Versöhnungsgabe des Jarls, nicht Fürsorge der Jungfrau. Damit gewinnen wir einen Punkt mehr, in dem die Erzählung zum Eckenlied stimmt. Damit wird aber zugleich Helches Empfang unmöglich. Bei ihm ist die Pointe, dass Helche aus der Mehrzahl der Heimkehrenden schliesst, dass ihr Verwandter mitkäme. Der einzeln heimkehrende Ritter könnte nur Dietrich von Bern sein. Bei dem einzeln heranreitenden Dietrich des Eckenliedes ist die Pointe wiederum der Waffentausch, der die Königinnen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu dem Glauben bringt, der Mann in Eckes Rüstung wäre Ecke selbst. Aber das Waffentauschmotiv wäre in der Helcheerzählung wiederum unmöglich, weder Dietrich von Bern in der Rüstung des russischen Dietrich noch umgekehrt dieser in jenes Rüstung führen zu irgendeiner möglichen Situation. Die sichere Folgerung ist, dass von den beiden hier verbundenen Erzählungen jedenfalls die von Dietrich und der Jungfrau nicht ursprünglich hierher gehört. Gegen die Ursprünglichkeit der Geschichte von Dietrich und dem Jarl an dieser Stelle sehe ich dagegen keinen Einwand. Der russische Dietrich ist Dietrich von Kriechen der mhd. Dichtung, eine Figur aus den Ostkämpfen Dietrichs und Attilas, über die wir nur lückenhaft unterrichtet sind. Der Jarl, der Friedrich umgebracht hat, wird bei dieser Gelegenheit wie in unserer Geschichte als Jarl von *villcinaborg* bezeichnet, entsprechend der Angabe in „Dietrichs Flucht", dass Ermenrich seinen Sohn Friedrich *„hin ze der wilzen lande"* in den Tod geschickt hat. Auch diese Gegend gehört in die Ostkämpfe Dietrichs. Osantrix von Villcinaland war ein Bruder Waldemars von Russland nach der Ths., Villcinaland selbst ein wichtiges Streitobjekt zwischen Attila und Waldemar in eben den Kämpfen, in denen der russische Dietrich gefangen wurde. Wenn dieser von Susat nach Russland zu entkommen sucht, so ist gegen seinen Weg durch Villcinaland nichts einzuwenden. Auch chronologisch dürfte man sich trotz der kontaminierenden Angaben von Dietrichs Flucht wohl an die Darstellung der Ths. halten müssen, wonach Friedrichs Tod vor Dietrichs Vertreibung fällt und also bei den hier behandelten Ereignissen der Vergangenheit angehört. Wir haben also keinen Grund, die Erzählung von Dietrich bei dem Jarl von Villcinaborg aus der Kette der Darstellung auszulösen. Nach Ausweis der breiten Beratungen des Jarls mit seinen Getreuen und der Art, wie Dietrich bewirtet und beschenkt wird, kann auch hier nur von einer breiten epischen Quelle die Rede sein, in der die Erzählung nur Episode war. Da nichts dafür spricht, dass erst die Saga diese Episode mit der Erzählung von Dietrich und der Jungfrau verbunden hat, so wird man auch diesen Vorgang der deutschen Quelle zuweisen müssen.

Derselbe geschlossene Motivkomplex hebt sich also hier heraus aus einer deutschen Dichtung von den beiden Dietrichen und aus der Fassung L des Eckenliedes gegenüber der Fassung as. An

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beiden Stellen sprechen gute Gründe dafür, diesen Motivkomplex als spätere Zutat auszuscheiden, und es ist mindestens höchst unwahrscheinlich, dass eine der beiden Stellen Quelle der andern gewesen ist. Wie hat man sich das Verhältnis zu denken?

Die Diskussion über Freibergs Abhandlung zeigt deutlich, dass seine Quellenauffassung nicht befriedigt. Ich bin mit H. Schneider [1]) der Ansicht, dass die Priorität des französischen Romans nicht gut geleugnet werden kann, aber meine wie er, dass auch vor der Nachbildung dieses Romans eine rein deutsche Eckendichtung bestanden hat, die durch die Namen Ecke, Eckesahs, Fasolt, Jochgrimm gefordert wird. Das sind keine willkürlich für französische Namen eingesetzte Erfindungen eines deutschen Dichters. Schneider geht mit Recht von Jochgrimm und den drei Königinnen aus. Der Name Jochgrimm und die Zahl der Königinnen sind Neuerungen gegenüber dem Papageienroman, die in der wohlbezeugten Sage von den drei Wetterhexen auf Jochgrimm eine Realität bekommen, die ihre selbständige Existenz neben dem Papageienroman sichert. Von diesem unleugbaren Stück unabhängiger deutscher Tradition kann man zu einem Minimum des Inhaltes des alten deutschen Eckenliedes gelangen: Ecke wird von den drei Königinnen auf Jochgrimm zum Kampf ausgesendet, er kämpft mit Dietrich und wird von diesem überwunden und erschlagen. Diese Grundelemente des alten Liedes, das ich nach dem Ausgangspunkt Jochgrimmlied nennen will, muss anerkennen, wer überhaupt neben der französischen Quelle einheimischer Überlieferung einen Platz gönnt. Gewonnen sind sie aus der Betrachtung, dass Elemente im Eckenlied sich finden, die auch unabhängig davon bezeugt sind und den durch den Papageienroman gegebenen Rahmen übersteigen. Eine gewichtige solche Stelle ist die, dass Dietrich Ecke den Kopf abschlägt und später den Frauen zornig vor die Füsse wirft. Ich habe nachgewiesen, dass dieselbe Szene in einer anderen Dietrichdichtung von bedeutendem Alter auftritt, dort aber nicht bodenständig, sondern von anderer Stelle entlehnt ist; diese Stelle kann doch nicht das Eckenlied L gewesen sein. Damit sind für diesen Motivkomplex ähnliche Bedingungen gegeben wie für Jochgrimm und die drei Königinnen, und mit ähnlicher Zuversicht werden wir diese Motivfolge dem Jochgrimmliede zuweisen. Gegenüber

[1]) H. Schneider, Zur Eckensage, ZfdA. 54, 354 ff.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Einwand, dass die hier behandelten Motive in der deutschen Tradition nur L und zum Teil d angehören, während Jochgrimm allen drei Fassungen eigen ist, muss hier betont werden, dass dafür die früheste aller Überlieferungen, die Ths., stützend eintritt, die für Jochgrimm und die drei Königinnen ausscheidet. Das Ende des Kampfes durch Abschlagen des Kopfes und die feindselige Begegnung Dietrichs mit den Königinnen in der Saga sind Züge, die das Vorhandensein des Motivkomplexes in der ältesten Eckenlieddichtung klar belegen, wenn auch die Saga selbst — oder ihre Quelle — zugunsten des versöhnlichen Ausganges von as schonend zu mildern gesucht hat [1]). In dem versöhnlichen Ausgang, der mit Dietrichs Ehe schliesst, und auf den die Saga zustrebt, darf mit Fug und Recht der alte Ausgang des Papageienromanes gesucht werden. Dann drängt der feindliche Ausgang sich als Abschluss des Jochgrimmliedes auf. Dieses selbst rundet sich vor unsern Augen aufs beste ab. Ecke, der Riese, wird von seinen drei Herrinnen auf Jochgrimm zum Kampf ausgesendet. Er trifft irgendwie mit Dietrich zusammen. In dem sich entspinnenden Kampf, der vom Schema der Riesenkämpfe wenig abgewichen sein dürfte, schlägt Dietrich dem Riesen das Haupt ab, führt es nach Jochgrimm, wo er es den — vermutlich weniger höfischen — Frauen vor die Füsse wirft. Die Doppelheit in L löst sich also nicht durch spätere Interpolation, sondern durch die unvollkommene Verschmelzung zweier Überlieferungen. Der Dichter der Grundform des erhaltenen Eckenliedes arbeitete mit jener sorglos-unbekümmerten Ungeschicklichkeit des fahrenden Spielmannes, dem es mehr auf Stoffhäufung als auf glatten Fluss der Erzählung ankam. Er behielt die Stoffe der beiden von ihm verbundenen Dichtungen möglichst ungeschmälert bei und schlug nur die nötigsten und notdürftigsten Verbindungen. Das älteste Eckenlied tritt damit in eine Gruppe von Dichtungen, die, uns wohl bekannt, die unverhüllten Spuren eines gewaltsamen Aufblähungs-

[1]) Wie die Saga hier harmonisiert, geht auch aus folgendem hervor. Das Abschlagen des Hauptes ist klarer Ausgang ehrlichen Kampfes. Die unmässige Klage Dietrichs, dass man meinen würde, er habe Ecke schlafend ermordet, knüpft unmittelbar an den Stich unter dem aufgehobenen Panzer. Dieser Stich kann nur den Wehrlosen treffen und dadurch den Verdacht des Mordes im Schlaf erwecken. Die Erzählung der Saga endet den Kampf durch Abschlagen des Hauptes, behält aber später die Beschuldigung des Mordes im Schlafe bei.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

prozesses vom sangbaren Lied zum breiten Epos an sich tragen, und unterscheidet sich von andern Produkten dieser Gruppe nur durch die Verwendung eines Artusromanes zu diesem Zweck. In L haben wir die relativ ungestörteste Überlieferung dieses ältesten Eckenliedes, dagegen bietet sowohl die Ths. wie as mehr oder minder gelungene Versuche, die Widersprüche der Grundfassung abzuschwächen und auszugleichen.

Die Heilung Dietrichs durch die Jungfrau gehört sowohl in der Erzählung von den beiden Dietrichen als auch in L fest in das Gefüge der hier behandelten Motivfolge, die L von as abgrenzt. Die Folge muss als geschlossene Einheit behandelt werden, und ich sehe in der Tat kein Hindernis, eine solche Heilungsszene in ein Lied von der Art des Jochgrimmliedes zu übernehmen. Nun hat indessen Freiberg geltend gemacht, dass die Babehilt-Episode ihre Entsprechung im Papageienroman habe. Auch dort wird Dietrich nach dem Kampfe von der „franche pucelle“ empfangen und geheilt. Hat Freiberg Recht, so müssten wir uns damit begnügen, festzustellen, dass das nicht eben seltene Motiv einer heilenden Frau sowohl im Papageienroman als auch im Jochgrimmlied vorhanden war, eine Feststellung, die zugleich die bedeutenden Abweichungen der beiden Episoden in allen Details und den deutschen Namen der Jungfrau „Babehilt“ erklären würde. Da aber Freibergs Gleichung sowohl von Lassbiegler wie von Boer und Boos verworfen wird, so ist auch eine andere Auffassung möglich. Boer hat nicht ohne Grund bemerkt, dass die Szene des Papageienromanes mit der franche pucelle mehr Übereinstimmung mit dem Schluss von as hat als mit der Babehilt-Episode in L und darum diese beiden Szenen identifiziert. Ich halte dies nicht für ganz unwahrscheinlich. Nun ist die ganze Erzählung im Papageienroman zur Episode herabgedrückt, die in andere Abenteuer eingeflochten ist. Der Schluss der selbständigen französischen Erzählung kann nur in einem glänzenden Empfang Dietrichs bei der aussendenden Dame bestanden haben, so wie der Schluss in as es zeigt. Weist nun die „franche pucelle“-Episode deutliche Übereinstimmungen mit dem Schluss von as auf, so liegt es ja immerhin nahe, in ihr den alten Schluss der selbständigen französischen Quelle zu sehen, der, um erhalten zu bleiben, nun hier als Empfang bei einer anderen Dame episodisch eingeschaltet wird, während er im Eckenlied as normal als Schluss fungiert. In diesem Falle,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der natürlich nur Möglichkeit bleibt, hätte die französische Quelle des Eckenliedes nichts der Babehilt-Episode Entsprechendes aufzuweisen, und diese wäre ein Stück Jochgrimmlied [1]).

Da die Frage der deutschen Vorstufe des Eckenliedes einmal angeschnitten ist, mögen unter Ausschaltung alles auf Fasold und die fernere Riesensippe Bezüglichen noch einige Bemerkungen zum eigentlichen Eckenstoffe folgen, die vielleicht zu einer genaueren Umschreibung des Jochgrimmliedes dienlich sind. Von der Voraussetzung aus, dass Partien, die nicht durch den Papageienroman gedeckt sind, im Eckenliede aus dem Jochgrimmlied stammen können, muss uns die Geschichte von Eckes Schwert mit ihrer selbständigen Stoffkenntnis besonders interessant sein. In Eckes Ausrüstung durch die Königinnen spielt die Brünne eine besondere Rolle, neben der alle andern Waffen zur Nebensache werden. Dasselbe ist im Papageienroman der Fall; hier ist der Harnisch durchgehends das Kostbarste an den Waffen des Riesen. Dagegen tritt im Widerspruch hierzu im Eckenlied bei der Waffenanpreisung der Panzer Eckes weit zurück gegen den Ruhm des Schwertes. Von diesem Schwert werden Sagen herangezogen, die mit keiner Artusdichtung etwas zu tun haben, und das Schwert trägt den Namen Eckesahs. Der Name selbst ist uns durch die bekannte Stelle Veldekes (Eneide 5728) in eben jener Form so früh und selbständig bezeugt, dass man die Stellen, die von diesem Schwerte handeln, mit derselben Sicherheit für das deutsche Eckengedicht beanspruchen kann, wie das, was mit Jochgrimm zusammenhängt. Denn man kann Ecke und Eckesahs nicht voneinander trennen. Freiberg hat zuerst flüchtig angedeutet, Boer (a. a. O. S. 254 f.) zuerst klar ausgesprochen, dass hier geradezu der Kern der ganzen Eckendichtung liegt. Eckesahs ist das Schwert des Riesen Ecke gewesen, das sich Dietrich erworben hat, indem er den Riesen überwand. Wir haben hierzu die evidente Parallele in dem Hiltegrim-Abenteuer, das im Eckenlied (L Str. 7 ff.) und im Sigenôt (ältere Fassung Str. 3. 6. 9. 37) flüchtig berührt, in der Ths. (I 34 ff.) ausführlich erzählt wird. Dietrich besitzt einen Helm Hiltegrim.

[1]) Die Parallele, die Schneider (Wolfdietrich 193 f.) zwischen dem Sigeminne-Abenteuer des Wolfdietrich und dem Babehilt-Abenteuer des Eckenliedes zieht, ist berechtigt und bleibt bestehen. Die Ausgestaltung der Szene im Eckenliede im Sinne der Meerfrauenbegegnung (Herrschaft unter dem Wasser, Wundersalbe, Prophezeiung) geht wie anderes auf den Einfluss des Wolfdietrich zurück.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hierzu wird die ätiologische Sage gebildet, dass dieser zuvor einem Riesenpaar Grim und Hilte gehört habe, denen Dietrich den Helm im Kampf abgewonnen hat. Genau die gleiche ätiologische Herkunft hat der Riese Ecke als Besitzer des Eckesahs[1]). Das Schwert Eckesahs und seine Geschichte treten als Glied in das Jochgrimmlied ein[2]).

Die Gründe, die Vogt (ZfdPh. 25, 1 ff.) seinerzeit dafür angeführt hat, dass die bekannte Strophe der Carmina burana, die als Str. 69 in L wiederkehrt, eine alte Anfangsstrophe ist, sind durch Freibergs Material nur zum Teil, durch seine weiteren Ausführungen nirgends erschüttert. Sein Versuch, diese Strophe durch Hinweis auf die laisses similaires der afrz. Dichtung in seine Auffassung einzufügen, wird gegenstandslos, sobald man Freibergs Auffassung fallen lässt. Keine der genannten Arbeiten nach Freiberg hat den Gedanken aufgegriffen; sie sind alle zu Vogt zurückgekehrt. Sobald man überhaupt eine älfere deutsche Vorstufe des Eckenliedes anerkennt, kann nur L 69 resp. die Strophe der Carmina burana seine erste Strophe sein. Daraus ergeben sich wesentliche Konsequenzen. Erstens hat das Jochgrimmlied das Metrum des Eckenliedes gehabt. Man kann daraus die Zuversicht schöpfen, dass Teile des Jochgrimmliedes ziemlich unversehrt ins Eckenlied übergegangen sein können. Zweitens bezeugen die Zeilen *„als vinster was der tan, da si an ander funden“*, dass die Erhellung der Nacht durch den Glanz der Helme erst ein Motiv des Papageienromanes ist, und dass die Ths. ein altes Stück Jochgrimmlied bewahrt, wenn sie Dietrich sagen lässt (I 181): *hvi ma ec þitt sverd flyia, medan ec ma eigi sialvan þic sia oc ecki veit ec af þer nema ec heyri kall þit oc ofrmæli. Ec hevi ridit i þenna hinn myrqva scog, sva at ecki fæ ec set.* Drittens deutet die Strophe darauf, dass sich die beiden Kämpfer zufällig treffen. Hier gibt ebenfalls die Ths. die erwünschte Parallele. Im Eckenlied selbst möchte ich L Str. 115 für eine ähnliche Auffassung beanspruchen. Nach

---

[1]) Die Gleichheit erstreckt sich auf die Form des Kampfes; in beiden Erzählungen fällt die Entscheidung in einem furchtbaren Ringkampf.

[2]) Wie diese Geschichte vorgetragen war, bleibt unbestimmt. Man kann an der langen Rede Eckes zweifeln; wenn es darin plötzlich episch berichtend heisst: L 79: *uns seit diu âventiure kluoc* = d 85: *fur war das sachen vnss die Puch*, so klingt das mehr nach Erzählung des Dichters. as 66 hat wie so oft geglättet: *das sag ich dir du kuner mann.*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den langen Erklärungen Eckes kommt Dietrichs Frage *„ald bûst dû zaller zît den walt“* entschieden etwas unerwartet. Auch Dietrichs Stossseufzer *„sô ist mir leit, daz ich dir bin bekommen in dîne lâge“* lässt nicht das lange Nachlaufen Eckes voraussetzen. Von weiteren Zeugnissen zur Eckensage weist das älteste, Enenkels Weltchronik, auf dieselbe Vorstellung: *wie der prenner (= Berner) waer komen, dâ er hern Ekken vant*; die späteren Zeugnisse, soweit sie Anhaltspunkte geben (Ottokar v. Horneck, Renner), deuten auf die Situation des erhaltenen Eckenliedes. Viertens fällt auf, dass auch diese Strophe Eckes Rosslosigkeit voraussetzt. Da der zu Fuss hinter Dietrich dreinstürmende Ecke zum Papageienroman gehört, muss das Jochgrimmlied etwas anderes erhalten haben. Boer nimmt a. a. O. 193 mit guten Gründen die von Jiriczek (Heldensage 194) ausgesprochene, von Vogt in einer Korrekturnote daselbst unterstützte Ansicht auf, dass die Str. L 69 auf das Eingreifen von Dietrichs Ross in den Kampf gemäss der Ths. anspielt, dieser Zug somit nicht Entlehnung aus dem Wolfdietrich ist. Ich schliesse mich dieser Auffassung unbedingt an und nehme das hilfreiche Pferd für das Jochgrimmlied in Anspruch [1]). Ich halte auch mit Boer L 117, d 133, as 92 für Reste dieser Erzählung.

Es scheint mir demnach möglich, über Schneiders kurze Andeutung hinaus zu einer leidlich klaren Anschauung des alten Jochgrimmliedes zu gelangen. Es begann mit L 69 und liess also die beiden Kämpfer einander sofort treffen. Erwachsen ist es aus der ätiologischen Geschichte von Dietrichs Schwert, entsprechend dem Hiltegrim-Abenteuer. Der Kampf dürfte ziemlich ausführlich gewesen sein und jedenfalls wohl die minder höfischen Partien des Kampfes im Eckenliede enthalten haben, insbesondere nach der Parallele des Hiltegrim-Abenteuers den Ringkampf. Dieser erklärt auch am ungezwungensten das Eingreifen des Rosses, das den Kampf entscheidet. Dietrich schlägt Ecke den Kopf ab, bindet

[1]) Ich verweise noch für das Motiv des hilfreichen Pferdes bei einem Riesenkampf auf die færöische Tanzballade Dvörgamoy III (V. U. Hammershaimb, Sjúrdar kvædi, Kbh. 1851, S. 92 ff.), wo der Riesenkämpfer zwar Sigurd ist, durch die sonst ungebräuchliche appellative Verwendung des Namens „Falke“ für Pferd aber die Übernahme aus einer Dietrichdichtung gesichert ist. Vgl. meine Behandlung der Stelle Arkiv f. nord. filologi 36, 243 ff. Auch Schneiders Wolfdietrichbuch lässt die Auffassung wenigstens offen, dass das Eckenlied in diesem Zuge von der Wolfdietrichdichtung unabhängig ist.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihn an den Sattel, wird unterwegs von einer Jungfrau geheilt, wirft das Haupt den Herrinnen auf Jochgrimm zornig vor die Füsse, kehrt um und reitet heim. Das ganze dürfte nicht zu lang gewesen sein; ich glaube, dass man sich den älteren Sigenôt ungefähr als Stilmuster vorstellen darf.

Einiges über die Bildung deutscher Familiennamen.

Von Wolfgang Jungandreas in Liegnitz.

Viel ist über deutsche Familiennamen gehandelt worden, daher soll hier nur eine Auswahl besonders bemerkenswerter Namensbildungen geboten werden. Der Stoff, den ich in der Hauptsache aus der deutschen Verlustliste von 1914 und einigen älteren Universitätsmatrikeln (insbesondere von Köln, Dillingen und Wittenberg) gezogen habe, soll zeigen, wie aus der mittelalterlichen Gedankenwelt, aus mittelalterlichem Wort und Brauch heraus die Namen entstanden sind.

Das 13. Jahrhundert, eine Zeit von regstem deutschen Geistesleben, schuf auch für Bürger und Bauern, die bis dahin nur beim Taufnamen gerufen wurden, den Familiennamen. (Anders der Adel, der schon damals nach seiner Burg oder seinem Wohnsitz benannt wurde.)

Gern wurden die Leute nach der Lage ihres Hauses in Dorf oder Stadt bezeichnet. Wir finden besonders in Niedersachsen die Meier zu Bexten, Meier zu Broxten, Meier zur Müdehorst, Tormählen, Meier auf der Heide, Schulte auff'm Erley[1]), Opdenhoff, Schulte vom Brühl, aus der Wiesche (Mülheim a. d. Ruhr), Utermöhlen, In den Birken (Osnabrück), im westfälischen Kreise Wiedenbrück Beckervordersandvorth, Achter der kerken (Münder a. Deister 1518). In Oberdeutschland gibt es Auff'm Ordt, An der Almend (1638 in Luzern), Imstainhuss (Konstanz), Durchdenbach (Nürtingen 1583) usw. Schwertfeger und Harnischfeger (die Namen kommen besonders in Anhalt und Braunschweig vor) bedeuten Verfertiger von Waffen und Rüstungen. Vgl. auch Pielsticker (von Pfeilberg). Stromenger heisst „Strohverkäufer" wie mnd. vischmenger

[1]) Erley = Erlicht.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(engl. fishmonger) „Fischhändler". Bierögel (Apolda) ist von „Biereige" abzuleiten (thür. B. = ein Bürger, dem das Bierbrauen zusteht). Der Name Leichemschneider, der sich 1615 in Schönegg vorfindet, besagt keineswegs, dass der Urahn der genannten bayrischen Familie Leichenschändung betrieb, sondern dass er das Leichenkleid, das Totenhemd, verfertigte. Zusemschneider (1610 in Dinkelscherb) und Zusamschmid (Dillingen, 16. Jahrh.) sind wohl als verstärkte Bezeichnungen für das einfache „Schneider" und „Schmidt" anzusehen. Augstaintreger[1]) (1487 in Wiesensteig [Bayern] genannt) bedeutet „Ernteeinträger", Weintzürlin (Veldcurianus 1601) = Winzer. Auf das Münzhandwerk beziehen sich Pfennigschmidt, Silberschlag und Eytelbatzenslag (Dillingen 1569). Eytelbatzenslag deutet darauf hin, dass der erste dieses Namens „eitel Batzen", nur Batzen, geprägt hat. — Der Zehnte hiess in Oberdeutschland „zehet", in Niedersachsen „teget". Tegethoff war der Zehnthof, Tegtmeier, oberdeutsch Zehetmair, der „Zehntmeier". — Wie bunt im Mittelalter die Männerkleidung war, sehen wir in den Familiennamen: Rotermel, Weissmantel, Blaurock, Rodehuth, Weissrock, nd. Wittrock, Weissermel, Wittmütz. Auch Blau, Grün und Weiss deuten auf die Farbe der Kleidung, während man bei Schwarz, Rot u. ä. zweifelhaft sein kann, ob hier nicht die Haarfarbe des betreffenden ersten Namensträgers bestimmend gewesen ist. 1358 wird in Alsfeld (Hessen) der Name Sydenswanz genannt. Unter Sydenswanz (Seidenschwanz) wird man wohl eine seidene Schärpe zu verstehen haben, die, ungeschickt herabbaumelnd, dem Besitzer zu seinem Namen verholfen hat. Ähnlich Seidenzahl (1618 in Georgenthal), Mäusezahl (S.-Altenburg) und Fuckschwantz (Frechenried 1603). Wer seine Beinkleider etwas weiter und offener trug, als es in jener Zeit der enganliegenden mittelalterlichen Trachten üblich war, hiess Schlotterhose. Ledderhose, Trillhose sind für den Stoff des Kleidungsstückes, Hintenlang für den Schnitt kennzeichnend. Wer einen zierlichen Fuss hatte, hiess Knabenschuh, wer viele Fussbekleidungsstücke besass, Siebenschuh. Hierher gehört auch Siebenrock. Korteslippen (1442 in Münder a. D.) heisst soviel

[1]) „augst, oost" heisst noch heute in der Mundart „Ernte". Vielleicht ist hierher auch Rosenträger (Spandau) zu stellen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie „der mit den kurzen Pantoffeln". Dass früher ein Bettüberzug zu den Seltenheiten gerechnet wurde, zeigt der obersächsische Name Bettzieche. Gklingharnisch (1561 in Hanau) ist so recht ein Name aus der Ritterzeit, wo die Eisenteile der Rüstungen klirrten und rasselten. Dagegen deutet Klingebiel (Anklam) wohl mehr auf einen arbeitsamen Handwerksmann als einen beilschwingenden Sachsen im Kampfe gegen die Wenden. — Auch der Tag der Geburt mag für die Namengebung von Einfluss gewesen sein. Solche Bildungen sind Freitag, Sonntag, Ostertag, nd. Paschedag. Auch Jürgenpaschedag[1]) (Lippstadt, Westf.) kommt vor. Sommerlatt, eigentlich in der Bedeutung „junger Trieb, Schössling", ist auf Menschen übertragen worden. — Auch gibt es Namen, die auf eine verwachsene, missgebildete Gestalt hindeuten, wie Wahnschaffe und Quadfasel. Mittelniederdeutsch heisst wanschapen „missgestalt"; quad ist soviel wie „böse, schlecht", fasel „Kind, Nachwuchs". Quadfasel ist für Patschkau (ehem. Königr. Sachsen) zu belegen. Bezeichnungen für uneheliche Herkunft sind wohl Modersohn, Nonn u. ä., während Jungfer, Jungfert = Jungfrid ist. Wer schielte, bekam den Namen Scheel oder Schiller, wer mit einem gespaltenen Fuss zur Welt kam = Beilfuss. Einen Lockenkopf nannte man Krause, Kruse, Kroll[2]) oder Krumbhaar, wer glattes Haar besass = Glatthaar oder Schlichthaar, ein besonders Hellblonder hiess Gehlhaar, und wer wenig Haare hatte, so dass er sie zählen konnte, = Siebenhaar. Käsewieter deutet auf bleiche Gesichtsfarbe. Selbst wie einer ging, ob er laut oder leise auftrat, ob er sanft, plump oder steif einherwandelte, wurde im Namen ausgedrückt. Wir haben Leisgang, nd. Liesegang, Blumentritt, Hochtritt, Stoltervoth[3]) usw. Ob Rosentreter und Zwiebeltreter hierher gehören, ist mir zweifelhaft. — Überhaupt bezeichnete man einen anderen gern nach seinen Lebensgewohnheiten. Wer viel trank oder doch einen guten Tropfen nicht verschmähte, hiess Trinkhaus, Schluckebier, Bierfreund, Bierwolf (?, Königsberg)

[1]) Andere Namen mit „Jürgen" sind in jener Gegend Jürgenschellert (Varensell), Jürgenlimk und Junkerjürgen (Stromberg).

[2]) insofern das Wort deutsch ist; slawisch bedeutet es König und ist aus dem Germanischen entlehntes „Karl".

[3]) Mnd. stolt ist hier noch in der alten Bedeutung „steif" anzutreffen. Vgl. hierzu „Stelze" und mnd. stulten = „steif werden".

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder Eitelwein, nd. Supthut, Sauf-es-aus. Auch Flaschentrunk möge nicht unerwähnt bleiben. Ferner Störtebeker, wie der grosse Seeräuber genannt wurde, von dem man erzählt, dass der sein Spiessgeselle wurde, der seinen grossen Humpen auf einmal zu „stürzen“ vermochte. In Oberdeutschland haben wir den entsprechenden Namen Stürzzebecher bzw. Sturzenbecher. Auch Drinkgiern (hd. Trinkegern) deutet auf eine durstige Kehle hin. Derbem Volkswitz entsprossen ist Seicher (Dillingen, 16. Jahrh.) und Scheisser (Dtsch. Verl.-Liste S. 1534 Sp. 3). Ferner benannte man die Leute nach ihren Essgewohnheiten, so kamen Weissbrot (Schlesien), Brotesser (Honnef a. Rh.), Fleischfresser (Stavenhagen) und Aierimschmaltz (1533 in München) zustande. Der letzte Name, auch in drei Worten Aier im Schmaltz (1578 in Landshut) geschrieben, lehrt uns, dass sein erster Träger wegen seiner Vorliebe, Eier in Fett zu braten, wohl als ein besonderer Feinschmecker galt. Wer sein Brot nicht beim Bäcker bestellte, sondern selbst buk, hiess Eigenbrot. Unsere Bezeichnung „Eigenbrötler“ (meistens unrichtig mit d geschrieben) ist hiervon abzuleiten. Genau dasselbe besagt der niederdeutsche Name Bagdohus (Tilsit) = backe zu Hause. Hartes Brot buk anscheinend der Urahn der Familie Hulczirnwecke (Alsfeld 1355). Auch sonstige Eigenschaften eines Mitbürgers bezeichnete man durch den Familiennamen. Fleissige Leute nannte man Morgenschweiss, Früuff (Memmingen 1411) und Trauendienst[1]) (Quenstedt), faule Schaffeluczel[2]) (Alsfeld 1367) u. a. Diejenigen, welche behaglich ihren Tag dahinlebten, hiessen Senft- oder Sachtleben. Wer bei seiner Arbeit gebückt dasass, wie etwa ein Schuster oder Schneider, erhielt den Namen Kniehase oder Knauerhase. Thürauf (Windsheim, Kr. Uffenheim) meint vielleicht einen, der gern die Thür offen liess, um frische Luft hereinzulassen. Denn im Mittelalter waren die Bauernstuben wohl noch dumpfiger als heutzutage. Vgl. gewissermassen als Gegenstück dazu Stubenrauch, auch Stubereich (?, Georgenthal 1628). Ängstliche Seelen bezeichnete man als Reissaus, Fleuchaus oder Schreckhase. Andere wiederum, die sich nicht fürchteten, einsame Wege allein zu machen, hiessen Kommallein (wenn man eine solche Auslegung

[1]) Für das „au“ vgl. Naumann, Naumburg u. a.

[2]) mhd. lützel „wenig“.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wählen darf). Reitersnamen sind te Peerdt (im Gegensatze zu Tovote „zu Fuss") und Wendesatel (Alsfeld 1349). Was die letztere Bezeichnung anlangt, so ist es für uns moderne Deutsche schwer verständlich, wenn wir an die bei uns üblichen steifen, festen Sättel denken, wie man auf umgedrehtem oder umgestülptem Sattel reiten könnte. Der Name Wendesatel lässt vermuten, dass es sich damals um weiche, lappenartige Sättel, wie sie heute etwa die Kosaken haben, handelte. Ein Geizkragen erhielt die Bezeichnung Kratzheller oder Schimmelpfennig, ein reicher Mann Hundertmark, ein armer Habenicht, ein sparsamer Winnenpfennig (Königsberg) oder Sparbrot (S.-A.). Ähnlich gebildet sind wohl auch Theuerkauf, nd. Dürkop. Lustige Leute nannte man Lachkern, Trauernicht, Ohnesorge bzw. Ansorge (mhd. âne = ohne), grämliche Murwetzel (1573 Mengen, Bayern). Vgl. schles. murwētslich, „mürrisch". Gutmütige Naturen, mit denen man Pferde stehlen konnte, nannte man Gangmirnach oder, weil sie immer sagten „wie du willst", Wieduwilt (Vogtland). Wer viele Freunde hatte, hiess Siebenfreund oder Tausendfreund. (Die Zahl 7 spielte anscheinend eine grosse Rolle, wie auch Siebenhaar, Siebenrock, Siebenschuh u. a. vermuten lassen.) Judenfeind ist die gut deutsche Bezeichnung für Antisemit. Manche schimpften auch auf die Bauern, vielleicht wegen ihres groben Benehmens, vielleicht auch wegen ihrer teuren Lebensmittel: daher der Name Bauernfeind (Köln 1478), Buerviant[1]). Kluge und vorsorgliche Leute wurden Kleinsorge, Kleynegedanck (Alsfeld 1374) genannt (klein bedeutet ursprünglich „fein"). Kurz, es gab alle möglichen Veranlassungen zur Namenbildung. Allerdings, oft weiss man heutzutage beim besten Willen nicht, was dieser oder jener Name bedeuten mag. Ich nenne nur Schimpfkäse, Sexstroh, Käsewurm, Kriegeskarte (Niedersessmar), Katzenbeisser (18. Jahrh. in Braunschweig), Panserbiter (1567 Münder a. D.), Jacobfeuerborn (Gütersloh, Kr. Wiedenbrück), Bierobenmayr (1612 Steingad), Mägdefrau (Schwarza), Felgentreu (Luckenwalde), Jostkleigrewe (Oelde b. Beckum), Augenreich (Breslau), Gusinde (vgl. oberschles. Guzenda ?), Hernjohannknecht (Spexard, Kr. Wiedenbrück),

[1]) Nichts zu tun hat hiermit nd. fend, „junger Bursche, (auch) Soldat" in den Namen Grotefend, Medefind.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vierheilig (Langendorf, Unterfranken), Hilgengeist (= Heiligengeist, 1630 in Georgenthal), Trunkenmälle (Burgsteinfurt), Maskerstingjost (Varensell), Hasenlauser, Kurtzfleisch, Hindemitt (Schles.) usw. Auch die ober- wie niederdeutschen Namen auf -danz: Hebendanz, Klobe(n)danz, Lobetanz, Regendanz, Schickedans, haben bisher die verschiedensten Deutungen erfahren. Eigenartig sind auch die rheinländischen Namen Hoevelbrimmes, Stillemunkes (Urweiler), Hillmunkes (Zabern), Kleinbillengeretsches (Trier) u. ä. Man denkt bei solchen Namen unwillkürlich an den durch die schlesische Mundartdichtung sprichwörtlich gewordenen „abgehackten Nussboomkrause". Und in der Tat muss man sich oft die rätselhaften Familiennamen als Spitz- und Necknamen erklären. In einem Dorfe bei Brieg wird ein junger Mann „Voatradrahtsich" genannt. Das kam so. In der Kirche des betreffenden Ortes hing in der Nähe des Taufbeckens ein schwebender Engel von der Decke herab. Bei einer Ausbesserungsarbeit in der Kirche, zu der ein Handwerksmeister seinen Sohn mitgenommen hatte, stiess dieser versehentlich an den schwebenden Engel, so dass dieser in drehende Bewegung geriet. Ganz entgeistert starrte der junge Bursche das sich drehende Wunderding an und brachte kein anderes Wort heraus als „Voatradrahtsich"; nach diesem Vorfalle bekam er den Namen. Von solchen Ausrufen stammen wohl auch die Familiennamen Gottbehüt (Grossberingen), Waltsgott (Haynau) und Habedank (Ostpr.). Ähnlich mögen auch Lebegern, Leblang, Liebegott, Hasdenteufel, Agenteuffel (agen = fürchten ?), Bringezu, Bringewatt (Westf.) zu erklären sein. Ferner Lupfdich (Heidelberg 1477) und Rininsland (Vohwinkel). Tiernamen sind Scharnweber = Mistkäfer und Russwurm = Küchenschabe. — Witterungsverhältnisse sogar gaben eine Veranlassung zu Familiennamen: Nebeltau, Staubesand, nd. Stövesand, Gusregen, Stoffregen (mnd. stôv = Staub). Oft verstand das Volk im Laufe der Zeit den ursprünglichen Sinn der Namen nicht mehr. Es modelte sie nach seiner Willkür um und machte z. B. aus Wolf-hart Wohlfarth, Wolf-ram Wohlfromm, Leichnam Leichtname, Ziegengeiss Ziegengeist (S.-Altenburg). Rosstäuscher hiess der Pferdehändler. Daraus machte man Rossdeutscher. Den altgermanischen Namen Meginwald, der mhd. zu Meinwald geworden war, verwandelte der Schlesier in Maiwald. Bei Bierbaum denkt wohl mancher heut an „Bier", aber es meint

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Birnbaum“ (zu mhd. bire). — Zum Schluss noch ein Wort über die Judennamen. Schon oft hat einen Deutschen in Erstaunen versetzt, dass Juden so „christliche“ Namen und gute Deutsche andererseits so richtig „jüdische“ haben. Und in der Tat kann auch der Kenner selten mit Bestimmtheit nur aus dem Namen heraus die Rasse erraten. So mancher Hebräer heisst Fischer, Steinert, Deutsch, Hartmann und Neumann. Der Grund ist darin zu suchen, dass Juden z. T. wohl israelitische, z. T. aber auch deutsche Namen nach dem Vorbild vorhandener deutscher Familiennamen wählten oder auch von der Behörde bekamen, also auch Namen wie Teichmann, Neumann u. ä. Est ist ja allerdings bekannt, dass sie sich möglichst blumenreiche und wohlklingende Namen aussuchten, wie Veilchenduft, Blumental, Korngold, Honigbaum, Goldmann, Morgentau usw., so dass diese Art für sie typisch wurde. Aber es gibt auch solche Namen bei rein deutschen Familien. Ich nenne nur die schon teilweise im 14. und 15. Jahrhundert überlieferten Lilienfein, Nebeltau, Rosenkranz, Rosenbaum, Rosenstiel, Goldkorn und Blumentritt.

Schon aus diesen kurzen Bemerkungen wird man entnehmen, dass die Erkenntnis der Familiennamen von grosser kulturgeschichtlicher Bedeutung ist. Wie lehrreich es ist, die Namen bestimmter Landesteile oder Städte zu untersuchen, zeigt uns für Schlesien ganz besonders die vortreffliche Arbeit von Hermann Reichert über „Die Breslauer Familiennamen“ (Wort und Brauch I, Breslau 1908).

Die Herstellung von Pestkugeln.

Von Wolfgang Jungandreas.

In meinem Besitz befindet sich eine vier Quartseiten umfassende Handschrift, in der die Herstellung von Pestkugeln berichtet wird, d. h. Pillen, die als Heilmittel gegen Ansteckung durch Pestkranke benutzt wurden. Obwohl der Text unvollständig ist, geht doch aus dem Bruchstück, welches gegen Ende des 30jährigen Krieges niedergeschrieben sein mag, das Wesentlichste hervor. Wie aus den Verbesserungen zu ersehen ist, handelt es sich um die Originalniederschrift. Der mutmassliche Verfasser des Manuskripts ist der Pfarrer Paul Hallmann, geb. 1593 in Friedland (Fürstent. Schweidnitz). Er war zuerst Pastor in Konradsdorf und wurde, da er sich in der Pestgefahr als furchtlos und treu bewiesen hatte, am

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

5. Dezember 1634 Diakonus in der Stadt Haynau, wo er bis 1645 wirkte (Chronik der Stadt Haynau, herausgegeben von Kantor Scholz, 1869). Die Handschrift lautet:

Description. Der berühmten und approbirten Pestkugeln von einem 84-Jährigen Todtengräber, mit Nahmen Hans Jencke, welcher es auf seinem Todtenbette geoffenbahret.

Anno 1634. als ich nach ausgestandner grosser Pest Gefahr, damit Gott die Stadt Haynau sehr angegriefen, ward ich verordneter Pastor und Diaconus hiesigen Orts zu dem alten 84 Jährigen Todtengräber berufen um selbigen in seiner Krankheit zu communiciren, und als ich nach verrichteten heiligen Werk, aus Gottes Wort mit ihm geredet, hat er mir mit grossen Seufzen erzählet, wie ihm Gott so wunderbar zeit seines Lebens in so vieler Gefahr, besonders aber durch 9 Pesten nebst den Seinigen frisch und gesund erhalten, worauf ich ihm hoch und theuer ermahnet, mir als seinen Beicht-Vater doch zu sagen, was er denn (weil er doch zwischen Lebendigen und Todten zu solcher Zeit seyn müssen) zur Preservation in solcher Noth gebrauchet hätte es müsste doch etwas besonderes seyn, was die Todtengräber vor sich behielten, und es niemand offenbahrten, indem es sonst fast nicht möglich währe, das sie beym Leben bleiben sollten, worauf er mich stark ansah und nicht heraus wollte, als ich ihm dringender ermahnet, mir solches ohne Bedenken zu sagen, hat er mir endlich die Hand gebothen, und als ich ihm solche entgegen hielt, hat er sie fest gehalten, und mit weinenden Augen angefangen: Er hätte zeit seines Lebens weder seinem Weibe noch Kind solches gesagt, aus Ursache weil er solches seinem GrossVater der 82 Jahre alt gewesen, und durch 15 Pesten sich damit geholfen, auf dem Todtenbette, als er es ihm vertrauet und gelernt, zusagen müssen, zeit seines Lebens keinen Menschen solches zu sagen, ausgenommen 9 Personen den sollte er werender Pest alle Tage davon geben, welchem er treulich nach gekommen wäre. Auf dieses habe ich ihm fest angehalten, das er hieran Unrecht gethan hätte indem er als ein Christ aus Gottes Wort, gar wohl wüsste, das man seine Nächsten in allen Leibes-Nöthen mit Hülfe beyspringen sollte, ohne Ziel und Maas, worauf, er antwortete, er erkennette jetzo freilich, das er Unrecht gethan und ein grosser Sünder wäre indem er nur seinen Gewinn und nicht des Nächsten Wohlfahrt dadurch gesuchet, als ich ihm aber aus Gottes Wort wiederum aufgerichtet, und alle die um ihn gewesen hinaus gehen heissen, fing er zu mir an. Als seyn GrossVater hatte sterben sollen, so hätte er ihm lassen vor sich fordern, und ihm befragt, ob er auch ein Todtengräber werden wollte? und er ja geantwortet, hätte er ihm gesagt, er wollte ihm ein Stück offenbahren, das ihm durch 15 Pesten erhalten, welches er und alle die Seinigen gebrauchen sollten, so würde ihm bey wüthender Pest auch nicht ein Finger wehe thun, wenn er gleich alle Tage 100 Todten begraben sollte, allein er sollte ihm zuvor auf den Knien schwören das er solches allein für sich allein (so!) behalten, und weder seyn Weib noch Kind noch sonst Jemand sagen, sonst würde er nicht viel zu thun bekommen, indem es der aller gewissesten Remedium eines vor die Pest zu behüten währe, so zwischen Himmel und Erde könnte gefunden werden, wer nur schon nicht inficirt wäre. Er soll nehmen 1. frisch Wagen Pech, das noch nicht eingemacht ist, wie man

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es von den Pechleuten kauft, so viel als er wollte, unter dieses soll er mischen neunerley als 1. Zittwer, 2. Nelcken, 3. Muscaten-Nuss, 4. weissen Diptam (?), 5. Wermuth, 6. Lorrberren, 7. gedörret Eichenlaub, 8. Terra Sigillata, der weissen rothen und grauen und 9. von einem Bein oder Hirnschädel eines Menschen eines so viel nach dem Gewicht als das andere, diese 9 Spezies sollte er im Mörser klein zerstossen, unter einander mengen, und in das Pech einmischen, so viel bis es dicke würde, als ein Lattwerg das man Kugeln daraus machen könnte. von diesen sollte er nun alle Morgen früh nüchtern wenn die Sonne auf ginge er seyn Gebeth gethan hätte, eine Kugel machen als eine Haselnus gross, kuglicht oder auch länglicht und selbige mit dem Speichel fassen und verschlingen, so währe er Tag und Nacht als 24 Stunden vor der Pest gesichert, ohne alle Gefahr und könnte ungescheut in die Pesthäuser gehen, mit ihnen gebahren ohne Bedenken, und also wollte er hiermit dieses sondere Geheimniss, das noch seine Tage kein Mensch von ihm erfahren, mir als seinen Beicht-Vater offenbahret und anvertrauet haben, welches er wüsste das es bey jung und alt welche es nur brauchten gewiss hülfe und probat wäre, indem er es selbsten nebst den Seinigen durch 9 Pesten probat befunden, indem er nicht allein in diesen 9 Pesten die er ausgestanden an der Zahl 7825 Personen jung und alt so auch an der Pest gestorben, begraben, sondern auch ohne Scheu mit den inficirten auf einer Streu gelegen, und hätte ihm seyn Tage nicht geschadet weder Hand noch Fus wehe gethan. Zu Steudnitz von da er seyn Weib geheyrathet, und die Pest selbigen Orts auch gleich eingerissen hätte er aus Liebe zu seiner Frau die Kugel zugerichtet und alle Personen jung und alt, im ganzen Dorfe, alle Tage Morgen eine Kugel zu verschlingen gegeben, hätte sie auch nebst Gott (so!) alle erhalten, das nicht mehr damals gestorben als ein altes Weib und eine Katze die aus einer Schüssel gegessen haben, da hätte ihm der Pestbalbier, der sich dahin bestellen lassen, noch ehe er kommen ware 100 Duckaten dargebothen er sollte es ihm sagen, was er zu dieser Kugel nehme, weil er aber den Eyd, den er seinem Gross-Vater geschworen nicht brechen wollen, auch ohne dies Geld genug vor sich gehabt, hat er es ihm nicht sagen wollen. Betheuerte es hoch das er sonst nicht das geringste in allen Pesten gebraucht, den alle Morgen diese Kugel und damit hätte er alle . . . (hier bricht der Text ab).

Adelaide.

Von Joseph Klapper in Breslau.

Friedrich von Matthisson war am 25. Oktober 1787 nach Bern gekommen und ging von da für die nächsten beiden Jahre zu seinem Freunde, dem Landvogte Bonstetten nach Nyon am Genfer See. Hier machte er die Bekanntschaft einer jungen Dame der Nachbarschaft, zu der ihn eine tiefe Neigung ergriff [1]).

[1]) Heers, Das Leben Matthissons. Diss. Münster 1912 S. 43.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihr verlieh er ergreifenden Ausdruck in seinem Gedichte[1]):

Adelaide.

Einsam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten,
Mild vom lieblichen Zauberlicht umflossen,
Das durch wankende Blütenzweige zittert,
Adelaide!

In der spiegelnden Flut, im Schnee der Alpen,
In des sinkenden Tages Goldgewölken,
Im Gefilde der Sterne strahlt dein Bildnis,
Adelaide!

Abendlüftchen im zarten Laube flüstern,
Silberglöckchen des Mais im Grase säuseln,
Wellen rauschen und Nachtigallen flöten:
Adelaide!

Einst, o Wunder! entblüht auf meinem Grabe
Eine Blume der Asche meines Herzens;
Deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen:
Adelaide!

Die Wirkung des Gedichtes auf die Zeitgenossen war überraschend gross. Wieland lobte es im Teutschen Merkur. Schillers Musenalmanach für 1790 verbreitete es schnell; unsterblich aber wurde es durch die Vertonung Beethovens im Jahre 1795.

1791 machte Matthisson in Lyon die Bekanntschaft Friederike Brun's, die von nun an ihre Gedichte unter starker Beeinflussung ihres Freundes Matthisson schrieb. So spiegelt sich der Stimmungsgehalt und die Bilder- und Motivwelt des Gedichtes Adelaide in Friederikes Versen[2]):

Ich denke dein.

Ich denke dein, wenn sich im Blütenregen
Der Frühling malt,
Und wenn des Sommers mildgereifter Segen
In Ähren strahlt.
Ich denke dein, wenn sich der Abend rötend
Im Hain verliert
Und Philomenens Klage leise flötend
Die Seele rührt.
Beim trüben Lampenschein, im bittern Leiden
Gedacht ich dein;

[1]) Vgl. die wirkungsvolle Einfügung des Gedichtes in Lienhards Roman Oberlin (16. Aufl. S. 275).

[2]) Gedichte. Zürich 1795. Wiederabdruck bei Löper, Goethes Gedichte I 292. Matthissons Gedicht „Alpenreise" trägt die Widmung: An Friederike Brun, geborne Münter. 1791.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die bange Seele flehte noch im Scheiden:
„Gedenke mein!“
Ich denke dein, bis wehende Zypressen
Mein Grab umziehn,
Und selbst in Tempes Hain soll unvergessen
Dein Name blühn.

Friederike hat die an die sapphische Strophe mit ihrem adonischen Schlussvers angelehnte Strophenform der Adelaide aufgegeben; aber auch die von ihr gewählte Strophe hat ihr Vorbild in Matthissons Gedicht „Erinnerungen“ [1]), das 1792 am Genfer See im Schlosse Grandclos entstand, als Matthisson Luise von Glafey kennen gelernt hatte:

Am Seegestad', in lauen Vollmondnächten,
Denk ich an dich;
In deines Namens goldnen Zug verpflechten
Die Sterne sich;

und besonders die Schlussstrophe weist auf Friederikes Abhängigkeit auch von diesem Gedichte hin:

Ihr schmelzend Maienlied weint Philomele
Im Uferhain;
Da fleht' ich dir, im Blick die ganze Seele:
Gedenke mein.

Und auch die immer wiederkehrenden Einleitungsworte „Ich denke dein“ [2]) sind nach Matthissons Vorbilde gewählt, in dessen Gedicht „Andenken“ jede Strophe damit beginnt:

Ich denke dein
Wenn durch den Hain
Der Nachtigallen
Akkorde schallen.
Wenn denkst du mein? usw.

Goethe hörte Friederikes Gedicht in der Zelterschen Komposition; er wurde von Idee und Stimmung des Liedes stark ergriffen, und doch befriedigte ihn das Werk nicht. So schuf er im April 1795 das unvergleichliche Gedicht:

Nähe des Geliebten.
Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

---

[1]) Gedichte, 9. Aufl. Wien und Prag 1810. S. 166.
[2]) Ebenda S. 175.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt,
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.
Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.
Ich bin bei dir; du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!

Das Gedicht ruft nach Vertonung; Körner schrieb am 1. Januar 1796 an Schiller: „Das Gedicht: Die Nähe des Geliebten ist sehr für die Musik berechnet". Reichardt, Romberg, Beethoven (1808), Zelter, Schubert und andere nach ihnen haben es in Musik gesetzt; es sind 21 Kompositionen bekannt. Nachgeahmt wurde es wiederholt, auch von Theodor Körner.

Bei der ungewöhnlich starken Wirkung, die Matthissons Adelaide auf die Zeitgenossen und die Nachwelt gehabt hat, ist es verständlich, dass man sich wiederholt mit dem Namen und dem Motivgehalt des Gedichtes beschäftigt hat und auch hier literarische Vorbilder aufzudecken versuchte.

Die Strophenform ist bei der grossen Beliebtheit Horazischer Odenpoesie ganz natürlich; Matthisson wählt die Strophe mit Vorliebe; die Gedichte: Der Schmetterling, Die Grazien, Eros, Psyche, Die Nachtigall, die in der Gedichtsammlung „Adelaide" vorausgehen, ferner die Gedichte: Vaucluse, Tibur, Die Schatten, Phantasie zeigen den gleichen Strophenbau.

In der Stimmung hat man J. G. Jacobis Gedicht „An Chloen" als Vorbild heranziehen zu sollen geglaubt[1]). Gewiss hat Jacobis Lyrik Matthisson nahe gestanden; persönliche Beziehungen zu ihm sind auch vorhanden. Aber tief kann der Eindruck des Jacobischen Gedichtes in seiner stark anakreontischen Tändelei kaum gewesen sein; der Anfang des dritten der vier unter dem Namen Chloes vereinigten Gedichte, das am ersten als Vorlage seinem Stimmungsgehalte nach in Betracht kommt, zeigt dies zur Genüge:

Komm, Liebchen, es neigen | Und alles mit Schweigen
Die Wälder sich dir. | Erwartet dich hier[2]).

[1]) Heers a. a. O. S. 44.
[2]) Sämtliche Werke, Zürich 1819, 3. Ausg. Bd. III S. 37.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wichtiger könnten die Beziehungen zu Jacobi für die Wahl des Namens Adelaide sein. Der klangvolle Name war Mode geworden. In Frankreich wurde er in die Anakreontik eingeführt; Marmontel dichtete eine Mademoiselle de Saint-S. unter diesem Namen an:

Adélaïde
Semble faite exprès pour charmer,
Et mieux que le galant Ovide
Ses yeux enseignent l'art d'aimer,
Adélaïde [1]).

Auch in J. G. Jacobis Gedichten kommt der Name in der Überschrift vor: „Auf Adelaidens Fächer“ [2]). Er ist der Kosename Johanna Fahlmers, der Tante der Brüder Jacobi, die 1772 in Frankfurt durch enge Freundschaft mit Goethe verbunden war und 1778 Goethes Schwager Schlosser heiratete. Schlosser, der bis 1794 badischer Beamter blieb, und Joh. Georg Jacobi gehören dem Freundeskreise an, dessen Mittelpunkt Pfeffel bildete und zu dem auch Matthisson in Beziehungen trat.

Viel engere Beziehungen aber scheinen zu einem Gedichte Höltys zu bestehen. Hölty hat im Jahre 1764 zu einem jungen Mädchen in Hannover Zuneigung gefasst, und aus diesem Erlebnis entstand das Gedicht:

An die Apfelbäume, wo ich Laura erblickte.

Ein heilig Säuseln und ein Gesangeston
Durchzittre deine Wipfel, o Schattengang,
Allwo mein Herz die erste, hohe
Feuerergiessung der Liebe fühlte!
Die Abendsonne bebte, wie lichtes Gold,
Durch Purpurblüten, bebte, wie lichtes Gold,
Um ihres Busens Silberschleier,
Und ich zerfloss in Entzückungsschauer.
Nach langer Trennung küsse mit Engelskuss
Ein treuer Jüngling hier die geliebte Braut,
Und schwör in diesem Blütendunkel
Ewige Treue der Auserkornen.
Ein Blümchen sprosse, wann wir gestorben sind,
Aus jedem Rasen, welchen ihr Fuss betrat,
Und trag auf jedem seiner Blätter
Meines verherrlichten Mädchens Namen.

---

[1]) Vgl. Anton Englert in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht Bd. 6 (1892) S. 439.

[2]) Ausgabe Zürich 1819, Bd. II 198; vgl. Heers a. a. O. S. 45.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dass Matthisson diese Dichtung geschätzt hat, geht daraus hervor, dass er sie mit einigen anderen Gedichten Höltys in die Anthologie, die er in Zürich 1803 bis 1807 veranstaltete, aufgenommen hat. Bei der starken Ähnlichkeit des Bildes der Schlussstrophe von den Blättern, die den Namen der Geliebten tragen, liegt die Annahme einer Entlehnung durch Matthisson sehr nahe. So ruft W. Nöldeke[1]) in seinem Aufsatze über „Laura" überzeugt aus: „Wer erkennt hier nicht das Urbild von Matthissons Adelaide!" Auch für Matthissons neuesten Biographen Heers ist der Zusammenhang sicher[2]). Und doch ist diese Annahme falsch.

Höltys Motiv entbehrt der Einheitlichkeit. Dass unter dem Fusse des Frühlings, einer Fee, hier eines geliebten Mädchens Blumen spriessen, ist ein bekanntes Bild; dass die Blätter den Namen tragen sollen, ist zwecklos, steht mit dem Liebenden in keinem ersichtlichen Zusammenhange; nicht die Natur, sondern der Liebende verherrlicht doch ihren Namen. Das zweite Teilbild entstammt eben einem anderen sinnvollen Ganzen und ist dem ersten Teilbilde fälschlich zugefügt. Anders bei Matthisson. Aus dem Grabe des Liebenden entwächst die Blume, deren Blätter der Name der Geliebten ziert, und deren Wurzel vom Herzen des Toten ausgeht; ein Symbol der Liebe und Erinnerung, die stärker ist als der Tod. Hier ist eben alles einheitlich, richtig entwickelt, daher ursprünglich und kann somit nicht Entlehnung aus Höltys Gedichte sein. Möglich, dass beide auf die gleiche Grundlage zurückzuführen sind. Wo finden wir sie? Es ist die im Mittelalter weit verbreitete Legende vom

Averitter.

Ein Laie hatte lange ein gar weltliches Leben geführt. Endlich gedachte er zum Heile seiner Seele das Ordenskleid zu nehmen. So trat er in einen Orden ein. Doch als er die durch die Ordensregel vorgeschriebenen zahlreichen Gebete lernen sollte, war er dazu nicht imstande. Das betrübte ihn sehr, und weinend bat er seinen Lehrer, er möge ihn ein kurzes Gebet lehren, mit dem er die Mutter der Barmherzigkeit verehren könnte. Und mit Mühe brachte er es endlich so weit, dass er die Worte Ave Marie lernte, die er von nun an an Stelle der Stundengebete vor sich her sagte, und zwar aufrichtig frommen Herzens. So wurde er hochbetagt. Als er aber gestorben war, sah man, wie aus seinem Grabe ein wunderbarer Baum hervorsprosste, und auf seinen Zweigen

[1]) Nöldeke, W., Laura, eine Hölty-Studie; Zeitschrift für den deutschen Unterricht Bd. 8 (1894) S. 220 ff.

[2]) Heers a. a. O. S. 44.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Blättern fand man in goldenen Buchstaben die Worte Ave Marie. In ihrer Verwunderung öffneten die Brüder das Grab und sahen, dass der Leib des Toten von dem Baume zersprengt war und dass der Baum im Herzen wurzelnd aus seinem Munde hervorwuchs, um sich über dem Grabe auszubreiten [1]).

Das Passional, das im 14. Jahrhundert geschrieben wurde, schliesst die gleiche Erzählung mit den Versen:

Den brudern kunt wart getan,
wie im vergolten was sin habe:
ein lilie wuchs uz sime grabe,
die uf an schonen blumen trat,
an ein ieglichez blat
was von goltbuchstaben
Ave Maria wol erhaben.
Des nam die bruder wunder
und gruben al hinunder.
Do si quamen uf den grunt,
si sahen im in sinen munt,
do waz die wurz der blumen
entsprungen uf dem gumen
in des menschen munde usw. [2]).

Um 1223 erzählt die Legende Gautier von Coincy in den Miracles de nostre Dame, Jacobus de Voragine nimmt sie als 51. Stück in seine Legenda aurea auf [3]); Poncelet zählt in den Analecta Bollandiana XXI allein sechzehn Fassungen auf [4]). Wesentlich für die Herkunft der Legende erscheint die eine der drei Fassungen bei Caesarius von Heisterbach, wo als Gewährsmann ein dominus Godefridus de Bergen angeführt wird, „der im vorigen Jahre (also 1220) in Polen die Häuser unseres Ordens visitierte“ [5]). Danach ist der conversus in Polonia sepultus, von dem das Wunder berichtet wird, wahrscheinlich ein schlesischer Leubuser Zisterzienser gewesen [6]).

In dieser Legende fand Matthisson die mystische Versenkung,

---

[1]) Vgl. Erzählungen des Mittelalters, herausgegeben von J. Klapper, Breslau 1914, Nr. 168 und 105.

[2]) Pfeiffer, Marienlegenden, Wien 1863, S. 105 f.

[3]) Ausg. Grässe 1846 S. 221.

[4]) Vgl. Mussafia, Studien III 9 Nr. 9 (Sitzungsberichte der k. k. Akademie in Wien CXIX [1889] 9).

[5]) Caesarius von Heisterbach, Libri VIII Mirac., ed. Meister p. 129 (lib. III n. 3); ähnlich ebenda S. 175 (III 49) und S. 195 (III 71).

[6]) Das gleiche Motiv ist verwertet bei Brentano im „Heiligen Solinus“; Hesse I 39.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die sein Gedicht durchweht, im Rahmen der Marienverehrung, in ihr fand er weiter den Vokalklang seines Namens Adelaide vorgebildet im Ave Marie, in ihr fand er endlich das unverändert herübergenommene Motiv von der Blume, die dem Herzen des Liebenden entspriesst und den Namen der Geliebten auf jedem Blatte trägt. Angeregt von der mystischen Glut der Legende formte er den Gruss Ave Marie um in den Modenamen Adelaide und übertrug Namen und Bild auf sein Verhältnis zu der jungen Schweizer Dame, um ihr seine Liebessehnsucht im Gedicht zu offenbaren.

Friederike Brun durchtränkt ihr Gedicht mit gleicher, vielleicht noch tieferer Liebessehnsucht; sie vertauscht das horazische Versmass mit dem einfachen jambischen Verse, dessen Vorbild sie auch bei ihrem Meister und Freunde Matthisson fand. Aber sie trübt auch die Reinheit der Stimmung in ihrem Streben nach Klassizität, indem ihr die Nachtigall zu Philomene, die Grabesblume zur Zypresse, das Jenseits zu Tempes Hain wird. Doch hält sie noch an dem wirkungsvollen Grabmotive fest, wenn man sich auch das Bild zu der Schlusswendung: „Und selbst in Tempes Hain soll unvergessen dein Name blühn“ nicht mehr klar veranschaulichen kann.

Diese manierhafte Verwendung antikisierender Motive, der Widerspruch in Friederikes beiden letzten Gedanken (die bange Seele fleht noch im Scheiden[1]) um das Gedenken der Geliebten, während die nächste Zeile den Liebenden doch als lebend einführt), die Unanschaulichkeit des Schlussbildes, alles dies musste auf Goethe unbefriedigend wirken, so sehr ihn die starke Gesamtstimmung in ihrem rhythmisch eindrucksvollen Gewande seelisch bewegen musste. Und so ergab sich in seiner Seele aus dem Widerstreit der Begeisterung für die mystische Grundstimmung mit der Ablehnung des unausgeglichenen Einzelgehalts eine neue Reinigung und Vertiefung des Motives; Goethe breitete darüber eine neue All-Ein-Stimmung, ein Weltgefühl, er gab ihm in seiner klassischen Sicherheit die einheitliche Stimmung zurück, die das Motiv bei seinem Übergange aus der religiösen Sphäre der mittelalterlichen Legende in die Gefühlswelt der Gegenwart verloren

[1]) Das „Scheiden“ der bangen Seele kann doch nicht als einfacher Abschied, sondern nur als „Sterben“ gedeutet werden, nachdem vom bittren Leiden bei trübem Lampenschein gesprochen ist.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatte; so wurde das Gedicht, wenn auch literaturgeschichtlich betrachtet eine Entlehnung vorliegt, eine persönliche Tat, volles Eigentum Goethes, ein vollendetes Kunstwerk. Das Motiv des Baumes mit den Ave-Blättern, das Grabmotiv ist hier ganz verschwunden, es ist ersetzt durch den Ruf der Sehnsucht nach der Geliebten, der das ganze Gedicht durchglüht, aber erst im letzten Verse seine Form erhält. Und mit dem Grab- und Aveblättermotive ging auch der letzte stoffliche Zug der Legende verloren; Stoff und Form sind aufgezehrt, der Gehalt allein wirkt weiter im modernen Kunstwerk.

Justinus Kerner und der deutsche Volksglaube[1]).

Von Karl Olbrich in Breslau.

Öfters angeführt werden folgende Bücher und Abhandlungen: A. Freybe, Der deutsche Volksaberglaube, Gotha 1910 (abgekürzt Freybe). J. Gaismaier, Justinus Kerners sämtl. poet. Werke, 4 Bde., Leipzig 1905 (abg. W., Band, Seite). J. Gaismaier, Justinus Kerners Reiseschatten (in Kochs Zeitschr. f. vgl. Lit.-Gesch., N. F. Bd. XIII 492 ff.; XIV 76 ff. (abg. G. R.). L. Geiger in Zeitschr. f. deutsche Phil. Bd. XXXI (1898) S. 251—281 (abg. Geiger) und „Nord und Süd" Bd. 92 (1900) S. 51 ff. (abg. Geiger N.). J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl. bes. von Meyer 3 Bde. (abg. Grimm). F. Heinzmann, J. Kerner als Romantiker, Tübingen 1908 (abg. Heinzmann). Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin, 2 Bde., Stuttgart 1908 (abg. Hovorka). R. Huch, Ausbreitung und Verfall der Romantik, Leipzig 1917 (abg. Huch). Th. Kerner, J. Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden, 2 Bde., Stuttgart 1897 (abg. Br.). Magikon, Arch. f. Beobt. a. d. Geb. d. Geisterkde. usw., 5 Bde., Stuttgart 1840—53 (abg. M.). K. Mayer, Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen, 2 Bde., Stuttgart 1867 (abg. Mayer). E. Mogk, Mythologie (in Pauls Grundr. I 982 ff.) (abg. Mogk). Marie Niethammer, J. Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus, Stuttgart 1877 (abg. N.). K. Olbrich, E. T. A. Hoffmann und der deutsche Volksglaube 1910, Mitteil. XII, 2. Heft, S. 121 ff. (abg. O.). A. Reinhard, J. Kerner und das Kernerhaus zu Weinsberg, Tübingen 1862 (abg. Reinhard). Die Seherin von Prevorst, mit einer Einleitung von K. du Prel, Leipzig Reclam Nr. 3316 ff. (abg. S.). G. H. Schubert, Ansichten von den Nachtseiten der Natur, Dresden 1808 (abg. Sch.). D. Strauss, Ges. Schriften, Bonn 1876, Bd. I, 121—152 (abg. Str.). Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten u. verm. Schr., Leipzig 1843 ff., 9 Bde. (abg. V. von E.)

---

[1]) Vorliegende Abhandlung ist das Gegenstück zu der über E. T. A. Hoffmann (Mitt. XII). Sie setzt voraus, was dort S. 122 ff. über die serapiontische Romantik gesagt ist. Trotz der stattlichen Kernerliteratur ist seine Stellung zur Volkskunde noch nicht behandelt worden. Am ehesten könnte man sie bei A. Tumarkin, Huch und Heinzmann erwähnt glauben. Aber Tumarkins kleine

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Sie haben, wie der Strauch Jelängerjelieber, die Eigenschaft, alle Arten von Dämmerungsfaltern anzuziehen" (v. Hauenschild an J. Kerner, Br. II 304).

E. T. A. Hoffmanns Name wird von Justinus Kerner nur einmal ganz flüchtig erwähnt (M. II 293). Desto zahlreicher sind die geistigen Verbindungslinien, die von dem der Verfasser der Serapionsbrüder zu dem schwäbischen Geisterseher hinüberführen. Beide zeigen einen ausgeprägten Sinn für das Phantastische. Beide verstehen es, fast unvermittelt aus dem Reiche der Wirklichkeit in das der Phantasie überzugehen. Versetzt Hoffmann gern wunderliche Gestalten aus seiner Umgebung in das Land der Zauber und Wunder, so verknüpft auch Kerner Vorgänge der Alltagslebens mit der Traum- und Märchenwelt und lässt sie als wundersame Schattenbilder an uns vorüberziehen (O. 127 ff.; G. R. XIII 504 ff., XIV 78 ff.). Auch die Hinneigung zu den Nachtseiten der Natur ist ihnen gemeinsam, und bestimmend dafür war bei beiden eine verhängnisvolle Veranlagung und eine eigenartige Umwelt. Wuchs der äusserst reizbare Neurotiker Hoffmann in einer Umgebung auf, die seine Anlage wesentlich verstärkte, so gehört auch Kerner zu jenen eigenartigen, aber gerade dadurch fesselnden Menschen, deren geistige Entwicklung erbliche Belastung und spätere Eindrücke stark beeinflussen. Ausklänge eines irren Denkens, das Mitglieder seiner Familie in Schwermut, Tiefsinn, ja Wahnsinn hatte verfallen lassen, zeigen sich unverkennbar auch bei ihm (W. IV 34; V. von E. II 66 bis 69 u. a.). Alles Seltsame, Aussergewöhnliche, das weltfremde Denken der Irren, die rätselhaften Kräfte des neu entdeckten Magnetismus (Huch 92 ff., 271 ff.) zogen ihn ebenso wie Hoffmann ausserordentlich an (W. IV 227 f., III 265 f., IV 160 ff. I, 72 f.). Aber dem schwäbischen Grübler war nicht nur eine stärkere Hinneigung zum Düster-Gespenstischen schon angeboren, sondern er glaubte auch, in solchen Vorgängen Offenbarungen zu sehen, die dem wachen Bewusstsein nicht zugänglich wären, Quellen der Erkenntnis, die der Enthüllung harrten; er hielt sie für Zustände, in denen der Mensch den Rätseln der Natur, des Seelenlebens, des Reiches der Geister näher kommt

---

Skizze zur Charakteristik Kerners (Pr. Jahrb. Bd. 93) bietet dafür so gut wie nichts, Huch reiht (S. 282 f.) Kerner unter die romantischen Ärzte ein, und Heinzmann behandelt (S. 275 ff.) nur das romantisch Volkstümliche in seinen Dichtungen, beide ohne unser Thema näher zu berühren.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(Br. I 339 f.). Konnte deshalb Hoffmann über die phantastischen Gestalten, die er selbst geschaffen hatte, hellauf lachen, weil er als Schöpfer über ihnen schwebte, so erlag Kerner immer mehr seinen mystischen Stimmungen und naturphilosophischen Träumen, bohrte er sich immer mehr in die Lehre eines mit magischen Zutaten vergrämten Mesmerismus ein und verfiel unter dem Einflusse seltsamer Erlebnisse und in einer eigenartigen Umwelt schliesslich völlig ihrem Bann. Diese verschiedene Entwicklung beider Dichter hängt eng mit ihrer Heimat, geistigen Schulung und Beruf zusammen. Hoffmann ist Norddeutscher und Städter; seine Tätigkeit als Jurist hat ihn psychologisch trefflich geschult. Dazu kommt die ihm eigene scharfe Beobachtungsgabe; vom Schicksale weit herumgeschlagen, hat er sich in der Welt umgesehen; er verfügt über ein reiches, vielseitiges Wissen. Ein visionärer Rausch trug den hochbegabten Musiker, Dichter und Maler am Stammtische bei der Feuerzangenbowle oder daheim am einsamen Schreibtische in das Reich der Träume, Märchen und Gespenster. Malerische und akustische Erlebnisse wurden ihm zu Motiven und Bildern seiner phantastischen Erzählungen[1]). Anders Justinus Kerner. Er war ein echter Sohn Schwabens, „der Heimat des Spuk- und Gespensterwesens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt", eines Landes, dessen Bewohner „eine ausserordentliche Empfänglichkeit für solche Dinge besassen" (V. von E. II, 66 f.; vgl. W. II 184 „Einladung nach Schwaben"). Sein Leben brachte er als Landarzt in öden Dörfern, abgelegenen Flecken, einem kleinen Städtchen hin. Abgesehen von der in den Reiseschatten beschriebenen Fahrt ist er später nie aus den Grenzen seines Vaterlandes Württemberg herausgekommen. Schule und Universität hatten ihm wenig geboten. Die Ausbildung auf den damaligen Lateinschulen Württembergs war pedantisch trocken und ganz einseitig. Nicht viel besser stand es mit der Landesuniversität Tübingen. Nicolai tadelt es scharf, dass die jungen Württemberger ohne Erfahrung in das Leben wie in eine fremde Welt träten („Kein Wunder, dass es in Württemberg so viele Mystiker gibt"), und Rümelin muss seine Aussetzungen im ganzen bestätigen[2]). Das rein verstandesmässige

[1]) O. 126 ff.; C. Schäffer, Die Bedeutung des Musikalischen und Akustischen in E. T. A. Hoffmanns literarischem Schaffen, Marburg 1900.

[2]) Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz 1781, erschienen 1795/6; G. Rümelin, Reden und Aufsätze, N. F. 1881 S. 427 ff.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wissen, all das gelehrte Rubrizieren und Klassifizieren auf Schule und Universität waren Kerner stets ein Greuel, jede scharfe Zucht des Geistes (z. B. durch Mathematik, W. IV 195) lehnte er grundsätzlich ab [1]). Die Geschichte, soweit sie nicht seine nächste Heimat betraf, interessierte ihn nicht; seine literarischen Kenntnisse waren beschränkt [2]). Um so stärker entwickelte sich bei ihm frühzeitig ein starkes Gemüts- und überschwellendes Phantasieleben (Reinhard 12). Sagen, Märchen, Volksbücher und -lieder waren immer seine Lieblingsstoffe [3]). Mit dem Volke teilte er nicht nur die gemütliche, derbe Mundart, die ihm viel besser klang als die „verzopfte, verbildete" Schriftsprache (W. III 255 f.; V. von E. II 58; N. 34), sondern auch seine harmlos kindliche Freude an schlichten Vergnügungen. Kein Kunstinstrument spielte er, sondern nur seine geliebte Maultrommel, die er „den einst so weit weggeworfenen Volksliedern" vergleicht [4]). Selten besuchte er das Theater, aber mit Leidenschaft die Marionetten- und Schattenspiele, Hundetheater und Gaukleraufführungen. Mit innigem Vergnügen schlenderte er zwischen den Buden der Jahrmärkte [5]). Sein Leben lang besass er ein Kindergemüt, ein „Herz, das, ist's auch jahrereich, ein Kinderherz ist, das nie altet" (W. II 135). Und dieser Mann war Mediziner. Nicht mit dem kühlen Verstande des scharf beobachtenden Arztes trat er daher an die Natur heran, sondern stets sah er in ihr ein rätselhaftes Wesen, erfüllt mit den tiefsten Geheimnissen und sinnigsten Symbolen. Seine Auffassung erinnert lebhaft an die des schlichten Landvolkes, das, unbeeinflusst durch gelehrtes Wissen, der Natur mit Neugier, doch geheimer Scheu entgegentritt, von ihren Erscheinungen sich gewisse Vorstellungen

---

und 448 ff. — Vgl. M. I 399 den Streit zwischen Klenke und Kerner „Der Norddeutsche ist nüchtern, begriffsstolz, mehr Wissen als Fühlen. . . Kerner ist eben eine durchaus württembergische Persönlichkeit!"

[1]) W. IV 150, 262; III 281, wo Kerner in der Gestalt Meister Lamberts sich selbst zeichnet; vgl. W. I 273 Gram des Wissens, I 157 Der Zopf im Kopfe.

[2]) Reinhard 45; Tumarkin 119.

[3]) G. R. XIV 113; N. 85, 125, und W. III 230 ff. die bei dem Studenten Kulikeia (Kerner) vorgefundenen und vom Universitätssenate beschlagnahmten Bücher.

[4]) W. IV 199, I 263, II 50, III 92, IV 282.

[5]) G. XIII 503 f.; Mayer I 39 f.; Br. I 51 ff.; N. 45 — W. III 170 die reizende Schilderung eines Dorfjahrmarktes. — Mit dem Volke teilt Kerner auch dessen lebhafte Abneigung gegen die Eisenbahn, überhaupt die Dampfmaschinen, W. II 36 f. Vgl. Heinzmann 110 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bildet und das Beobachtete nicht selten falsch, fast stets aber in phantasievoller Weise deutet.

Die Orte, in denen Kerner als Arzt tätig war, beförderten diese Geistesrichtung, denn sie brachten ihn in unmittelbare Berührung mit der ländlichen Bevölkerung. Wenn Wildbad im Taunus mit seiner romantischen Waldgegend schon den Dichter und Sagensammler begeistert hatte [1]), so war das Walddorf Welsheim, wohin er 1812 übersiedelte, eine wahre Fundgrube für ihn, der „den Staub der Schule von sich geschüttelt hatte" und, fern von den Einflüssen des gelehrten und städtischen Lebens, sich mit Vorliebe dem Verkehr mit den „unverbildeten" Naturkindern hingab. Mitten in „geheimnisvoll dämmernden Waldhallen" lebte dort eine arme Bevölkerung, die sich mit Flachsbau, Spinnen, Weben und etwas Bienenzucht ernährte. Einsame Meiler und Höfe lagen in dem mit Fichten und Tannen bewachsenen Gebirge zerstreut. Alles sprach von vergangenen Zeiten. Bei brennenden Kienspänen sassen die spinnenden Frauen bis tief in die Nacht, während die Männer auf der Ofenbank Lichtspäne schnitzelten. Dabei wurden Volkslieder gesungen und Sagen und Geschichten erzählt, die meistens von Zwergen, Waldfrauen, Alraunen, Gespenstern usw. handelten, „je schauerlicher, desto schöner". Da gab es in wilden Gegenden Mühlen, bewohnt von ganz eigenen Menschen, die, sobald man in die Türe trat, einem Rätsel aufgaben. Im Welsheimer Walde lebten Leute, die der Sage nach im Besitz uralter, angeerbter ärztlicher Geheimnisse waren, so der blinde Melchior Lang aus Gschwand, der „keine gewöhnlichen Arzeneien, sondern Amulette verordnete". Bestimmte Kräuter suchte und brach man nur beim Mondwechsel; von einigen Menschen glaubte man, sie könnten böse Geister beschwören und sie diesem oder jenem zusenden. Ahnungsvermögen und „natürliche magnetische Kräfte" waren manchem eigen, der Siderismus d. h. die Kraft, verborgene Wasser und Metalle zu fühlen, endemisch [2]). Das war so recht ein Tummel-

[1]) W. II 94 f. „An das Wildbad", vgl. Kerners Schrift, Das Wildbad im Königreich Württemberg, 1813 und Str. 142.

[2]) „Einige Bemerkungen über den Welsheimer Wald"; W. IV 297 f. „Sehnsucht nach der Waldgegend" W. I 139; N. 69 f.; Br. I 317. — Lebensbeschreibung Langs W. IV 291 f. In Gschwand lebte auch der von Kerner als Naturdichter entdeckte Leineweber Johannes Lämmerer, der für schlimme Zeiten Haussegen (Himmelsbriefe?) anfertigte W. I 255; Br. I 420, 438, 476.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

platz für den romantischen Träumer und geheimen Naturkräften nachforschenden Arzt Kerner. Auch das Dorf Gailsheim, wohin er 1815 versetzt wurde, bot mit seinen Bergwäldern, alten Schlössern und eigenartigen Menschen gleiche Anregungen. Welch eigenartige Stimmung hier den vereinsamten, nervös hypochondrischen Dichter manchmal befiel, zeigt folgende Stelle aus einem Briefe an Mayer: „Ich mag jetzt nicht weiter schreiben, denn es ist hier alles verhext. Die Türen gehen von selbst auf. Fratzen gucken zu allen Fensterscheiben herein, aus den Mauslöchern ragen Enden von Teufelsschwänzen, man hört sich in die Ohren flüstern, weiss nicht, woher es kommt — die Bibel fällt vom Bücherschranke, ohne berührt worden zu sein; es zerspringen die Trinkgläser. . . Gott hilf!“ (Mayer II 38) [1]). In seinem wahren Elemente aber fühlte er sich, als er dreieinhalb Jahre später nach Weinsberg versetzt wurde. Denn dieses Städtchen war auch nur ein grosses Weinbauerndorf, und die romantische Vergangenheit des Ortes, mancherlei Sagen, die ihn umwoben, Kerners Wohnhaus mit dem alten, von bunten Glasfenstern magisch erhelltem Geisterturme, von dem die Äolsharfe geheimnisvoll flüsterte, das Sargzimmer, der an der Stelle eines alten Friedhofes angelegte, von Spuk nächtlich belebte Garten, die Burgruine hinter dem Hause mit ihren Gespenstersagen, das alles schuf eine dem Wesen Kerners entsprechende Umgebung. Weinsbergs Ruhm wurde neu begründet durch Kerner und die Seherin von Prevorst, und von allen Seiten strömten Ärzte und Naturforscher, Philosophen, Mystiker und Neugierige dorthin, um die Wunder zu sehen, zu hören und zu erforschen [2]).

Unter der Bevölkerung dieser kleinen Orte wandelt nun der schlichte Landarzt Kerner, der Mann mit dem zwar recht behäbigen Äusseren, aber den „geisterhaften Augen und dem somnambulen Wesen“ (V. von E. II 57). Ihn, der Bauerntracht trägt und die Mundart spricht, sich völlig als ihresgleichen fühlt und sich freund-

[1]) Wie sehr die dortige Bevölkerung unter dem Banne des Aberglaubens stand, zeigt die N. 92 erzählte Geschichte: Ein Bauer nimmt, ohne es zu wissen, den Kopf eines Toten, den Kerner wegen seines auffälligen Kropfes als anatomisches Präparat nach Stuttgart schickt, auf seinem Wagen mit. Als der Bauer erfährt, welch unheimlichen Gast er in seinem Fuhrwerk beherbergt hat, versteht er erst, warum seine Pferde trotz der geringen Belastung durchaus nicht anziehen wollten.

[2]) N. 96 ff.; Reinhard 114 ff.; Br. I 488 f.; Str. 123 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich mit jedem unterhält, nähern sich vertraulich die Landleute; sie fühlen, er will sie nicht verspotten oder nur aushorchen, sondern verstehen und an dem Weben und Leben ihres eigenen Glaubens Anteil nehmen. Dem Apotheker gibt er nicht viel zu verdienen. Er ist es selbst und hat auch Rickele heilsame Kräuter kennen und sammeln gelehrt. Den ausländischen Heilmitteln begegnet er mit grösstem Misstrauen; seine „kritischen Kollegen" tituliert er „bornierte Apothekerärzte" [1]). Lieber greift er zu alten Arznei- und Kräuterbüchern, deren Angaben mit den Anschauungen des Landvolkes erstaunlich übereinstimmen, und entnimmt ihnen die seltsamsten Heilmittel. In denselben Anschauungen lebte Rickele, ein echtes Naturkind ohne höhere Bildung. Unbedenklich verwendet sie im eigenen Haushalte magisch-sympathetische Mittel [2]). Kerner war ein gewissenhafter Arzt, doch litt sein Gemüt schwer unter dem Berufe, da er die Leiden seiner Patienten stets mitempfand. Oft klagte er sich an, dass er einen Kranken durch „unnatürliche" Behandlung zu Tode gebracht oder durch ärztliches Eingreifen „in seinem Fluge aus dem Erdenjammertale aufgehalten habe" (Br. I 276) [3]). Denn ihn, den steten Grübler über die Rätsel des Lebens, der so manchen „ins stille, dunkle Schattenreich" hinabsteigen sah, regten viel mehr als sein ihm selbst zweifelhaftes ärztliches Wirken die Geheimnisse des Todes und des Lebens nach ihm an. Frühzeitig hatte er sich davon eine eigene Anschauung gebildet. Nie glaubte er an eine völlige Vernichtung, freilich auch an kein individuelles Weiterleben, sondern an eine Art pythagoreischer Seelenwanderung, die sich ihm auch auf die Tiere erstreckte [4]). Die Verwandlungen der schwerfälligen Raupe und des wüsten Ameisenlöwens waren ihm bedeutsame Sinnbilder für

[1]) N. 56, 28, 96 f., 141 f., 151 f., 20. — Br. II 11; Mayer I 187. Vgl. W. II 92 „Dem zur Ruhe gesetzten Medizinalrate".

[2]) So heilt sie eine Geschwulst ihres Söhnleins Theobald durch Auflegen eines heissen Weckens, der unbezahlt entnommen, unberufen gebracht und nach dem Gebrauch von einem Hunde gefressen werden muss. Kerner hat dagegen nichts einzuwenden, meint aber, er habe wohl mehr als Kataplasma gewirkt. N. 79 f.

[3]) Vgl. W. III 85 „Ein ärztliches Spiel"; II 133 „Ärztliches"; I 198 „Der Kranke an den Arzt"; selbst in dem humorvollen „Traum eines Arztes" (III 256, ernster gehalten I 99) zittert der Vorwurf durch.

[4]) Br. I 206, 340 f.; vgl. W. IV 206 den Einfluss des Ludwigsburger Theosophen Bechtlin. — Im Zusammenhange damit steht, dass Kerner ohne Bedenken für die Leichenverbrennung eintritt. W. I 244 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Seelenentwicklung; er schloss daraus auf einen „Puppenstand", wo die Seele des verfaulenden Körpers im magnetischen Schlafe in einem Mittelreiche schlummert, und an eine Weiterentwicklung, durch welche sie allmählich die Flügel einer höheren Psyche entfaltet und zu einem im Lichtstrahle schwebenden Wesen wird [1]). Platonisch-pythagoreische Anschauungen, die Schriften des Paracelsus, Heinrich Susos, Jakob Böhmes, E. von Swedenborgs, Kants „Träume eines Geistersehers", vor allem aber seine Freunde Görres, Schubert und Eschenmayer bestärkten ihn immer mehr in diesen Gedankengängen [2]).

Da trat das grösste Ereignis in Kerners Leben ein, die Entdeckung der Seherin von Prevorst! Nach seiner Überzeugung konnte ein „innerer Umgang mit der Natur" nur bei der Auflösung des Leibes stattfinden, ein gesunder Körper wirke als Bollwerk dagegen (Br. I 340 f.). Hier nun, in der an unheilbarer Nervenzerrüttung leidenden Frau Hauffe, meinte er zu finden, was er bisher vergebens gesucht hatte, ein „durch Fixieren im Sterben festgehaltenes Wesen, das infolge seiner Zwitterstellung konstanten Geisterbesuch aus dem Jenseits erhielt und, selbst ein Geist, die verborgensten Geheimnisse des Diesseits und Jenseits zu enthüllen geeignet war" [3]). Ob Kerner manches in diese Frau unbewusst hineinlegte oder „aus dieser Wahnsinnigen alles in den Arzt und seine Umgebung hineinkam", braucht hier nicht erörtert zu werden, wenn diese Streitfrage auch für Kerner die Ursache der Ent-

[1]) Zur Raupe W. IV 151; I 112 „die Puppe"; Br. I 341; M. II 163 ff.; S. 409. Vgl. Goethes „Faust": „Freudig empfangen wir diesen im Puppenstand. Löset die Flocken ab, die ihn umgeben, bald ist er schön und gross vom heiligen Leben". — Zum Ameisenlöwen W. IV 115, 119; Br. II 441; Reinhard 15. Vgl. W. II 142 „Liegt mein Körper eine Leiche, ist mein Geist noch nicht am Ziele" und II 72 „Der arme Dichter".

[2]) Die Bibel dafür heranzuziehen, überliess Kerner, wie er wiederholt im M. betont, lieber den sachverständigen Theologen. Einem Kollegen, der ihn spöttisch fragte, ob die Seherin ihm etwa diese platonischen und pythagoreischen Ideen aus der Seele gelesen habe, entgegnete er, er habe diese Schriften damals noch nicht gekannt; dass ihre Gedanken mit denen der Seherin übereinstimmten, sei erklärlich, da jene sich an die innere Natur hielten und keine gläsernen, abstrakten Philosophen waren. Für Plato stimmt das wohl kaum, denn er wird in der S. v. P. wiederholt erwähnt (311, 391, 404). Im M. werden später eine Menge von Stellen aus antiken Schriftstellern über Tod und Seelenleben herangezogen (z. B. M. I 53 ff.).

[3]) S. 415, 388. Vgl. W. I 190 „An die Seherin von Prevorst"; Br. I 567.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fremdung vieler alter Freunde wurde und sein Gespensterglaube ihn den heftigsten Angriffen aussetzte (S. 338). Für unsere Untersuchung ist wichtig, dass Kerner in der Seherin eine Frau aus dem Landvolke entgegentrat, die völlig mit den Anschauungen dieser Volksschicht verwachsen war. Sie verlebte ihre Jugend in dem winzigen Gebirgsdorfe Prevorst nahe bei Weinsberg, mitten im Walde, abgeschlossen von jedem Verkehr mit der Welt. Holzfäller, Kohlenbrenner, Samensucher bewohnten es, unter denen der Aberglaube, uralte Bräuche und Spinnstubengeschichten allgemein verbreitet waren. Gläubig verwendete man die geheimnisvollen Kräfte der Haselrute und heilte Krankheiten mit altüberlieferten magischen und sympathetischen Mitteln. Schwarzkünstler trieben hier und in Nachbarorten ihr unheimliches Wesen, Der Veitstanz herrschte unter der Bevölkerung des Gebirges öfters und bestärkte ihren Glauben an finstere, dämonische Mächte. Für solche Einflüsse bot das äusserst empfindliche und durch frühe Krankheiten zerrüttete Nevensystem der Frau Hauffe den günstigsten Boden (S. 48 ff., 66 f.). Ahnungsvermögen und Geistersehen schienen ihr angeerbt und angeboren. Schon ihr Grossvater zeigte Züge eines eigenartigen Innenlebens, das Geistersehen haftete in minderem Grade auch anderen Mitgliedern ihrer Familie an (M. I 148, S. 368, 36 ff.). Kerner hatte, wie wir sahen, den Anschauungen des Landvolkes immer gelauscht, weil er in ihnen Aufschlüsse über manches Geheimnis zu finden hoffte. Verzweifelt, auf dem Wege der gelehrten Forschung die ihn umgebenden Naturgeheimnisse ergründen zu können, schenkte er gern den „sogenannten Vorurteilen des Pöbels“ Beachtung (M. II 433)[1]), und wurde nun ein durch Veranlagung, eigene Gedankengänge und seltsame Erlebnisse schon vorbereiteter Schüler der Seherin. Drei Jahre wohnte sie in seinem Hause; ihre ärztliche Behandlung gab er bald auf, um ihr, die er wie eine Heilige verehrte, mit angespannter Aufmerksamkeit andachtsvoll zu lauschen[2]). Und aus ihrem Munde sprach

[1]) Vgl. dazu die scharfen Urteile von Dutenhofer „Kerner tut mir leid. . . Seine Geistergeschichten sind mir zu ordinär und plump, ganz au niveau vom Horizont einer gewöhnlichen Person aus dem Volke“ (Mayer II 97), Therese Hubers „Die Details (von Kerners Geschichten) sind doch immer nur der Nachhall der gemeinen Vorstellungen des Volks“ (Br. I 547), Wirths „Kerner sinkt zum gemeinsten Volksaberglauben hinab“ (M. I 32).

[2]) W. I 190 f „Auf der Seherin Tod“. — „Der Seherin Erscheinen“. Vgl. den tiefen Eindruck, den sie selbst auf Strauss machte (Str. 129).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu ihm der vom Rationalismus verlachte und doch so sinnlich frische Glaube des Landvolkes, an dem es seit ältesten Zeiten zäh festhält, jenes wunderbare Gewebe von heidnischen und christlichen Gedankengängen, durch das bei aller Unverständlichkeit und Verzerrung es doch wie eine dunkele Ahnung alter Weisheit zu schimmern scheint. Gemeinsam mit der Seherin suchte Kerner in „dieses bisher wenig beachtete und wissenschaftlich untersuchte Gebiet einzudringen" (M. I 4 f., II 163 ff.), Sinn und Grund des Volksglaubens und -brauches zu erfassen, ihn zu einem Systeme zu vereinen und, unter Heranziehen alter Schriften und im Anschluss an ältere magisch-medizinische Anschauungen, wo möglich wissenschaftlich zu begründen. Kein anderer Romantiker hat sich so, wie er, mit diesen Dingen beschäftigt, sich derart in sie eingefühlt. Damit ist seine Stellung zur Volkskunde gekennzeichnet, mit der er innerhalb der Romantik eine einzigartige Auffassung vertritt. Seine Schriften sind eine Fundgrube für den, der in des deutschen Landvolkes Glauben und Brauch eindringen will. Der so gewonnene allgemeine Gesichtspunkt wird massgebend und leitend für die nun sich anschliessenden Einzeldarstellungen.

I. Die Pflanzen.

Im Klostergarten zu Maulbronn war in dem neunjährigen Knaben eine innige Liebe zu den Pflanzen erwacht; besonders wert waren ihm die freundlichen Blumen des deutschen Bauerngartens, Veilchen, Lilien, Nelken, Reseda, Levkojen, Herbstrosen, Astern, Rittersporn, Eisenhut, Malven und Balsamindel. Ihr Geruch versetzte den Dichter immer wieder in die fernen Tage seiner glücklichen Jugend. Auch in seinem Hausgarten in Weinsberg pflanzte er diese Blumen, die „meistens damals aus der Mode waren" (W. IV 109, 169 — N. 110). Seine liebste Blume ist die noch heute in keinem alten Bauerngarten fehlende unscheinbare, bleiche Nachtviole. „Süssen Weihrauch sendet sie nächtlich empor", singt er von ihr (W. II 121), und als echter Romantiker, dem Farben und Töne verschwimmen, vergleicht er sie mit der Nachtigall. „Jene ist unter den Blumen die duftreichste, diese unter den Vögeln die tonreichste; diese singt, jene duftet nur bei Nacht; beide haben gänzlichen Mangel an Farbe" (W. III 193). Liebevoll versenkte sich der Dichter in die Blumensymbolik des Land-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

volkes. Völlig von ihr durchwoben ist z. B. der Traum in einem Briefe an sein Rickele, der mit dem Worten schliesst: „Rosmarin ist Wehmut, Trauer, Rosen deuten Lieb und Treu“ (N. 10, vgl. W. I 81 und III 183 ff.). Auf dem Wege der volkstümlichen Blumensymbolik weiter wandelnd, erfindet er selbst tiefsinnige Deutungen (W. I 111 „Der Rosenstock“, I 102 „Von Ihr“, II 9 „Das weisse Veilchen“). Oft hört man Töne bekannter Volkslieder leise mitklingen. An „Drei Lilien“ z. B. erinnert es, wenn der Gärtner eine Lilie aus dem Grabe reisst, mit ihr aber auch ein Herz, das ihre Wurzeln fest umschlingen (W. II 84), an die bekannten alten Streit- und Wettlieder (vgl. Wunderhorn 351 f. u. a.), wenn der Dichter Rosen und Lilien seines Gartens belauscht, wie sie im Mondenschein um den Vorrang streiten. (W. II 105 „Im Garten im Mondlicht“. Hierher gehören weiter: I 67 „Preis der Tanne“, I 96 „Metall und Glas“ und II 127 „Eine Fabel“.) Blumensymbolik durchwebt auch das Traumleben der Seherin. „Blumen sind dein ganzes Ich, Blätter der Vergangenheit“ dichtet sie; Pflanzen mit wenigen grünen Blättern, aber starken Keimen sind ihr Sinnbilder der Hoffnung, blaue Blüten künden ihr von Fortdauer und ewiger Seligkeit, ein Gewirr bunter Blumen deutet sie als die verworrene Gegenwart (S. 217). Auch die schwermütige Symbolik der Friedhofsblumen hat Kerner dem Volke abgelauscht. Da entsteigen Gespenster nachts ihren Gräbern, freuen sich der schönen Blumen, die eine treue Hand darauf pflanzte, und gedenken dabei ihrer ehemaligen Liebe (W. III 141). Die Gewissheit, dass Narzissen und Primeln, Rosen und Malven auf dem Klosterfriedhofe jedes Jahr aufs neue erblühen, ist dem Klosterbruder, der sinnend am verschneiten und vereisten Grabe seines Freundes steht, tröstendes Sinnbild der Auferstehung (W. I 71 f.). Blumen auf den Grabhügeln nennt die Seherin „liebliche Gedichte“. Tiefen Eindruck hatten auf den Knaben Kerner die feinen Gesichtszüge eines stets weiss gekleideten Mädchens gemacht, das schon im achten Lebensjahre dem Scharlach erlag. Mit Wehmut gedachte er stets dieses „mysteriös-heiligen“ Wesens und des reichen Blumenschmuckes auf Sarg und Grab der Entschlafenen (W. IV 78). Unbewusst verschmolz später ihre Gestalt ihm mit der bleichen, dem Tode geweihten Seherin. Er schildert (W. II 120), wie sie nachtwandelnd sich in die „Blumenkirche“ seines Gartens begibt. Da fangen die Blumenglocken leise an zum Gebete zu läuten, die

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lilien recken sich anbetend zum Himmel empor, und die Nachtviolen streuen Weihrauchdüfte hinüber zur „Leidensblume, dem Johanniskraut", dem alle Blumen in inbrünstigem Gebete sich neigen. Denn diese Blume ist „des Mittlers stummer Zeuge, Blut innen, aussen goldener Schein". Deshalb pflanzte der Dichter sie auch auf das Grab der Seherin (W. I 190 „Nach der Seherin Tod"). Kerner hat sich hier völlig dem Glauben des Volkes angeschlossen; denn es benennt hypercum perforatum Gottesgnadenkraut, Herrgottskraut, Blutkraut, und die Pflanze bekam diese Namen, weil den noch geschlossenen goldgelben Blüten, wenn man sie drückt, ein blutähnlicher Saft entquillt[1]).

Lebt so die Blumensymbolik des Volkes in den Liedern des Dichters, so bekennt der Arzt Kerner sich durchaus zu den volkstümlichen Heilpflanzen und findet sich darin mit der Seherin im Einvernehmen. Denn auch sie verordnet „Heilpflanzen, die man in neueren Schriften nicht mehr angegeben findet, während sie in alten vergessenen Kräuterbüchern genau so, wie sie sie angibt, verzeichnet sind". Kerner meint, dass sie nur deshalb in Vergessenheit gerieten, weil sie auf das jetzige, von der Natur immer mehr abkommende Geschlecht, das mehr durchgreifende Mittel und Pflanzengifte brauche, keine Wirkung mehr äusserten (S. 126). Wir wissen, dass fast alle diese noch heute im Bauerngarten gehegten Heilpflanzen durch die Mönche aus Italien nach Deutschland eingeführt worden sind; Kerner aber meint, wie Arnim, dass das verstossene und verfolgte „wunderbare" Volk der Zigeuner die meisten der wirksamsten Heilkräuter aus fremden Ländern mitgebracht hätte (W. III 193, Wunderhorn 299)[2]). Unter den von der Seherin und Kerner verwendeten Heilpflanzen finden wir die noch heute auf dem Lande üblichen: Kalmus, Thymian, Lavendel, Wollblume, Kamille, Ringelrose, Holunder, Lindenblüte, Taubnessel, Birkensaft, Mohn, Lilie, Lorbeer, Johanniskraut u. a. (S. 130 ff., 175)[3]). Aber sie kennt auch manchen alten, im Volke

---

[1]) F. Söhns, Unsere Pflanzen 168 ff., wo sämtliche Namen, Legenden, Zauber- und Heilkräfte des Johanniskrautes zusammengetragen sind.

[2]) Die Vorliebe der Romantiker für die Zigeuner ist bekannt, ebenso die geheime Scheu, die das Landvolk noch heute vor ihrem geheimen höheren Wissen hat.

[3]) Vgl. zu dem ganzen Teile meine Abhandlung „Der schlesische Bauerngarten" (Mitt. Bd. VIII 67 ff.) und „E. T. A. Hoffmann" 146 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch heute lebenden Brauch, ihre Wirksamkeit magisch zu erhöhen. „Nimmt man", sagt sie z. B., „die aus solchen Pflanzen hergestellten Heilmittel in der Siebenzahl und zu ungeraden Stunden, so genügen schon wenige Tropfen; . . . wüsste man nur im gewöhnlichen Leben die rechte Zahl, so könnte man mit den geringsten Heilmitteln die schwersten Krankheiten heilen". Ihrer Überzeugung, dass selbst eine blosse Berührung mit der Heilpflanze wirke, entspricht es, dass sie Pflanzen auch als Amulette gegen Krankheiten und böse Geister verordnet, und wenn sie besonders Wacholder und Johanniskraut dafür empfiehlt, so entspricht dies wiederum dem Volksglauben, denn dort heisst das Johanniskraut auch Jageteufel und Hexenkraut, und dem Wacholder wird grosse Kraft gegen jede Zauberei zugeschrieben [1]). Dass Krankheiten von zaubergewaltigen Dämonen veranlasst werden, ist bekanntlich uralter Volksglaube. Kerner ist mit der Seherin in jedem Punkte einverstanden und versucht, die Ansichten des Volkes unter Berufung auf alte Bücher wissenschaftlich zu begründen. Von den magischen Kräften, die in der „Hasel" wirken, sind beide völlig überzeugt; Kerner deutet sie als „Ableiter magnetischen Fluidums, weswegen auch die Wünschelrute vom Volke längst verwendet wurde" (S. 92, 125). Es handelt sich hier aber nicht nur um die heute ohne allen Aberglauben zum Wasserfinden verwendete Wünschelrute, die meistens von der Weide genommen wird, sondern um die unter geheimnisvollen Bräuchen vom Haselstrauche geschnittene Gerte, deren Kräfte nach dem Volksglauben unendlich sind. Dies beweisen auch die von Kerner mit ihr an der Seherin vorgenommenen Versuche (S. 126, 92) [2]).

---

[1]) S. 175 f., 194, 474, 514, 131. — Vgl. Söhns a. O. 169 und 70; M. I 343. Dass Soldaten im Weltkriege Beutelchen mit getrockneten Kräutern als Schutzmittel gegen Krankheiten und alles Unheil auf der Brust trugen, erwähnt Kronfeld, „Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben", München 1915, 63 f. — Kerner preist deshalb auch die Homöopathie (W. II 79) „Dem Geiste hoch, den nicht die Masse hebt, nein, der im kleinsten Stäubchen gleich gross lebt!" — Zu vergleichen ist die geheimnisvolle Pflanzenkenntnis Siliens in den „Heimatlosen" (W. III 287).

[2]) Vgl. Freybe 65 ff.; Grimm III 289 f. „ze allen dingen ist si guot, swes so wunsget dîn muot". In der Hasel wohnt nach dem Volksglauben ein geistiges Wesen, Volkslieder führen ja oft Gespräche mit der Frau Hasel, z. B. Grimm, „Kinderlegenden" Nr. 10, vgl. Söhns a. O. 166; Huch 100 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

II. Die Tiere.

Für Tiere zeigte Kerner von Kind auf eine lebhafte Teilnahme. In Maulbronn verschaffte der alte, schnurrige Kutscher Matthias dem Knaben allerlei eingefangenes Getier; er nahm ihn mit, wenn er nachts den Mardern und Iltissen nachstellte, und weihte ihn in die Geheimnisse der Tierwelt ein (W. IV 114). Ihr nächtliches Treiben, verbunden mit der Rolle, die sie in den ihm vertrauten Märchen spielen, versetzt Kerner stets in eine romantische Traumstimmung. Wie ein Märchen kam es dem Knaben vor, wenn die geheimnisvollen Ratten aus dem Keller beim Mondscheine in langem Zuge nach dem Brunnen liefen und die alte Prälatin mit dem „Eulenkopfe" dabei aus den düsteren Klostermauern herausschaute. Die Erzählung von der „Klosterkatze", welche im 17. Jahrhundert in den Räumen der Prälatur ihr unheimlich spukendes Wesen hatte, regte seine Phantasie lebhaft an. Gespenstische Schauer wehten ihm aus dem von Eulen und Fledermäusen bewohnten öden Schlösschen im Osterholze entgegen (W. IV 131, 134 f., 81, vor allem aber das Stimmungsbild W. III 154). Katzen und Eulen als Diener geheimnisvoller Mächte hausen in dem Gespensterhaus, dessen Schauer der greise Dichter in den Klecksographien behaglich ausmalt (W. II 237). So leben die ihr heimliches Wesen treibenden Seelentiere des deutschen Volksglaubens in des Dichters Phantasie. Sein Glauben an eine Seelenwanderung führte ihn weiter[1]). Ein brüderliches Gefühl verband ihn mit den Tieren; es ist jene innige, fast märchenhaft poetische Beziehung des Menschen zur Tierwelt, die sich in hundert kleinen Zügen im Glauben und Brauch des Landvolkes kundtut, jener echt deutsche Zug, der die Tierseele anerkennt und mit diesen Geschöpfen wie mit seinesgleichen verkehrt (Freybe 86 ff.). Im Kernerhause in Weinsberg wimmelte es von zahmen Tieren; alte oder kranke Tiere zu töten, brachte Kerner nie über sich (N. 148 ff.). Sein Freund Schubert schrieb den Tieren eine unsterbliche Seele zu und wies darauf hin, wie sie sich nach dem Menschenwerden sehnten (Sch. 507); Kerner glaubt aus ihren Augen ihre Gedanken erraten zu können. So liest er aus den Augen des auf der Schlachtbank

---

[1]) Mogk 1009 f., „Seelenglaube als Ausgangspunkt für den Glauben an Seelentiere". — Vgl. die Aufsätze im M. über Tierseelenkunde, z. B. II 269 ff. — Vgl. Huch 117 ff.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sterbenden Kalbes die stumme Anklage „In mir auch lebet eine Seele, für mich auch hält ein Gott Gericht“ (W. I 245). Aus den Augen des treuen Hundes, der seinen toten Herrn betrauert, spricht die tiefe Frage: „Wo find' ich ihn? Mensch, sag es mir!“ (W. I 112 „An den Hund des Toten“; vgl. II 106 „Der treuste Freund“ und M. II 420 f.). Die Seherin erblickt in dem rechten Auge der Tiere ein blaues Flämmchen und deutet es als das Unsterbliche in ihnen (S. 141). Jener Ursympathie zwischen Mensch und Tier entsprang auch der noch heute weit verbreitete, allerdings meist zum Scherz gewordene Glaube an den sog. Angang[1]). Von solchen „Voraussagungen, die im Tierreiche, besonders bei den Vögeln, dem träumenden, prophetischen Geschlechte, vorkommen“, spricht auch die Seherin und deutet sie durch das die Tiere beherrschende Gangliensystem, was der Kerner und anderen Romantikern eigentümlichen Lehre von den Nerven des Gangliengeflechtes als Trägern des inneren Sinnes entspricht (S. 117, 246; Br. I 540; Huch 93 f.). Im Zusammenhang damit steht es, dass Tiere, namentlich Pferde und Hunde, Geister sehen können, weil sie, wie Kerner erklärt, weniger als der Mensch von der Geisterwelt isoliert sind und deshalb Annäherungen aus ihr leichter spüren (S. 276). Er ist davon überzeugt, dass Pferde Visionen von Geistern haben, die der Reiter nicht sieht, und nur mit Scheu und Angstschweiss an Spukorten vorüberzubringen sind (S. 160). Als z. B. das Pferd Kerners nachts im Stalle rumort, glaubt er, es müsse ein Gespenst sehen, und zieht den gerade anwesenden Mayer, dessen Diagnose auf Kolikbeschwerden lautet, als Zeugen mit in den Stall hinab (Mayer II 157). An Kerners Gedicht „Herr Irwing“ (W. I 89 f.) lobte Mörike als besonders trefflich, dass das Pferd (vom Geiste des Ermordeten geleitet) als „ahnungsvolles Werkzeug der Nemesis von selbst den Weg zum Richter einschlägt“ (Br. II 205)[2]). Besonders auffallend ist nach dem Volksglauben die Geisterfurcht bei den Hunden. Wenn Kerner nachts zu Kranken gerufen wird und, von seinem treuen Hunde begleitet, durch die einsamen Gassen wandert, deutet

[1]) Grimm 937 ff., Mogk 1010 f.

[2]) Goethe benutzte diesen Volksglauben, um den für die folgenschwere Handlung bedeutsamen Augenblick festzuhalten, indem er Weislingens Ross vor seinem guten Geiste scheuen lässt (Goetz v. B. II 7, vgl. Egmont IV „Trug dich dein Pferd so leicht herein und scheute vor dem Blutgerichte nicht und dem Geiste mit dem blanken Schwerte, der an der Pforte dich empfängt?“).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser durch eigenartiges Benehmen vor einem Hause an, dass dort ein Mensch im Sterben liegt, den sein Herr noch für lebenskräftig hielt, denn „in ihm lebt ein innres Schauen, das dem Menschenhirn gebricht". Aus Häusern, in denen Schwerkranke mit dem Tode ringen, sieht der Hund bereits den Geist des Sterbenden herauskommen, winselt und weigert sich, seinen Herrn weiter zu begleiten, an dessen Seite der Geist schreitet (W. I 103 „Der Arzt an sein Hündchen"; I 215 „Ärztliche Runde"). Einen Geist, der im Zimmer der Seherin weilt, merkt sofort der Hund, heult und will nicht mehr nachts allein in dem Gemache weilen (S. 424)[1]). Auch E. T. A. Hoffmann glaubt an eine Seele der Tiere, setzt sie in enge Beziehungen zu Menschen und lässt diese, wie in Märchen und Sage, sich in sie verwandeln, um ihre versteckten Triebe lachend zu verkörpern[2]). Dienen dem humorvollen Phantasten so die auf der Grenze des Bewusstseins stehenden Tiere nur als fein berechnetes Kunstmittel, so ordnet Kerner, von der Seherin angeleitet, sie ihrem sorgsam aufgebauten Systeme des Geisterreiches ein, in dem „das Tierseelenreich unter dem Traumring des Mittelreiches steht". Damit gewinnt er auch die Möglichkeit, das Erscheinen „vertierter" Geister in Tiergestalt zu erklären (S. 276 f.). „Niedere Geister", sagt er, „sinken unter den Menschen, und nur deswegen suchen sie bei ihm Hilfe; es gibt Geister, die ganz Tiere sind, die in Hundegestalt etc. erscheinen, die fordern aber kein Gebet (zur Erlösung); es gibt Menschen, deren Geistiges nur Sau ist, . . . es gibt mehr Tiere in Wäldern und Feldern, die ehemals sogenannte Menschen waren, als Tiere, die wirkliche Tiere sind. Erstere sind unsichtbar, letztere sichtbar. Das sind reine

[1]) M. 331 „Es ist allgemein bekannt, dass Hunde manche dem Menschen unsichtbare Wesen sehen können". Der Glaube ist von Dichtern oft verwendet worden. So weicht in Kleists „Bettelweib von Locarno" der Hund des Marchese knurrend vor dem Geiste, als ob ein Mensch auf ihn zugeschritten käme, zurück. In Mörikes „Maler Nolten" flieht das Windspiel des Präsidenten vor der wahnsinnigen Agnes, und sie glaubt, es fühle das Unheimliche ihrer Nähe. In Anzengrubers „Sternsteinhof" merkt die Bäuerin Helene an dem ruhigen Verhalten ihres Hundes, dass keine Geister das unheimliche Geräusch im Keller verursachen, denn „Orte, wo es nicht geheuer ist, machen Hunde fürchten und Pferde scheuen" u. a. Der Glaube ist, wie ich auf meinen Wanderungen durch Dörfer feststellen konnte, noch heute allgemein verbreitet. — Das älteste Zeugnis für diesen indogermanischen Glauben findet sich bei Homer Od. XVI 162 ff.

[2]) O. 142 ff.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wahrheiten?“ (Br. II 106). Gewiss spricht aus solchen Stellen Kerners Seelenwanderungsglaube und die sittliche Empörung dieses kindlich-guten Menschen über die Schlechtigkeit dieser Welt; es sind aber auch durchaus Anschauungen, die dem Volksglauben entsprechen. Denn in den Märchen und Sagen, welche den Schleier lüften wollen, der über dem Leben nach dem Tode ruht, und zu belegen versuchen, was sie nicht beweisen können, finden sich nicht wenige, in denen Seelen in Tiergestalt erscheinen und des Menschen Hilfe suchen, und der immer wiederkehrende Erlösungsversuch kennzeichnet die Tiergestalt deutlich als erniedrigten Zustand der Seele. Es ist bezeichnend, dass die Geister der Seherin fast nur in den Seelentieren des Volksglaubens erscheinen: als weisse, bald auf Schwelle oder Bett liegende, bald nur flüchtig sich zeigende Schlange, als wütender Hund mit rollenden Augen, als furchtbarer Bär (S. 423, 502) [1]).

III. Sympathie und Magie.

Nur langsam durchdrang vom 17. Jahrhundert an die Anerkennung der wissenschaftlichen Heilkunde alle Schichten der Bevölkerung; ganz allmählich absterbend wich vor ihr das aus Urzeiten stammende magisch-sympathetische Heilverfahren des Volkes, das mit Beschwörungen und Besprechungen, kultischen und symbolischen Handlungen, Amuletten usw. den Kampf gegen alle Gebresten führte. In weiten Kreisen von Land und Stadt aber lebt es auch heute noch fort, um so mehr, weil neben allerlei Aberglauben und Betrug doch tatsächliche Heilungen vorkommen, die wir heute auf Suggestion oder Hypnose zurückführen. Die Heilkunde zu Kerners Zeit, stark mit romantischen Einflüssen und naturphilosophischen Gedanken durchtränkt, stand unbewusst diesen Gedankengängen sehr nahe. Auch sie sah in der Krankheit ein wirkliches Wesen, suchte alle Krankheiten auf ein Prinzip zurückzuführen und demnach ein Heilmittel gegen sie zu finden. Da schien der tierische Magnetismus Mesmers, der auf einer falschen Deutung richtiger Beobachtungen beruhte, das Lebensgesetz zu sein, in dessen folgerichtiger Ausdeutung man, wie einst Paracelsus träumte, eine Universalmedizin zu begründen hoffte. Und auf

[1]) Vgl. meine „Schlangensagen“ (Mitt. V 39 ff.); Kühnau, Schlesisches Sagenbuch, Registerband s. vv. und Golther, Germanische Mythologie 83 ff.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einmal fiel ein überraschendes Licht auf die im geheimen fortlebenden alten Volksbräuche, welche die Aufklärungszeit längst vernichtet zu haben glaubte. Denn Sympathie wurde nun für die romantischen Mediziner das Schlagwort, das alles erklären sollte[1]), und auf Mesmers Fluidum, das den Händen des Magnetiseurs entströmte, wurde das ganze System der magisch-sympathetischen Heilungen begründet. Mit enthusiastischem, überstürzendem Eifer warf man sich der anscheinend alles umwälzenden Entdeckung und neuen Offenbarung in die Arme. Wenn man es auch vom Standpunkt der medizinischen Wissenschaft bedauern muss, dass durch Übertreibungen und Verzerrungen der gesunde Kern der Lehre Mesmers (Hypnose, Suggestion) in übelen Ruf geriet, so wurde jedenfalls die Aufmerksamkeit dadurch wieder auf die aus Urzeiten stammenden, von den Ärzten verlachten und nie näher untersuchten Heilmethoden des Volkes hingelenkt. Der Schwabe Gmelin war einer der ersten, die die neue Heilart vertraten; Kerner lernte an sich selbst die magnetische Kraft dieses Mannes kennen und schrieb der mit ihm vorgenommenen Behandlung seine spätere Vorliebe für den Magnetismus zu[2]). Auch den Volkskuren brachte er nun immer grösseres Interesse entgegen, denn er sah in ihnen „nicht immer nur Aberglauben und Finsternis, sondern wirklich sehr häufig Mittel, die auf der innersten Naturverbindung (dem Magnetismus) basieren". Wie bei seinem Gespensterglauben musste er freilich hier „aus den Kreisen der sogenannten Gebildeten treten und wandte sich dahin, wo noch Naturanschauung, Ahnung und Instinkt herrschten, dorthin, wo das Geschöpf noch nicht so gänzlich von der Mutternatur abgeschnitten ist, zu den Einfältigen, zu den ungeschickt scheinenden, zu dem Volke" (Einl. zu M. I). „Ein der Natur noch ganz nahe gestellter Bauer oder Schäfer", sagt er, „wird infolge seiner Naturkraft oft viel fähiger sein, sympathetische Kuren auszuführen, als ein von allem Naturverbande abgekommener Professor der Pathologie". Über Kerners Ansicht, die den Volksheilmitteln sehr weit entgegenkommt, belehrt uns am besten sein Vortrag in einer Versammlung von Landärzten „Über Heilung durch Sympathie" (M. II 433). An die

[1]) Vgl. Huch 294 ff.; Geschichte der Wissenschaften in Deutschland Band XXII (Medizin) 470 ff.; O. F. Walzel, Deutsche Romantik 1908, 50. — Zu der Verbreitung der Sympathiekuren im Volke vgl. Freybe 99 ff.

[2]) W. IV 162, 164; vgl. II 140 „Auf Anton Mesmers Grab".

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Landärzte wendet er sich mit besonderem Vertrauen, weil diese noch eng im Verbande mit dem Volke lebten und Gelegenheit hätten, ohne blinden Glauben, aber auch ohne Vorurteil, zu beobachten und Erfahrungen über die Wirksamkeit solcher Heilwesen zu sammeln. „Alle sympathetischen Heilungen", betont er, „sind magnetischen Wirkungen gleichzusetzen, sie wirken besonders auf solche Organe, die dem Einflusse des Gangliensystems untergeordnet, ferner bei Krankheiten, die halb physisch, halb psychisch sind". Die Beispiele freilich, die er als selbst oder von anderen erprobt oder beobachtet anführt, werden ebenso wie seine Erklärungen bei den Ärzten wohl meistens Lächeln und Kopfschütteln erregen; für die Volkskunde sind sie trotzdem wertvoll, weil sie eine gute Stoffsammlung bieten und, wenn man sie mit Volkskuren in anderen Gegenden vergleicht, verblüffend mit ihnen übereinstimmen. So erwähnt er das Besprechen der Rose („Wildes Feuer, hüte dich; das gute Feuer treibe dich") unter Anrufen der heiligen Dreifaltigkeit und Anblasen der kranken Stelle, das Beschwören des Blutflusses, das Bestreichen von Warzen usw. und erklärt, das „Anblasen und Bestreichen beruhe ganz auf magnetischer Basis, das Besprechen dagegen geschehe auf magische Weise, die hauptsächlich auf dem Glauben beruhe und mehr von psychischem Einflusse sei". Auch die Mitwirkung der Mondphasen bei solchen Besprechungen („Was ich sehe, nimmt zu, was ich bestreiche, nimmt ab") will er nicht bestreiten, denn der Einfluss des Mondes, „dieses Trabanten der Erde und Regenten ihres Nachtlebens", auf Wahnsinnige, Mondsüchtige, auch physisch Kranke und Naturerscheinungen sei erwiesen[1]). Recht eingehend beschäftigt sich Kerner mit dem beim Landvolke üblichen Heilverfahren durch Transplantation, d. h. Übertragen der Krankheit auf einen anderen Körper, z. B. des kalten Fiebers auf ein Ei, von Steinschmerzen auf beharnte Krebsaugen, der Gichter der Kinder auf Haustauben. Den letzten Fall hält er durch die Praxis erwiesen und meint, dass die Tauben

[1]) Vgl. Besprechen des Antoniusfeuers (s. obigen Spruch!) und der Rose bei Drechsler II 292 ff., Blutstillungssegen eb. 288 ff., Freybe 122 f. — Besprechen der Warzen bei zunehmendem Monde, Drechsler II 285 (mit demselben Spruche!). — Das Anblasen der kranken Stelle bei Freybe 43 und Drechsler II 280, wo das Anpusten von Krankheiten damit verglichen wird. — Zu dem ganzen Abschnitte s. Hovorka s. vv., wo nach der Quellenangabe am Ende des zweiten Bandes auch Kerners S. v. P. herangezogen zu sein scheint.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„infolge der engsten Berührung mit dem Kranken in Rapport befindlich und für den Augenblick gleichsam integrierender Teil seines Organismus und als der noch nicht infizierte, auch am schwächsten reagierende Punkt desselben, der pars minoris resistentiae seien, auf den der Krankheitsstoff sich werfe". Auch die Transplantation auf Baumstämme bei Bruchschäden durch Ausschneiden, Auflegen, Durchschwitzen und Wiedereinsetzen von Weidenspänen oder vermittelst Ziehen durch den gespaltenen Stamm sind ihm wohlbekannt, und er vergleicht damit den Brauch, Pflanzensamen auf dem Körper des Kranken zum Keimen zu bringen und ihn darauf der Erde zu übergeben [1]). Dies bringt ihn auf die Erklärung der magischen Wirkungen: „durch eine solche Übergabe der mit der Krankheit infizierten Gegenstände an die Elemente oder an die Verwesung (durch Lichtentziehung, Vergraben, Aufhängen im Rauchfange) verflüchtige sich die Krankheit, und darauf sei das sympathetische Mittel begründet" [2]). Für alle rein sympathetischen Kuren stellt Kerner jedoch den Grundsatz auf, dass die Kraft nur von dem Heilenden ausgehe und sie allein das Gelingen verbürge [3]) [4]).

Wird hiermit das wirklich Wirksame bei solchem Heilverfahren, die hypnotische Kraft der Suggestion, immerhin richtig gekennzeichnet, so leitet doch der Hokuspokus, der sie umbrämt, unmittelbar zu der Zauberei über, deren Boden wir mit den Amuletten betreten. Ihr Tragen als wirksames Schutzmittel gegen Krankheiten ist uralt [5]). In der S. v. P. ist dem Amulettglauben ein

---

[1]) Zur Transplantation vgl. Grimm 975 und Freybe 83 ff., wo auch das Auflegen und spätere Aussäen der Samenkörner besprochen wird; Drechsler II 277 f. (Verspinden, Verpflöcken, Durchziehen); dort wird auch das Übertragen der Krankheit auf Vögel erwähnt.

[2]) Beispiele für das Vergraben von Krankheiten bei Freybe 82 ff.; vgl. Drechsler II 279.

[3]) Vgl. Huch 293 über die Willenskraft vieler romantischer Ärzte bei ihren magnetischen Kuren.

[4]) Sympathetisch wirken auch die Mittel, welche die Seherin angibt und „die nur noch in Schriften voriger Jahrhunderte verzeichnet sind", Elentierklaue, Gemshorn, Pferdewarzen, Bezoar, Mammutzahn usw. Kerner zweifelt nicht an ihrer Wirkung und gibt z. B. folgende schnurrige Erklärung: „Der Mammutzahn erzeugt Trägheit, das möchte aus der diesen Tieren selbst innegewohnten Trägheit und Schwere hervorgegangen sein" (S. 126 f.). Zu der Rolle, welche diese Mittel seit alter Zeit bis heutigen Tages in der Zauberei spielen, vgl. Hovorka s. vv.

[5]) Vgl. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde s. v. Amulett. Grimm 982. Die alten Bussbücher verbieten, Amulette anzubinden.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besonderer Abschnitt gewidmet; sie kannte den Brauch aus ihrer Heimat und aus Oberstenfelde, wo ein unheimlicher Mensch wegen solcher Kuren besonderen Ruf genoss. Sie selbst trägt Amulette, die „ihr von einem Geiste eingegeben sind", und regt Kerner zu ihrer Verwendung an (S. 66, 208, 514, 474, 603, 608 u. a.). Trotz der heftigsten Vorwürfe von Amtsgenossen lässt er sich in dem Glauben an ihre magische Wirkung ebensowenig beirren, wie in seinem Gespensterglauben, ja er wendet sich an einen Zigeuner, um „magische Rezepte zu Amuletten" zu erhalten (Br. II 118). Er beruft sich darauf, dass „auch bei dem Landvolke zu sympathetisch-magischen Heilungen Kräuter und Wurzeln, mit oder ohne beschriebene Zettel, genommen werden, wo jene gemeiniglich bei besonderem Stande der Gestirne und Zusammenkunft gewisser Planeten gesammelt werden; auch sei nicht gleichgültig, wer sie wählt und welche Hand sie bereitet. Voller Glaube und kindliche Hingebung sei auch hier Bedingung, wie bei jedem magisch wirkenden Mittel" (S. 178). Deswegen blieben auch die Amulette Melchior Langs, eines „so frommen, nüchternen und der Natur so innig anheimgestellten Menschen, gewiss nicht ohne Wirkung". (W. IV 292). Als schützendes Amulett dient der Seherin auch der „rote Meerstein" (S. 476, 483), der zugleich ihr Herzklopfen stillt. Zu gleichem magischem Zwecke tragen, wie ich erfuhr, die Landmädchen, besonders die Polinnen, Korallenschnüre mehrfach um den Hals geschlungen. Christliche und kabbalistische Beschwörungsformeln, geheimnisvolle Buchstaben oder Zahlen verstärken die Wirkung des Amuletts. Kerners Definition lautet: „Amulett ist nichts anderes als eine heilige, mit der Kraft und dem Namen des wahren Glaubens ausströmende Ziffer oder Natureigenschaft". (S. 181)[1]). So finden wir denn auf den Amuletten christliche Segensformeln ausgeschrieben, wie „Die heilige Dreifaltigkeit stärke dich und zerstöre alles, was nicht sein soll!", talmudisch-kabbalistische Beschwörungen, z. B. Elohim majda djonem, Zahlen oder Buchstaben, die „der Seherin in der Seele aufgingen" (S. 323, 251 f., 245, 177). „Um magisch wirken zu können", sagt sie, „dazu

[1]) Mit rührendem Eifer bemüht sich Kerner, in das Geheimnis dieser Zahlen und Buchstaben einzudringen und aus der „Seelensprache" der Seherin eine dem Orientalischen ähnliche, aus der Kindheit des Menschengeschlechtes stammende Ursprache herzustellen (M. II 143). Vgl. Huch 74 ff. (Rom. Ursprache), 79 ff. (Rom. Zahlen); auch Drechsler II 282.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehört der vollkommenste Glaube", und weiterhin „solche Mittel in vollem Glauben anwenden, das hat unendliche Kraft, aber niemand soll es wissen; unser Heiland sagte auch nicht, was er wollte, was er dachte, bis es vorbei war" (S. 181, 176). Beides, unbedingter Glaube an die Wirksamkeit und die Verheimlichung des schützenden Amuletts, entspricht genau den Volksanschauungen[1]). Kerners und der Seherin Amulette sollen hauptsächlich böse Geister abwehren. In das Gebiet der Magie gehören auch die Beschwörungen der bösen Geister, die in Wahnsinnigen hausen. Die Möglichkeit des Besessenseins wurde damals von manchen Ärzten, Philosophen und Goerres nicht bestritten (Huch 283). Justinus Kerner war davon überzeugt und hat wiederholt an den unter seiner Obhut stehenden Irren Beschwörungsversuche unternommen, von denen Huch (282) eine anschauliche Schilderung gibt. In besonders schweren Fällen zog er Männer aus dem Volke heran, die schon „Proben ihrer exorzistischen Kraft gegeben hatten" (Br. II 67, M. III 284)[2]). Durchaus in das Gebiet der Zauberei fällt auch das Schauen in einen glänzenden Gegenstand, soweit es zu magischen Zwecken verwendet wird[3]). Eine Frau in Ellhofen z. B. erblickte nach Kerners Zeugnis in einem Glase Wasser den Ort, wo ein verschwundenes Schmuckstück verborgen war (Br. II 323). Die Seherin sieht in einem Wasserglase Personen im voraus, die erst nach längerer Zeit eintreffen, und in Glas, Spiegel, Seifenblasen ferne Bilder (S. 142 f.). Die Erklärung Kerners lautet: „Zu magnetischem Hellsehen Disponierte wecken durch Sehen in einen Spiegel das somnambüle Vermögen in sich und können dann Auskunft geben über Dinge, die ihnen zur Aufgabe gemacht werden. Das ist eine durch Erfahrung bestätigte Tatsache" (M. I 343). In den Reiseschatten schildert Kerner, wie das Ahnungsvermögen

---

[1]) Vgl. meine Abhandlung „Deutsche Schutzbriefe und russische Heiligenamulette im Weltkriege" Mitt. Bd. XIX 144 und „Zehn Schutzbriefe unserer Soldaten" eb. Heft 19, 68.

[2]) Böse Geister, deren Erscheinen sie beunruhigt, wehrt die Seherin ab durch Amulette oder indem sie ihnen Gebetsworte, Verse von Kirchenliedern, das Kreuzeszeichen, die Bibel und — ein württembergisches Kirchengesangbuch entgegenhält (S. 541, 550, 594, 485, 588). —

[3]) Zum Unterschiede davon ist als Hypnose zu bezeichnen, wenn die Seherin durch einen vorgehaltenen Krystall oder Diamanten in starren Traumzustand versetzt wird (S. 87, 129). Auch die Hypnose durch das Auge findet sich (S. 142).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Siliens durch Blicken in einen Krystallbecher verstärkt wurde (W. III 291 ff.)[1]).

IV. Geister- und Gespensterglaube.

Unheimliche Sagen von umgehenden Gespenstern erfüllten die erregte Phantasie Kerners während seiner Kindheit in Ludwigsburg und Maulbronn. Von Schauern durchbebt, wanderte er in der Dunkelheit durch die stillen Stadtgassen und düsteren Kreuzgänge, und doch wünschte er die Gespenster zu sehen, von denen der Volksmund flüsterte. Dunkel ahnte er schon damals ihre Existenz, und bald liess ihn sein früh auftauchender „naturforscherischer Trieb" wünschen, in dieses rätselhafte, unerforschte Gebiet einzudringen (W. IV 102 f., 118 ff.; III 178; Reinhard 16 f.). Zahlreich sind die Kirchhofsschauer und Gespenstergeschichten in seinen Balladen. Wie Kerners Gespensterglaube infolge einer eigenartigen Umwelt sich weiter entwickeln musste, ist oben gezeigt worden. Jedenfalls war es keine romantische Schrulle, kein schwärmerischer Mystizismus (Br. II 135), auch nicht nur eine aus seinem Seelenwanderungsglauben entspringende Überzeugung, sondern ein fast instinktartiges Lauschen auf alles Ungewöhnliche, Seltsame, Rätselhafte, vor allem auf die primitiven Anschauungen des Landvolkes über das Leben der Seele nach dem Tode und ein Beweisen des Unerklärbaren durch Hinweisen auf anscheinend sichere Tatsachen. Kerner unterscheidet genau zwischen der Zeit „wo er, wie andere, Geister bloss in Novellen oder Gedichten aufführte, und der Zeit, wo er später Beweise für deren Wirklichkeit anführte" (Br. II 18; vgl. Mayer II 148). In einem Briefe an V. von E. 1837 erinnert er ihn an einen 1808 zusammen erlebten Gespensterabend: „Damals fürchtete ich Gespenster und glaubte nicht an sie. . . . Jetzt bin ich von ihrer Existenz überzeugt, und das nicht auf dem Wege des blossen Glaubens, sondern einzig auf dem Wege der Erforschung" (Geiger N. 75), und an Sophie Schwab schreibt er 1839: „Ihr seid im Geisterwesen noch nicht recht bewandert, ihr lebt in ihm nur in der Phantasie, ich in der Natur, wie es da in Wirklichkeit ist, meistens gegen alle Dichterphantasie!" (Br. II 144, vgl. II 106 und I 341). Jeden Widerspruch abschneidend betont er im Anschluss an einige Spuk-

[1]) Vgl. dazu O. 131. In alten Bussbüchern ist das Spiegel- und Krystallsehen als schlimme Zauberei streng verboten (Grimm III 431 f.).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschichten: „Alle diese Fälle sind wahr, weder Lug noch Täuschung; ihr albernes Verneinen ist Torheit, das Aufsichberuhenlassen und Abweisen aber entweder Geistesfeigheit oder Nullität“ (M. I 316). Seine eigene feste Überzeugung war, dass sein Geisterglaube so alt wie die Welt und auf die Länge nicht zu leugnen sei. „Ich breche einmal die Bahn!“ (Br. II 109, 107). Dass Schubert, Goerres, vor allem aber Eschenmayer und die Seherin ihn immer mehr in diese Bahnen hineingedrängt haben, ist sicher. Im Anschluss an die zwanzig Tatsachen, die er aus dem Verkehr mit der Seherin gewonnen hatte und die das Hereinragen der Geisterwelt in unsere beweisen sollten, suchte Kerner nun durch eigenes Sammeln und durch Anregung Gleichstrebender weiteres Beweismaterial heranzuschaffen. So wurden die Blätter von Prevorst, vor allem aber das 1843 bis 1850 erscheinende Magikon Sammelplätze für Mitteilungen aus dem weiten Gebiete der Nachtseiten der Natur, welche Leute aller Stände, darunter Mörike, beisteuerten. Kerner nahm kritiklos alles, auch die haarsträubendsten und abgeschmacktesten Geschichten, auf und knüpfte nur hier und da abmahnende, meistens freilich zustimmende oder erklärende Bemerkungen an. Ein kurzer Überblick soll den reichen und mannigfaltigen Inhalt des Magikons kennzeichnen; wir finden in ihm Gebetserhörungen, weissagende Träume, Todesvorzeichen, Vorbedeutungen, Prophezeiungen, Schatzgräber, Glücksspieler, Wunderdoktoren, Schäfer, Schlafwandler, Doppelgänger, Zweites Gesicht, Scheintote, Wahnsinnige, Geisterseher, Geisterbanner, Erscheinen nach dem Tode, Geister- und Spukgeschichten, Gespensterhäuser, rätselhafte Töne, Klopfgeister, die Geisterkirche, Vampyrismus, Magnetisieren, sympathetische Heilungen, Erzählungen aus aller Herren Ländern, Auszüge aus antiken Schriftstellern, das Orakel von Dodona, Goethes Braut von Korinth, Luthers Poltergeister, Jakob Boehme, die Lenormand, dazu Rezensionen einschlagender Bücher, Auseinandersetzungen mit Gegnern usw., ein wahres Eldorado für Spiritisten, Okkultisten, Theosophen und Anthroposophen. Auch in seinem Gespensterglauben teilt Kerner durchaus die stark materiellen Anschauungen des Volkes, nur eins nicht, dessen Furcht vor ihnen, und diese nicht, weil er an sie glaubte [1] [2]). Kerner erzählte, wie Sternberg berichtet, seine

[1]) Zu Kerners felsenfester Überzeugung vgl. Br. II 134 f., M. I 4 f., 53 ff., II 163 ff., N. 187. — Eschenmayer, Schubert, Goerres stimmten begeistert bei.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gespenstergeschichten stets in einem treuherzigen Tone, der „fern von aller Ironie, den guten Köhlerglauben vortrefflich darstellte". Man fühlte bei ihm einen Hauch aus fremdem Lande an sich heranwehen, „wenn man sich auch mit seinen Geistern oft in recht schlechter Gesellschaft befand". Er „sprach mit ihnen wie andere Leute mit ihren guten Bekannten: Nichts setzte ihn in Erstaunen, er hatte seine grauen, weissen und schwarzen Geister in bester Ordnung in seinem Kopfe und verfuhr mit ihnen wie ein Oberst, der sein Bataillon besichtigt" [3]). Man könnte sich versucht fühlen, diese Beobachtungen eines geistreichen Spötters als belanglos beiseite zu schieben, aber seine Schilderungen entsprechen doch nur zu sehr dem, was wir von anderen hören (z. B. Str. 135). Vor allem hat Sternberg darin richtig gesehen, dass man sich mit Kerners Geistern meistens in schlechter Gesellschaft befand. Denn nach seiner Überzeugung trieben sich nur die Geister, welche die Sinnlichkeit noch nicht überwunden hatten, auf der Erde herum (S. 399). „Das moralische Gesetz", sagt er, „wirkt nach dem Tode wie das Gesetz der spezifischen Schwere, aufwärtssteigend für die Guten, abwärtssinkend für die Bösen" (S. 410, M. I 126, vgl. M. III 92 f.). Kerner unterscheidet schwarze böse und weisse gute Geister; denn „für die Gottlosen gibt die Hölle einen schwarzen Dunst her, in den sie sich kleiden, den Frommen aber bildet der

---

Vgl. Uhlands vorsichtig besonnenes, den Freund schonendes Urteil. Br. I 97 und Kerners Entgegnung eb. 339, Strauss' freundlichen Versuch, Kerners Gespensterglauben auf dichterischem Boden aufzulösen, Str. 166, und die Entgegnung Br. II 134 f., Tiecks liebenswürdig gehaltene Ablehnung Br. II 201, Th. Hubers scharfes Urteil Br. I 547 f., die heftigen Angriffe der Psychiater Bird: „Mesmerismus und Belletristik in ihrer schädlichen Wirkung auf die Psychiatrie" M. I 246 ff., und Klenke: „Wie müssen Dämonenglaube und Kerner-Eschenmayersche Gespenstererscheinungen nach dem heutigen Standpunkte der Physiologie und Psychologie erklärt werden?" M. II 133 ff., die ernste Warnung des Arztes und Mesmerschülers Passavant, das in Traumzuständen Geschaute oder Erlebte nicht aus dem Innern des Kranken in die Aussenwelt zu versetzen oder etwa sich gar von eingebildeten oder betrügerischen Personen täuschen zu lassen (Huch 281). Zur Ehre Kerners muss übrigens bemerkt werden, dass er keinem seinen Glauben an Gespenster aufdrängen wollte (vgl. sein schönes Glaubensbekenntnis S. 619) und, so gern er weitere Belege sammelte, wiederholt die Einsender zur Vorsicht mahnt, vor allem aber davor warnt, die Wahrheit durch dichterische Ausschmückung zu entstellen (Bl. v. Pr. IV 55 ff., M. I 386).

[2]) Vgl. W. I 142 f. „Was sie alle meinen".

[3]) A. von Sternberg, Erinnerungsblätter, Berlin 1855, 85 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nervengeist aus dem himmlischen Äther ein weisses Lichtgewand". Während der Gebete der Seherin, welche sie täglich mit den dunkelen Geistern abhält, hellen diese sich allmählich auf (S. 403, 349, M. II 523); andererseits suchen die Schwarzen gern die Erlösung der Weissen zu verhindern (z. B. S. 352 ff., 466, 481, vgl. M. I 345 ff. u. a. m.)[1]). Alle diese Anschauungen entstammen dem Gespensterglauben des Volkes; die meisten Spuksagen handeln ja von schuldbeladenen Seelen, und ihr Umgehen wird immer wieder darauf zurückgeführt, dass sie im Leben Gottes Zorn herausgefordert haben, so dass ihr Geist keine Ruhe finden kann. Selbst wenn man von dem Verstorbenen nichts Böses weiss, zieht man, falls er spukt, den Schluss, er müsste wohl bei seinen Lebzeiten etwas Schlimmes begangen haben, sonst fände er im Grabe Ruhe[2]). Man blättere daraufhin die Schriften Kerners über Geistererscheinungen und seine Klecksographien durch, und man wird, von ganz wenigen Fällen abgesehen, sich überall auf dem Gebiete der „Kakodämonie" (wie Kerner es nennt) befinden, Mördern, Betrügern, Fälschern, Meineidigen, Untreuen usw. begegnen (S. 428 ff., 463, 479, M. II 205, 226 f., u. a. vgl. W. II 160, 217 ff. III 52). Das solche Gespenster sich durchaus wieder in das Leben drängen wollen, erklärt Kerner: „Hat ein Mensch im Leben immer nur die Welt geliebt, nur in ihr seinen Schatz gesucht, so bleibt er auch nach dem Tode an sie gebunden; aber dieses Nichtloskommenkönnen ist gerade seine Pein, weil zum Genusse des Irdischen der Körper fehlt, der Genuss der ewigen Seligkeit aber ihm verboten ist" (S. 400). So bezweifelt er denn auch nicht das Vorkommen unruhiger Geister, die durch Lärmen, Klopfen, Pochen usw. sich dem Menschen bemerkbar machen wollen (S. 523, 526, 370, 353 usw.). Selbst das damals wieder aufkommende Tischrücken war für ihn „von höchstem Interesse für die Geisterlehre" (Br. II 362, 396 f.)[3]). Er stellt bestimmte Gegenden und Häuser

[1]) Grimm III 697 f. — Vgl. Bürgers „Wilden Jäger", die Belehrung, welche Herzeloide dem jungen Parzival gibt III 515 ff. u. a.

[2]) Grimm 761; J. Folkers, Zur Stilkritik der deutschen Volkssage, Kiel 1910, 85. Panzer, „Märchen, Sage, Dichtung", 20, zieht daraus die Schlussfolgerung, dass „eine sittliche Idee recht eigentlich Ausgangspunkt und Inhalt der Sage sei". Eine sittliche Wirkung erwartet auch Kerner von seinem Buche S. v. P.; vgl. W. I 192, II 91 und S. 618.

[3]) Selbst der protestantische Theologe Freybe 51 f. behauptet, unsaubere Geister, Seelen, welche Gott vergessen haben . . . büssten ihre Selbständigkeit

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fest, die dauernd wegen Spukens von Poltergeistern verrufen sind, und fordert auf, weiter zu sammeln „zur Beobachtung und Nachforschung für solche Freunde der Natur, die nicht philosophisch oder medizinisch dumm geworden sind“ (M. II 1 ff., III 311). „In der Mitternachtstunde“, sagt Kerner, „ist der Mensch einsam, in der Nacht prädominiert das Gemüt, das allein, nicht der Verstand, bei dem Verkehr mit den Geistern tätig ist“ (M. I 268). Auch im Volksglauben sind ja Mittag, vor allem aber Mitternacht die Zeiten der Gespenster; dem entspricht, dass die Seherin mittags und nachts 12 Uhr von ihnen „geschoben“ wird (S. 227, 525 f.). Nachts im Traume erscheinen Geister, „nicht aber, dass dieselben Träume, sondern mit dem Traume, Schlaf und Tod verwandt sind, auch im Schlafe auf den Menschen am meisten einwirken können“ (M. 578, vgl. M. I 40). Alles bisher Angeführte zeigt immer noch eine Mischung heidnischer und christlicher Anschauungen, völlig ins germanische Heidentum aber versetzt uns Kerners Meinung von den heiligen Nächten, den Tagen der Wintersonnenwende, in denen nach dem Glauben der vorchristlichen Zeit das wilde Heer durch die Lüfte zog und die auch heute noch von manchem geheimnisvollen Glauben und Brauch umwoben sind. Im Anschluss an eine Bemerkung der Seherin findet Kerner die „magische Bedeutung der heiligen Adventszeit und die Bezeichnung der zwölf Nächte als eigentliche Geisterzeit erklärlich, weil im Winter das tellurische Leben überwiegt und auch der nicht mit dem eigentümlichen Sehen der Geister begabte Mensch, im Winter mehr nach innen lebend, die Geister besser sehen kann (S. 370)[1]). Auf eine uralte Vorstellung, nach der die Seele wie ein Hauch oder eine Rauchwolke gestaltet ist, geht der Volksbrauch zurück, sofort nach dem Eintreten des Todes die Fenster zu öffnen, damit sie ungehindert und unversäumt entweichen kann[2]). Kerner und die Seherin kennen diese Sitte, und er erklärt sie damit, dass „die Luft auch sonst, z. B. bei Kontagien, Trägerin imponderabiler Massen ist“ (S. 138).

---

ein und könnten also von dem Teufel und seinen Werkzeugen, sei es diesseits, sei es jenseits des Grabes, leicht in ihre Gewalt gebracht und auch zum Wiedererscheinen, sei es auch im Tischklopfen, genötigt werden.

[1]) Vgl. W. I 271 „Der Winter naht, die stille Geisternacht“ — Freybe 54 ff.

[2]) Deshalb sieht die Seherin die Geister wohl auch meistens als Rauchwolken. — Vgl. Golther 80, Drechsler a. O. I 291. Dem gleichen Zwecke dient das „Seelenloch“ mancher prähistorischen Urnen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

V. Mythische Gespenster.

Der eigenartige Zauber, welcher über den Gestalten und Sagen der germanischen Mythologie ruht, war den Romantikern nicht entgangen. Ein prächtiges Buch voll seltsamer Bilder hatte sich ihnen hier aufgetan, und die Romantik war, wie der junge Uhland begeistert schrieb, „der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, auf der sie zu den auserwählten Sterblichen herabsteigen" (Mayer I 21). So belebt auch Kerners Dichtungen eine Menge mythischer Gestalten: Nixen und Wassermänner, Meerweiber und Waldjungfrauen, Elfen, Nachtfrauen und Bergkönigs Tochter, Gnomen, Zwerge und Berggeister[1]). Treffend unterscheidet Uhland von seiner eigenen, ernsten Art, deutsche Sagen und Mythen zu behandeln, die Kerners, wenn er schreibt, Kerner spiele mit diesen Bildern, und verkläre sie in der magischen Laterne der Poesie (Br. I 193). Bei dem flackernden Gaukelspiele der laterna magica können sich freilich die Bilder leicht verschieben, und plötzlich schaut an Stelle einer Märchen- oder Sagengestalt eine spukhafte Fratze heraus (z. B. der wilde Jäger als Gespenst eines Mörders W. III 110, Der tückische Gnom W. I 144, II 184 u. a.). Mit noch ganz anderen Augen musste Kerner diese Gestalten des vorchristlichen Glaubens betrachten, als später im Magikon Beiträge erschienen, die von Erlebnissen mit solchen mythischen Mächten berichteten, Zeugen anführten und eine Erklärung forderten oder selbst zu geben versuchten. Kerner wird bedenklich, er fordert sorgfältige Nachprüfungen, inwieweit Sinnestäuschungen oder äussere Umstände mitgewirkt haben könnten; glaubt er aber seiner Sache ungefähr sicher zu sein, so reiht er auch diese Wesen seinem Gespensterreiche ein. Vielfach kamen sie ihm ja geradezu entgegen, da die Grenze zwischen dem Geister- und Dämonenglauben überaus schwer zu ziehen ist. Führt man doch heute sämtliche Gestalten der sog. niederen Mythologie auf ein und dieselbe Wurzel, den uralten Glauben an das Fortleben der Seele zurück, der, von der unerschöpflichen, stets in Fluss befindlichen Volksphantasie weiter gebildet, die mannigfachsten Formen annahm[2]). Kerner ist also, wenn auch in seiner Art, etwa ein Vorläufer der neuesten Mythendeutung. Seinem Glauben an Geister von Verstorbenen, die

[1]) Zusammengestellt Heinzmann 89 ff.
[2]) Mogk 1011 ff.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lebenden, warnend oder Bevorstehendes verkündend, erscheinen, reihen sich zwanglos die „weissen Frauen", Schloss- und Burggeister ein[1]), z. B. die Erscheinung im alten Schlosse von Bayreuth, in Darmstadt und Schloss X. (Geiger 77, M. I 104, II 503). Auch in den Klecksographien tritt ein „schlimmes Gespenst wie die weisse Frau" als Todesbote auf (W. II 207)[2]). Hierher gehören auch „das weisse Fräulein" im Diembacher Walde (S. 603), das „erlöste Fräulein" am Teufelsbrunnen bei Wimmeden (M. I 162 ff.) und der Geist, der in der alten Burg bei Kerners Hause in Weinsberg umgeht und im „Jungfernloche", einem alten Gewölbegange, verschwindet (S. 533 f.). Daran reiht sich die Geschichte von dem Familiengeiste, der als kleine, graue Frau jedesmal sich zeigt, wenn ein Mitglied der Familie stirbt oder ein neues in sie eintritt (M. II 94). Freilich bewegen wir uns hier schon auf der Grenze des Gespensterglaubens und des Glaubens an Elementargeister[3]). Das alte Männchen im Schlafrocke, das als freundlicher „Hausgeist" überall im Haushalte mithilft, die Familienmitglieder warnt und an ihre Pflichten erinnert (M. I 170 f.), und das Kerner als Gespenst eines Vorgängers im Amte oder verängstete Seele, die Versäumtes gutmachen will, deutet, erinnert doch sehr stark an einen guten Kobold. Der Hausgeist im Grafenhause v. F. (M. II 380) wird geradezu als Zwerg bezeichnet, und dabei steht die Bemerkung, auch sonst habe man „dergleichen dienstbare Geisterlein in anderen alten Gebäuden wahrgenommen". Kerner wird bei solchen Erscheinungen schwankend. Die lustige Geschichte von dem Kobolde, — als solche kann ich sie nur auffassen —, der 1806 im Schlosse von Slavensik lärmt und foppt, deutet er als richtigen, durch Zeugen bestätigten Geisterspuk, wobei übrigens den „verständigen und geistesgewandten Schlesiern" besonderes Lob gespendet wird (S. 557 ff.). Von den wunderlichen Klopfgeistern in einem Gespensterhause (M. I 294 ff.) heisst es zwar im Anschluss an Goerres, das Volk habe sie wegen ihres wechselnden, bald störenden, bald vertraulichen Wesens „mit den altberufenen Zwergen identifiziert", doch wird die Frage unentschieden gelassen, ob es nicht doch leibliche Menschen, die sich unsichtbar machen

[1]) Vgl. Kühnau, Mitt. Heft 16, 84 ff. und Schlesisches Sagenbuch V, s. v.

[2]) Vgl. W. III 155. Das Bild der weissen Frau mit den schreckhaften Augen.

[3]) Vgl. Mogk 1027; Grimm 761 (Übergang der Seelen in gutmütige Hausgeister oder Kobolde).

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder in die Ferne wirken können, oder unsichtbare, unleibliche Geister seien. Bei anderen ähnlichen Erscheinungen wiederum meint Kerner aber, es seien jedenfalls nicht abgeschiedene Menschenseelen, sondern sie gehörten zu einer besonderen Gattung von Geschöpfen aus dem Mittelreiche (M. II 380). Einige Beiträge zum Magikon berichteten von Erscheinungen des wilden Jägers, der, von Augenzeugen deutlich beobachtet, unter gewaltiger Aufregung in der Natur dahin brauste [1]). Ihre eigene Meinung darüber ist verschieden; einige beziehen es ganz richtig „auf eine in Schwaben weit verbreitete Sage, die dem vorchristlichen Glauben der Germanen angehört und irgendwie auf die Phantasie ihrer Gewährsleute gewirkt haben müsse", andere fühlen als Gebildete im Gegensatze zu dem Volke sich gedrungen, es auf natürliche, freilich noch nicht aufgeklärte Ursachen zurückzuführen, wieder andere meinen, hier versage jede wissenschaftliche oder natürliche Erklärung, oder enthalten sich jedes Deutungsversuches. Die angeführten Erzählungen (M. II 351 f., 504, 534 f., III 107, I 175 ff., I 182 ff.) zeigen uns das übliche, nur verschieden ausgeschmückte, Bild der wilden Jagd, den Schimmelreiter ohne Kopf und das Schlittengespenst [2]). Kerner ist von der Wirklichkeit dieser Erscheinungen völlig überzeugt; auch hier kam ihm die Sage entgegen, welche die Rolle Wodans auf halb historische Personen und Jägermeister überträgt, das wütende Heer als Gespensterschar auffasst und mit der Vorstellung der in Luft und Wind verwehten Seelen verbindet [3]). Kerner beruft sich darauf, dass er selbst auf der Strasse von Heilbronn nach Weinsberg um Mitternacht den lautlos vorbeisausenden Schimmelreiter ohne Kopf gesehen habe, dessen Pferd „sechs Fuss über der Erde schwebte". Solche Erscheinungen seien keine Phantasiegebilde, keine Fata Morgana, sondern „in das Tagesleben sich hineindrängende, noch nicht abgegangene Ver-

---

[1]) Mogk 1069 (Wodan). — Mällenhoff a. O. 22 Nr. 36 führt die Sage vom wilden Jäger unter feiner Deutung als besonders schönes Beispiel an, wie das Volk eine Naturerscheinung genau beobachtete, dann aber das Beobachtete mit einer recht willkürlichen Deutung versah.

[2]) Der Schimmelreiter (Wodan) führt das wilde Heer an oder tritt auch allein auf (Mogk 1071). Zu dem seltsamen Schlittengespenst bietet Drechsler II 161 eine hübsche Parallele in den Gespensterkutschen, die nur eine andere Form der wilden Jagd darstellen.

[3]) Grimm 767 ff.; vgl. Hans Sachsens Reimspruch vom wilden Heere.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

storbene, die ihre alte Gewohnheit, von der sie nicht lassen können, weiter treiben wollen (M I 180)[1]). Auch er sieht eben, wie Goerres und Schubert, in den alten Mythen keine vorchristliche Götterlehre, sondern ein entstelltes uraltes Wissen vom Geisterreiche, das wie J. F. Meyer sagt, von „Dichtern aus Unverstand phantastisch ausgeschmückt und gemisshandelt wurde“[2]).

Angewidert von der seichten Aufklärung des Rationalismus, welche nur die natürliche Vernunft zum Massstabe nahm und folgerichtig Glauben und Aberglauben in gleicher Weise missachtete, hatte Justinus Kerner sich ein eigenes Gedankenheim geschaffen. Der böse, hämische Gnom Kritikus war davon ausgeschlossen. Durch die magisch-bunten Scheiben drang, seltsam gebrochen, das flackernde Licht der romantischen Weltanschauung, und bei seinem Weben reckte der uralte Volksglaube aus allen Ecken und Winkeln sein Haupt empor und umspann geheimnisvoll den grübelnden Dichter. „Ägrotorum solacium, daemonum flagellum, Musarum deliciae“ stand auf dem Kerner gewidmeten Ehrendiplom der Universität Tübingen; fügen wir hinzu „vulgi occultarum opinionum non tam credulus quam pius fautor“.

---

[1]) Sternberg hat das Auftreten der Erscheinung auf demselben Wege miterlebt a. O. 186 f. In der Dämmerung hören er und Kerner den Hufschlag eines Pferdes hinter sich her klingen. „Es wird ein Reiter sein“, sagt Sternberg, „Aber was für ein Reiter?“ entgegnet Kerner. „Geben Sie acht, wenn er an uns vorbeireitet. Es geht gewaltig schnell. Das Pferd hat nur drei Beine, und er, der Reiter! Er trägt einen Rock, wie ihn niemand jetzt trägt. Der ischt nit von heute!“ Sternberg glaubt, durch Kerners hingeflüsterte, seltsame Worte aufgeregt, tatsächlich, als die Erscheinung an ihm vorübersaust, einen gespenstisch bleichen Reiter zu sehen, dessen seltsamer Hut sich vom Abendhimmel abhebt.

[2]) M. II 571. Bei einer Besprechung von Russwurms Nordischen Sagen „Der Hauptbestandteil ist dämonologisch und betrifft die Mittelwesen in der Natur“. Diese Auffassung der Mythologie ist eine Eigenart der Romantik, vgl. Huch 72 f., Schubert 4 ff. und 27, wo er Schellings Ausspruch anführt: „Sagen gehören zu jenen Wundern der Geschichte, Rätseln des Altertums, welche Unwissenheit verwarf und die uns die Natur aufschliessen wird“. Vgl. auch S. 390 f., 268 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ibsen und das norwegische Märchen.

Von Margarete Wocke in Liegnitz.

Der wahre Künstler geht aus seiner Heimat hervor. Aus ihrem Boden saugt er die Kraft, Werke zu schaffen, die die Welt in sich schliessen und die Welt erobern. Auch Ibsen wurzelt fest in Norwegen, und wenn er über norwegisches Wesen streng zu Gericht sass, so tat er es nur, um sein über alles geliebtes Volk durch die Geisselung seiner Fehler vorwärts zu bringen. Die alten Sagas und die spätere norwegische Geschichte gaben Ibsen den Stoff zu seinen ersten Werken. Wie weit er — bewusst oder unbewusst — die Märchen seiner Heimat für sein Schaffen verwendet hat, soll hier dargetan werden.

Aus der blühenden Phantasie der Norweger lässt sich ihre Freude am Märchenerzählen erklären. Die Stoffe sind recht abenteuerlich und grausig. Unheimliche Trolle quälen ihre Opfer, Ritter ziehen auf Abenteuer aus und vollbringen kühne Taten, schöne Jungfrauen werden von prächtigen Prinzen aus der Gewalt furchtbarer Ungeheuer erlöst und zu Königinnen gemacht. Märchen von einem glänzenden, tapferen Ritter, der eine schöne Jungfrau auf ein herrliches Schloss führt, sind auch einst Eline, der Tochter von „Frau Inger auf Ostroet", von dem alten Diener des Hauses erzählt worden; oft hat sie sich gewünscht, selbst solch eine Königin zu werden, und Inger gemahnt sie daran, dass, wenn sie nur will, diese Träume für sie zur Wahrheit werden können. Das Motiv von der Jungfrau, die unversehens ein Schloss gewinnt, ist ja im Märchen sehr beliebt. Es kommt vor in der Erzählung „Östlich von der Sonne und westlich vom Mond". Hier wird die arme Häuslerstochter die Braut des Prinzen und bekommt ein Schloss. Darum findet es auch Hilde Wangel im „Baumeister Solness" ganz natürlich, wenn sie sich nach Jahren das versprochene Märchenschloss von Baumeister Solness holen kommt. Was für ihn damals ein kleiner Scherz mit einem Kinde war, ist für Hilde Wangel voller Ernst. Auch in „das Fest auf Solhaug" spielen Märchen aus der Jugend mit hinein. Das Märchen vom Neck, der ein holdes Mägdlein zum Weibe begehrt und entführt, hat Gudmund als Jüngling Signe vorgesungen. Es soll nun schönste Wahrheit werden. Wenn nur Margit ihnen nicht wie eine böse Waldelfe auflauerte! Margit treibt ihre Eifersucht zum Erzählen von

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Märchen, hinter denen sich ihr eigenes Geschick verbirgt. Die glänzendste Märchenerzählerin, die man sich nur denken kann, mag Peer Gynts Mutter, Frau Aase, gewesen sein. Man sieht die lebhafte, gutherzige Frau mit der übersprudelnden Phantasie ordentlich vor sich sitzen, wie sie dem gespannt aufhorchenden kleinen Peer ein tolles Märchen nach dem andern vorführt. Dass auch das „Soria-Moriaschloss" und „Östlich von der Sonne und westlich vom Mond" dabei waren, erfahren wir aus dem Gespräch zwischen Peer und seiner sterbenden Mutter. In dem Schloss östlich von der Sonne und westlich vom Mond leben drei verzauberte Prinzessinnen, während im Soria-Moriaschloss ein Prinz von einer Riesin bewacht wird. Peer verschmilzt diese beiden Märchen zu einem. Ihm schwebt nur noch die Pracht und Herrlichkeit des Schlosses vor Augen; mit sprühender Lebendigkeit verwandelt er der Mutter ihre Fahrt in den Tod in eine Schlittenreise nach jenem Märchenschloss. Er kann das Erzählen nicht lassen, ob ihn schon die andern auslachen, weil er behauptet, selbst all die Wunderdinge erlebt zu haben. Weiss doch jeder, dass nicht er selbst, sondern der Jüngling im Märchen „Der Bursche und der Teufel" den Teufel trotz allen Bittens und Drohens in eine Walnuss gehext hat. Auf Peers Aufforderung hat dann der Schmied Aslak angeblich die Nuss geöffnet, und zwar mit solcher Gewalt, dass der Teufel heraussprang, durchs Dach fuhr, die Wand zerspliss und der Schmied mit versengten Händen zurückblieb. Genau so ist's im Märchen; nur von den versengten Händen des Schmiedes ist dort nicht die Rede, und Gynt hat dies wohl nur hinzugefügt, um sich an Aslak zu rächen [1]). Bei derselben Gelegenheit prahlt er mit dem Besitz eines Hutes, der unsichtbar macht. Es ist der Huldrehut des norwegischen Märchens, unsere Tarnkappe [2]). In der Lust zum Fabulieren unterscheidet sich Peer Gynt völlig von dem Helden des in der Asbjörnschen Sammlung überlieferten

[1]) Bolte-Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm (bisher 3 Bde., Leipzig 1900—1919); vgl. unter Bruder Lustig Motiv G, Bd. 2, 149: Der Teufel wird in einen Ranzen gebannt und vom Schmied ausgeklopft; 2, 159 norwegisch: Asbjörnsen Nr. 30 = Bresemann; 1, 213 „Der Bursche und der Teufel": Die Nuss wird vom Schmied zerschlagen; 2, 414 ff.: Der Teufel oder ein Geist werden in eine Nuss oder ein Gefäss gebannt oder fahren aus ihm heraus.

[2]) Bolte-Polivka 2, 320 Wunschdinge (Schuhe, Hut und Mantel). Ausführlich über dieses Motiv 2, 331 ff.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Märchens „Peer Gynt", das im Dovregebirge spielt, ebenso wie die Märchen „Ola Storbaekkjen" und „Die Reise im Braukessel". Der Märchenpeer ist ein kühner Jäger, der die unglaublichsten Abenteuer vollbringt, sich mit Trollen herumschlägt und ihrer Herr wird, ohne viel Worte zu machen: ein richtiger Draufgänger. Ibsens Peer wächst in derselben Gegend auf, vollbringt seine Heldentaten jedoch nur in Gedanken — da wird er sogar wie Halvor im Soria-Moriaschloss ein Prinz und Kaiser — während er in Wirklichkeit jeder Entscheidung und Handlung möglichst aus dem Wege geht. Er lässt sich nur vom Schicksal in die Abenteuer treiben und sucht, bequem wieder herauszukommen. Wie sein Namensvetter hat er gegen den grossen Krummen zu kämpfen. Der Krumme im Märchen ist ein Troll, eine formlose, schlüpfrige Masse, die überall im Wege ist, und um die man nie herumkommt. Der Jäger macht kurzen Prozess und schiesst ihm eine Kugel durch den Kopf. Bei Ibsen verkörpert der Krumme nach Reich „die träge, denkfaule Masse" oder, wie Wörner es erklärt hat, den „trägen, tatenunlustigen Teil des Gyntschen Ich". Wie im Märchen findet Gynt den Krummen überall. Lange, lange versucht er ihn zu umschleichen, aber umsonst. Hier heisst es auch für ihn einmal handeln, alles oder nichts. Und nun vollbringt Gynt die einzige Tat seines Lebens, er besiegt den Krummen, freilich nur mit Hilfe eines reinen Weibes. Gynt ähnelt in seiner Kindheit Klein-Halvor im Soria-Moriaschloss. Er taugt zu keiner Arbeit, mag nichts Rechtes lernen, wühlt nur, wie in vielen Märchen der Dümmling, in der Asche und träumt davon, einst ein herrlicher Kaiser zu werden, mag er auch vorläufig wie Halvor von den Dorfmädchen nur verlacht werden. Dann zieht er auf Abenteuer in die Welt hinaus. Ob ihm das Schicksal noch so hart mitspielt, ob ihm auch das Schiff mit seinem ganzen Reichtum verbrennt, er behauptet immer noch Glück zu haben wie der „Glücks-Anders", der, stets zufrieden mit seinem Geschick, sich glücklich pries, als er beim Schiffbruch das nackte Leben rettete. Wie der Märchenpeer begegnet er unheimlichen Trollen, die fast in jeder norwegischen Erzählung vorkommen. Hier nur als missgestaltete Kobolde, bei Ibsen hingegen als Verkörperungen von Gynts Begierden und Leidenschaften. Sie quälen und peinigen ihn, sie versuchen ihn in Gestalt der Dovrekönigstochter von Solveig zu trennen, der einzigen, die ihn vor seinem Ich retten

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kann. Die Königstochter sieht nichts weniger als wie eine Prinzessin aus, vielmehr gleicht sie der Waldfrau des Märchens. Man kann Gynt wirklich die Abneigung gegen sein Liebchen im Mooskleide mit dem Kuhschwanz nicht verdenken. Später erscheint sie ihm, wie die Waldfrau dem Holzfäller und behauptet auch, ein Kind von ihm zu haben. Es ist, wie dort ein hässlicher Junge, der dem Vater einen Krug Bier bringt. Dass Peer Gynt ein Trollmädchen heiraten soll, darf nicht verwundern. So etwas kommt im Märchen öfters vor („Der Maultrommelspieler", „Die Trollfrau"). Um dieser Gesellschaft würdig zu sein, soll er sich aber erst einen Kuhschwanz anbinden lassen. Die Hexen, die auch den Dovreberg bevölkern, geben Peers grünem Liebchen an Hässlichkeit nichts nach. Es sind Verwandte der Märchenhexen im „Hexenfest", in „der Reise im Braukessel", „Herauf und herunter zum Dachfirst", „Hexe Pfarrerin". Die Märchenhexen treiben freilich nur in der Nacht ihr Unwesen, während sie am Tage höchst ehrbare Frauen sind. Als sich Gynt weigert, alle Forderungen der Trolle zu erfüllen, fallen die jüngsten über ihn her. Einige von ihnen haben zwei, wenige sogar drei Köpfe. Doch, wie ein alter Troll erzählt, ist es mit dieser Herrlichkeit fast vorbei, das Trollgeschlecht degeneriert, und so stattliche Geschöpfe mit drei, sechs oder gar neun Köpfen, wie sie die Märchen aufweisen — z. B. das Märchen „Vom goldenen Schloss, das in der Luft hing" oder das „Soria-Moriaschloss" — gibt es nicht mehr[1]). Die Trolle sind auch nicht gar so grimme Gegner wie ihre Vettern im Märchen. Sie begnügen sich mit Puffen und Zwicken. Mit Vorliebe haben es die Unholde auf Sennerinnen abgesehen. In der „Trollhochzeit" wird das Mädchen in der Hütte nur durch ihren Bräutigam davor bewahrt, sich mit einem Troll zu vermählen. Die Sennerinnen, die Peer Gynt auf den Höhen trifft, geben sich dagegen freiwillig den Trollen hin. Im „Soria-Moriaschloss", im Märchen „Vom goldenen Schloss, das in der Luft hing", in der Erzählung „Der reiche Peter Krämer" werden holde Mädchen von schauerlichen Trollen gefangen gehalten. Wie solch eine bewachte, verzauberte Prinzessin kommt sich Margit im „Fest auf Solhaug" bei ihrem Gemahl vor. Besonders unheimlich wirkt die Verwandlungsfähigkeit der Unholde. In dem

[1]) Bolte-Polivka 2, 322 verweist auf Asbjörnsen Nr. 27 „Soria-Moriaschloss".

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ebengenannten Märchen „Die Trollhochzeit“ rollen sie, als sie bei ihrem teuflischen Treiben gestört werden, als graue Garnknäuel aus der Sennhütte, und als graue Garnknäuel werden die ungedachten Gedanken Peers dargestellt. Erklären lässt sich diese Vorstellung vielleicht aus der Tatsache, dass viele Menschen in ihren Träumen durch immer grösser werdende, auf sie zurollende Garnknäuel geängstigt werden.

Berg und Tal, Fluss und See sind von Märchenwesen bevölkert. Ibsen warnt vor ihnen in dem Gedicht „Mit einer Wasserlilie“:

Hüte dich, am See zu säumen,
Hüte dich, dort lang zu träumen,
Lauernd wacht der Neck im Dunkeln! [1])

Beschwört ein Mensch die Unholde selbst herauf, so geschieht es meist zu seinem Unheil. Im Gedicht „Spielleute“ heisst es:

Ich schwor den Neck aus der Tiefe,
Er spielte von Gott mich fort.

So eng hängen diese Geschöpfe mit der Natur zusammen, dass Ibsen sie sogar in der Gestalt der Berge zu erkennen glaubt:

Ein Schiffsbug, sich die Brust des Weihs
Dem All entgegenstreckt, indes sich hinter dem in Eis
Gleich Trollgefolg der Gipfel Kreis
Drohend gen Westen reckt.

Elben- und Draugvolk, Gnom, Neck und Troll begleiten ihn mit Lachen und Greinen in dem Gedicht „Auf den Höhen“. Hier hat ihm der Troll „den Sinn verworren“.

Die Trolle beherrschen als Verkörperungen der dunklen Gedanken und Gefühle den Menschen; wie der Prinz im Märchen muss er gegen seine Feinde kämpfen. „Weiss vom heissen Sehnsuchtsringen dessen, der im Zwergenbann“, heisst es in dem Gedicht „Ohne Namen“. „Jetzt sind's des Tages Trolle, des Lebens Lärm ist's jetzt“ („Lichtscheu“), gegen die sich der Mensch unablässig wehren muss. „Leben heisst dunkler Gewalten Spuk bekämpfen in sich . . .“.

Unaufhaltsam treiben die bösen, unersättlichen Triebe Hilde Wangel vorwärts. Sagt doch Solness selbst zu ihr: „Auch in Ihnen wohnt ein Troll wie in mir. Denn der Troll da drinnen,

[1]) Bolte-Polivka 2, 322 „Die Nixe im Teich“. Ein Jüngling gerät in die Gewalt der Wasserfrau.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehen Sie, der ruft die Mächte von aussen heran, und dann muss man sich ergeben, man mag wollen oder nicht . . .". „Ach es gibt in der Welt tüchtig viel Trolle, die man nicht sieht". Er beschwört sogar diese Teufel, damit sie ihn im Kampfe gegen die heranwachsende tüchtige Jugend unterstützen.

All solchen Unholden steht die reine, durch ihre Treue erlösende Frau gegenüber. Solveig harrt jahrein, jahraus auf den Geliebten in der einsamen Waldhütte, so wie „das Meistermädel" [1]) im Märchen. Mühselig und dornenvoll ist Agnes' Weg, da sie Brand folgt und alle seine entsetzlichen Forderungen erfüllt. Mühevoll war auch der Weg einer der „drei Prinzessinnen im Weissland", die ihren verlorenen Prinzen sucht und tagelang wandern muss, ohne sich nur ein einziges Mal setzen zu dürfen. In „Sorge und Leid" sucht ein Mädchen seinen Prinzen, ebenso in den Märchen „Östlich von der Sonne und westlich vom Mond" und „Der weisse Bär König Valemon". Ragnhild in Ibsens „Kronprätendenten" gleicht ihnen. Sie schleicht dem geliebten Manne nach von Gefahr zu Gefahr. Ebenso will Hjördis in der „Nordischen Heerfahrt" Sigurd überall hin folgen, selbst in die Schlacht.

Wie im Märchen „Östlich von der Sonne und westlich vom Mond" der Prinz durch Frauentreue erlöst wird, winkt auch Peer Gynt Erlösung durch Solveig aus den Händen des Knopfgiessers, der Peer Gynt schliesslich haben will, da er weder für den Himmel noch für die Hölle reif ist. Sein Schicksal erinnert da an „die Geschichte vom Schmied", den der Teufel nicht in die Hölle lassen und dem Petrus auch keinen Einlass in den Himmel gewähren will, so dass man nicht weiss, wo er sich nach seinem Tode aufhalten wird.

Im Märchen erscheinen die Verstorbenen häufig den Lebenden, sie wollen sie meist holen. In der „Totenmette" aus Asbjörnsens Sammlung geht eine Frau in die Kirche und erfährt zu ihrem Entsetzen, dass der Prediger und die Andächtigen Tote sind. Sie wollen die Frau fassen, aber es gelingt ihr zu entkommen. Von einer Verschiedenen verfolgt wähnt sich Niels Lykke in „Frau Inger auf Ostroet"; vor allem aber fürchten Rosmer und Rebekka das Erscheinen der verstorbenen Gemahlin Rosmers, die sich nach dem Glauben des Volkes mehrmals als weisses Ross auf dem Hofe

[1]) Bolte-Polivka 3, 338 über das Motiv von der vergessenen Braut.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gezeigt hat. Schliesslich holt sie Rosmer und Rebekka, denn das Schuldgefühl gegen die Entschlafene treibt die beiden in den Mühlgraben. Noch einmal wird dieser Märchenstoff in „der Frau vom Meer“ behandelt. Hier droht der ehemalige Verlobte Ellidas, jedoch vergebens, sie selbst noch als Toter zu holen.

In dem Märchen „die Totenmette“ ist von einer schauerlichen Kirche die Rede; und ebenso in dem Märchen von der heimlichen Kirche. Sie liegt versteckt in den Bergen, und es geht beim Gottesdienst dort ganz absonderlich zu. Bei Ibsen begegnen wir solch einer weltentrückten Kirche in der Eiskirche im „Brand“.

Auch im deutschen Märchen ist der Verkehr zwischen Toten und Lebenden ein beliebtes Thema; kehren doch überhaupt, wie schon die Hinweise in den Anmerkungen zeigen, in allen Märchen der Weltliteratur zahlreiche Motive wieder, die uns auch bei Ibsen begegnen.

Die volkstümlichen Heiligengestalten in der schlesischen Kunst.

Von Paul Knötel in Breslau.

Von aussen her hat Deutschland mit dem Christentume auch die kirchliche Kunst erhalten. In dieser hatten sich eine Anzahl Typen für Einzelgestalten wie für gewisse biblische und legendarische Vorgänge herausgebildet, die nun auch mit übernommen wurden. Das reiche Innenleben des deutschen Volkes, verbunden mit einer sich allmählich bildenden künstlerisch-handwerklichen Überlieferung, sorgte dafür, dass die deutsche Kunstübung ihre eigenen schöpferischen Bahnen ging und grossartige Werke hervorbrachte, wie etwa die Bildwerke des Bamberger und Naumburger Domes, der Kirche in Wechselburg u. a., und uns vor der Erstarrung der Typen wie in den Ostkirchen bewahrte. Gewiss sprachen einzelne Gestalten, der gekreuzigte Heiland mit seiner Mutter und dem Lieblingsjünger neben sich, die Gottesmutter mit dem Kinde u. a., auch zu den weitesten Kreisen, das meiste aber trug, wenn der Ausdruck erlaubt ist, zu aristokratischen Charakter, als dass es im wahrsten Sinne des Wortes hätte volkstümlich sein und wirken können. Hindernd trat dann auch in den Weg, dass sich mit der sich mehr und mehr ausbildenden Dogmatik die Versuche mehrten, sie auch in Bilder umzusetzen. Wenn sogar

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heute bei den eingehendsten, auf das betreffende Schrifttum gestützten Forschungen durchaus noch nicht alle Darstellungen in mittelalterlichen Wand- und Deckengemälden, Portalskulpturen usw. restlos erklärt sind, so ist es klar, dass sie der grossen Menge schon immer ein Buch mit sieben Siegeln sein mussten, dass sich häufig genug die Volkserklärung nur an irgendeine besonders auffällige Gestaltung heranmachte und sie nach ihrem Sinne zu deuten unternahm. Wie es seit der Humanistenzeit eine Kunst der Gebildeten gibt, — man denke z. B. nur an Raffaels Schule von Athen — so hatte also auch schon das Mittelalter eine Kunst der Gebildeten, d. h. der theologisch Gebildeten, und sie fand ihre Fortsetzung auch noch in der Reformationszeit, indem man damals die lutherische Dogmatik in den Bildern von Gesetz und Gnade in künstlerische Formen goss, ganz abgesehen von der auch weiterhin noch lange beliebten Anwendung der Allegorie, die doch Kaviar für das Volk war.

Inzwischen hatte doch schon im Mittelalter ein Umschwung stattgefunden, insofern die Kunstübung aus den Händen der Geistlichkeit und der in ihrem Dienste stehenden Laien Sache des Bürgertums geworden war. Indem sie sich einbürgerte, das Wort in seinem eigentlichsten Wortsinne genommen, wurden auch die ihr zugrunde liegenden Gestalten bürgerlich und verloren mehr und mehr ihren aristokratischen Charakter. Auch die Auswahl der Einzelgestalten und Vorgänge änderte sich zum Teil; sie wurde volkstümlich. Deshalb gibt uns auch der Bilderschmuck der eigentlichen Bürger- (und Bauern-) Kirchen, der Pfarrkirchen, nicht so viele Rätsel zu raten auf, wie der der Kathedralen und Klosterkirchen der Vergangenheit. Man sieht an den Denkmälern, wie die Menge mit ihren Heiligen lebte, mit fühlte und mit litt. Gerade auch auf das letztere ist grosses Gewicht zu legen. Der mittelalterliche Mensch hatte stärkere Nerven als wir; sah er doch häufig genug, wie der Verbrecher — und nicht nur der schwere in unserem modernen Sinne — gerädert, gehängt, geköpft wurde. Und das fand wieder seinen Niederschlag in den zahlreichen Darstellungen von Heiligenmartern. In den Flügeln eines der schönsten Schnitzaltäre Breslaus in der Corpus-Christikirche sehen wir, wie der heilige Laurentius oder Vincentius auf dem glühenden Roste liegt, Johannes der Täufer enthauptet, Stephanus gesteinigt und Sebastian mit Pfeilen getötet wird. Hierher gehören auch die

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Darstellungen aus der Marter der hl. Barbara von dem Flügelaltare aus der gleichnamigen Kirche im Kunstgewerbemuseum [1]), die uns, wenn auch künstlerisch weit höher stehend, in ihrer Aneinanderreihung unwillkürlich an die mit Gesang und Orgelspiel begleiteten Mordtatenbilder erinnern, wie sie früher auf Jahrmärkten und Schützenfesten gezeigt wurden und immer eine zahlreiche andächtige Zuschauerschaft fanden.

Die im Vorhergehenden angedeutete Entwicklung ging nur langsam vor sich und erscheint erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts völlig zur Herrschaft gelangt. Die Stätte, wo sie hauptsächlich in die Erscheinung tritt, sind die Altarschreine, von denen gerade in Schlesien noch eine grössere Anzahl erhalten ist. In den engen Rahmen, in die hier die Gestalten und Vorgänge eingeordnet sind, spiegelt sich in charakteristischer Weise die ganze Enge der damaligen bürgerlichen Verhältnisse in wörtlicher wie übertragener Hinsicht. Mit verhältnismässig wenigen Ausnahmen sind die männlichen und weiblichen Heiligen bodenständige Handelsherren und Handwerker der damaligen Gegenwart und deren Frauen und Kinder. An Stelle des neutralen Hintergrundes, vor dem sich früher die biblischen und legendarischen Vorgänge abgespielt haben, ist jetzt, mit Beibehaltung des goldenen Grundes, die in grossen Zügen gegebene Darstellung der Landschaft und der Innenräume getreten, oft mit liebevollstem Eingehen auf Einzelheiten der Pflanzen- und Tierwelt, der Geräte in den Zimmern u. a. Die Einzelgestalten der Heiligen hatten vorher schon deshalb nicht volkstümlich werden können, da der Mangel an bestimmenden Abzeichen sie meist gar nicht erkennen liess, und ihr bisweilen auf Spruchbändern vermerkter Name vermochte keinen Ersatz zu bilden, solange die meisten Kirchenbesucher nicht lesen konnten. Für einzelne Heilige kamen ja schon in älterer Zeit Abzeichen auf, z. B. die Schlüssel Petri, die wir in Schlesien auf Siegeln der Städte Liegnitz (1339) und Trebnitz (1321) finden [2]). In dem grossen Breslauer Siegel von 1283 hat der Bistumspatron Johannes der Täufer noch kein Abzeichen, in dem von 1354 dagegen schon die Scheibe mit dem Gottes-

[1]) Wo weiterhin keine Ortsangabe steht, sind Breslauer Kirchen und Museen gemeint.

[2]) Saurma, Wappenbuch der schles. Städte, Tafel VI 67 und X 129. Die beigefügte Jahreszahl bezeichnet den ersten bekannten Abdruck des Siegels.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lamm [1]). Um die Mitte des 14. Jahrhunderts setzt diese Typenbildung allmählich ein, wird aber erst im 15. Jahrhundert ganz fest. Erst damit ist ein sicherer Anhalt für die Volkstümlichkeit einzelner Heiliger gegeben. Es sei nur auf ein Sprüchlein hingewiesen, das auch in Schlesien, aus der Frankensteiner Gegend berichtet, umging: Barbara mit dem Termla, Margarethe mit dem Wermla, Kathrina mit dem Radla Sein drei schmucke Madla [2]).

Wir wenden uns nun den wichtigsten Heiligen zu, wobei wir immer die Einzelgestalten und die Vorgänge aus ihrem Leben unterscheiden müssen. An erster Stelle steht natürlich die Mutter des Heilandes, Maria. Wenn auch ihrer früheren Gestaltung im allgemeinen derselbe Typus eignete, so wird sie doch erst in der angegebenen Zeit dem Volke völlig gewonnen. An Stelle der sitzenden Himmelskönigin, wie sie uns z. B. in dem noch aus dem 13. Jahrhundert stammenden Tympanonrelief der Sandkirche [3]), in dem ältesten Siegel der Stadt Glogau [4]) (1336) und der sogenannten Glatzer Madonna im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin [5]) entgegentritt, um nur einige besonders wichtige Beispiele zu nennen, erscheint seit ungefähr der Mitte des 14. Jahrhunderts ihre Gesalt stehend, auf dem mit lang herabwallendem Haare geschmückten Haupte die Krone der Jungfräulichkeit, auf einem Arme das Kind, das von nun an unbekleidet ist, in der anderen Hand das Zepter, die Füsse bekleidet. Als Erzeugnis des Überganges kann die Holzfigur der Jungfrau in der Pfarrkirche in Glatz gelten, die, unter Prager Kunsteinfluss entstanden, in gewissem Sinne noch höfischen Charakter trägt [6]). Erst im folgenden Jahrhundert wird Maria zum Bürgermädchen, das trotz Krone und Zepter alle Züge desselben aufweist, aber gerade deshalb um so mehr zum Herzen der einfachen Leute sprach. Beispiele anzuführen erübrigt sich, da unsere Kirchen und Museen diese Darstellung in Stein, Holz und auf Tafeln noch in grosser Zahl zeigen. Der in ihrer Mutter-

[1]) Saurma a. a. O., Tafel I 7, 8.

[2]) Mitgeteilt von K. Ulke in Schles. Vorzeit, alte Folge, 2. Bd. S. 70.

[3]) Abbild. Bilderwerk schles. Kunstdenkmäler (weiterhin unter B. K. angeführt) Tafel 53.

[4]) Saurma a. a. O., Tafel III 30.

[5]) Abbild. Burger, Die deutsche Malerei (Handbuch der Kunstwissenschaft) S. 44 und Chytil, Das Madonnenbild des Prager Erzbischofs Ernst im Jahrb. der Kgl. Preuss. Kunstsammlungen 28. Bd.

[6]) Abbild. Zeitschrift f. christl. Kunst 1916 S. 43.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaft seligen Jungfrau steht die Matrone gegenüber, die unter dem Kreuze das Leiden des Sohnes im Innersten miterlebt, die um den vom Marterholze herabgenommenen Leichnam trauert. In beiden Fällen bedeckt ein Kopftuch das Haupt. Besonders beliebt wurden die nicht auf biblischer Überlieferung, sondern auf den Marienklagen der mittelalterlichen Mysterienbühne fussenden Vesperbilder, die wir gewöhnlich als Pieta zu bezeichnen pflegen: die Mutter mit dem Leichnam des Sohnes auf dem Schosse. Der beste Beweis dafür ist, dass eine Anzahl wegen der Verehrung, die sie genossen, trotz des Stil- und Modewandels auf barocke Altäre verpflanzt wurden (Sandkirche, Klosterkirche in Leubus), eine Gruppe (in Kaubitz bei Frankenstein) sogar ein vielbesuchtes Gnadenbild geworden ist[1]).

Auch hier können wir von der mehr idealen Auffassung des 14. Jahrhunderts einen Übergang zu den realistischen Bildungen vom Ende des 15. Jahrhunderts feststellen. Unter anderen weise ich auf eine Holzschnitzerei in der Alexiuskapelle in Oppeln hin, in der die Mutter des Heilandes durchaus die Züge einer Kleinbürgerfrau trägt, die in ihrem Schmerze um den Sohn den Mund zu einem Flunsche verzieht, wie der Schlesier sagt[2]). Die Gruppe erweitert sich zur Totenklage, an der die beiden anderen Marien, Magdalena, Johannes und Josef von Arimathia teilnehmen. Hier verdient unter anderen (z. B. einem Altarbruchstück in der Elisabethkirche)[3]) ein Schnitzwerk des Diözesanmuseums Erwähnung, das wahrscheinlich einst als Füllung der Staffel eines Altars gedient hat. Noch mehr als wie in Oppeln ist hier Maria mit den rotgeweinten Augen im Greisenantlitz das naturgetreue Abbild einer Frau aus dem Volke. Rührend erscheint in einer gewissen Unbeholfenheit, die Männer in solcher Lage oft zeigen, Josef von Arimathia.

Für Darstellungen aus dem Marienleben hatte schon die

[1]) Abbild. der Vespergruppen im Kunstgewerbemuseum, in der Sandkirche, in der kath. Pfarrkirche in Schweidnitz: Schles. Vorzeit, neue Folge 4. Bd. S. 75, Einige Hauptwerke der kirchl. Malerei und Bildhauerei des Mittelalters (im Kunstgewerbemuseum) Tafel 3, B. K. Tafel 53. Einen Kupferstich mit der Kaubitzer Pieta, von Jörg in Neisse 1737 gestochen, besitzt das Kunstgewerbemuseum.

[2]) Abbild. Knötel, Kunst in Oberschlesien S. 71 u. Oberschlesien 10. Jahrg. (1911/12) vor S. 253.

[3]) Abbild. B. K. Tafel 66 u. Bericht d. Provinzialkonservators 10, Tafel 3.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ältere Zeit eine Anzahl Typen ausgebildet, an denen man mit Abwandlungen im einzelnen bis in das 14. und 15. Jahrhundert streng festhielt. Es erscheint nun charakteristisch, dass man mit der Verbürgerlichung der Kunst in einigen Fällen neue Typen an Stelle der alten setzte und ausserdem auch die Reihe der Darstellungen bereicherte. Unwillkürlich mochte man die Darstellung der Geburt Christi in der Art, dass das Neugeborene als Wickelkind neben der auf ihrem Bette lagernden Mutter ruhte, als etwas Fremdes empfinden; jedenfalls kommt jetzt der bekannte Typus auf, der eigentlich die Verehrung des Kindes durch die kniende Jungfrau zum Gegenstande hat. Auch der Tod Mariä wird verändert. Früher lag die Jungfrau auf dem dem Beschauer parallel gestellten Bette, zu ihren Häupten und Füssen die Apostel, während hinter der Liegenden Christus mit der Seele Mariä in Kindesgestalt auf den Armen steht[1]). Der starre Typus wird nun dadurch gebrochen, dass das Bett perspektivisch verrückt wird, wie es uns z. B. Dürers Marienleben zeigt. In Schlesien finde ich diese Art jedoch nur einmal in einem sehr späten Beispiele in den Bildern des Chorgestühls der kath. Pfarrkirche in Ratibor von 1649. Sonst tritt vielmehr ein ganz anderer Typus auf, der durch das Mittelstück des von Veit Stoss geschaffenen Hochaltars der Marienkirche in Krakau am meisten bekannt ist. Die Jungfrau kniet hier im Kreise der Apostel, während über der Gruppe Christus mit der Jungfrau zum Himmel fährt. Im engen Anschluss daran ist das Mittelstück des Schweidnitzer Altars entstanden, in dem Maria, wie auch sonst meist, die Sterbekerze hält[2]). Wer den Typus nicht kennt, wird kaum annehmen, dass es sich hierbei um eine Sterbeszene handelt. Fasslicher erscheint der Vorgang in Altären der Corpus-Christikirche und der evangelischen Kirche in Lüben, wo das Zusammensinken des Körpers trefflich dargestellt ist[3]). Molanus (de historia s. s. imaginum, Antwerpen 1617) will

[1]) Als Beispiele seien angeführt: Tympanonrelief von der alten Vinzenzkirche im Lichthofe des Kunstgewerbemuseums (Abbild. Schles. Vorzeit, neue Folge 1. Bd. S. 73), Tympanonrelief des Südportals der kath. Pfarrkirche in Striegau (Abbild. ebenda, 2. Bd. S. 79 u. B. K. Tafel 53), Gemälde des aus St. Klara stammenden Tetraptychons im Kunstgewerbemuseum (A. Schultz, Schles. Kunstleben im 13. u. 14. Jahrhundert Tafel 4).

[2]) Abbild. B. K. Tafel 61, Schles. Heimatblätter, 4. Bd.; Zeitschrift f. christl. Kunst 1916 S. 39.

[3]) Abbild. B. K. Tafel 61 und Bericht des Provinzialkonservators 4 Tafel 4.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese Art der Darstellung darauf zurückführen, dass Marias Tod weder durch Krankheit, noch durch körperliche Schwäche herbeigeführt worden sei; derselben Ansicht ist Detzel (Ikonographie, 1. Bd. S. 513 f.). Doch glaube ich eher, dass sie vielmehr durch einen, auch noch heute verbreiteten Volksglauben veranlasst ist, der zu der ganzen Auffassung der verbürgerlichten Kunst jener Zeit stimmt. Um einem Menschen das Sterben zu erleichtern, wird ihm nicht nur das Kopfkissen weggezogen, sondern der Sterbende auch ganz aus dem Bette herausgenommen und auf die Erde gelegt. Es entspräche nun ganz der innigen Anteilnahme des Volkes an dem Absterben der hl. Jungfrau, wenn man ihr so das Loslösen des Geistes vom Körper leichter gemacht hätte.

Die früher nur vereinzelt vorkommende Krönung der zum Himmel Gefahrenen (z. B. im Tympanonrelief der kath. Pfarrkirche in Löwenberg, und im Siegel des Kantors Ulrich von Breslau von 1283, Abbild. Pfotenhauer, die schles. Siegel von 1250—1300, Tafel 10, 65) wird gegen Ende des Mittelalters sehr beliebt. Bald erfolgt sie durch Christus allein, bald durch diesen zusammen mit Gott Vater; einmal nimmt auch der hl. Geist in Menschengestalt (im Christustypus) daran teil. (Gemälde des Gert Schacher von 1508 im Kunstgewerbemuseum.) An Stelle der Matrone tritt bei dieser Darstellung wieder die Jungfrau mit wallendem Langhaar. Das ist auch der Fall bei der besonders dargestellten Himmelfahrt, wobei die Apostel das leere Grab umstehen, manchmal auch ein Hostienregen von Maria ausgeht (do sahen sy all in das grab vnd sahen niht dar in denn clares Himelbrot); so in zwei Bildern des Kunstgewerbemuseums und in der Martinikirche.

Neben der hl. Jungfrau wurde um die Wende des Mittelalters ihre legendarische Mutter Anna die beliebteste Heilige. Das dem 14. Jahrhundert angehörende Tafelbild des Kunstgewerbemuseums, das aus dem Karmeliterkloster in Striegau stammt, steht für die damalige Zeit in Schlesien ganz vereinzelt da und erscheint noch nicht volkstümlich [1]); ganz anders die in grosser Zahl erhaltenen Annafiguren aus der Zeit um 1500, in denen sie wie die Verherrlichung des dem Deutschen so vertrauten und lieben Grossmuttertums erscheint. Das erklärt wohl auch die Erhaltung so vieler;

[1]) Abbild. Schles. Vorzeit, neue Folge 5. Bd. S. 73 und Einige Hauptwerke der kirchl. Malerei u. Bildhauerei d. Mittelalters Tafel 1.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf dem Annaberge in Oberschlesien ist eine Figur sogar das vielleicht am meisten besuchte Gnadenbild unseres Landes geworden[1]). Wir haben zwei Typen zu unterscheiden, den sitzenden und den stehenden. In beiden Fällen hält sie auf einem Arme das Kind Maria, auf dem anderen das Christkind. Eine Abwandlung ist es, wenn Maria, ebenfalls als Kind gebildet, neben ihr steht. Nur ganz vereinzelt hat sich diese Art der Auffassung bis ins 17. und 18. Jahrhundert herübergerettet, so z. B. auf einem Altare von St. Dorothea und an der Schauseite der Annenkirche auf dem Sande. Es fehlte dieser Zeit im allgemeinen die Naivität, um nicht an der Bildung der Jungfrau als Kind neben dem Christusknaben Anstoss zu nehmen. Eine Erweiterung erfährt die Gruppe (Anna selbdritt oder auch kurz hl. Selbdritt genannt) durch seitliche Hinzufügung der beiden legendarischen Schwestern Mariä, Maria Kleophas und Maria Salome mit ihren Kindern, jene mit 4, darunter der jüngere Apostel Jakobus, diese mit 2 Kindern, Johannes dem Evangelisten und Jakobus dem Älteren. Wie ihre Mutter Anna tragen die beiden verheirateten Töchter Hauben oder Kopftücher, während Maria den Jungfrauentypus zeigt. Meist steht das Christuskind zwischen Mutter und Grossmutter. Öfters als diese vier Frauen allein sehen wir über ihnen, hinter einer Balustrade, vier bärtige Männer, die drei Gemahle Annas und Josef. Mochten vielleicht (?) alle diese Gestalten der Mehrzahl der Beschauer noch bekannt sein, so waren es kaum noch einige andere Männer, Frauen und Kinder, mit denen die Gesamtzahl 22 Personen beträgt. Das ist die grosse Sippe. Ihre einstige Beliebtheit ergibt sich aus der verhältnismässig grossen Zahl von erhaltenen Beispielen. Die meisten finden sich jetzt allerdings in den Museen (Kunstgewerbe- und Diözesanmuseum). Die Sprache dieser Bildwerke war eben der Neuzeit unverständlich geworden; um so vertrauter war sie dem scheidenden Mittelalter. Der enge Familienzusammenhang des damaligen Bürgertums, das meist noch fest auf der ererbten Scholle sass, fand darin gleichsam seinen religiös-symbolischen Niederschlag. Die Gesichter muten uns als getreue Bildnisse der Menschen jener Tage an, die Mutterliebe findet hier ihren verdreifachten Ausdruck, und die Kinder, z. T. mit ihren gewöhnlichen Abzeichen spielend, sprechen ebenfalls zum Herzen.

[1]) Abbild. Reisch, Gesch. des St. Annaberges, S. 9.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Flügelbilder von Annen- oder Sippenaltären enthalten gewöhnlich die treuherzige Legende von Joachim und Anna, deren Bekanntschaft man damals wohl überall voraussetzen darf. Sie gibt Veranlassung zu echt volkstümlichen Darstellungen, z. B. dem Aufenthalte Joachims bei den Hirten oder der Geburt Mariä, in der gewöhnlich das enge Innere einer deutsch-bürgerlichen Wochenstube geboten wird (im Gegensatz zu den hohen Palasträumen des gleichen Vorwurfs in Italien).

Sehr beliebt waren Apostelreihen (mit Christus in der Mitte), so selbst auf Gegenständen, die weltlichen Zwecken dienten, z. B. auf den grossen Zinnkannen Breslauer Ursprungs[1]). Um 1500 herum haben alle Apostel ihre bestimmten Abzeichen erhalten, wenn sie nicht etwa nur die einzelnen Sätze des Apostolikums auf Spruchbändern halten, zu dem der Legende nach jeder einen Spruch beigetragen hatte. Aus der Schar der Zwölf aber heben sich im Volksbewusstsein doch nur wenige hervor; die anderen treten zurück[2]). An erster Stelle steht natürlich St. Petrus als der erste Papst, zugleich auch als Himmelspförtner bei Darstellungen des jüngsten Gerichts. Gewöhnlich erscheint als sein Gegenstück Paulus, wie auch die Zahl der Doppelpatronate beider die alleinigen Petri bedeutend übertrifft: 51 : 16[3]). Mit 38 Patronaten läuft Jakobus der Ältere Petrus noch den Rang ab. Ausserdem nimmt er unter den Aposteln insofern eine Sonderstellung ein, als er allein von ihnen meist eine eigentümliche Tracht als Pilger mit breitrandigem Muschelhut und Wanderstab trägt, das Vorbild der damals zahllosen Wallfahrer nach heiligen Stätten, auch nach S. Jago di Compostella in Spanien. Diese Darstellungsart behält z. T. auch die Barockkunst nach der Gegenreformation bei, ja in dem Dorfe Jakobskirch (Kreis Glogau) sehen wir diese katholische Auffassung sogar an dem Altare der im 18. Jahrhundert als Bethaus errichteten evangelischen Pfarrkirche. Erst der Barockzeit

[1]) Abbild. der aufgerollten Mäntel in Schles. Vorz. alte Folge, 2. Bd. Tafel 25, 3. Bd. (Bericht 29) und A. Schultz, Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte, 2. Aufl. Fig. 129 u. 130.

[2]) Vgl. dazu den Vortrag von Dr. J. Klapper, Die Volksfrömmigkeit in Schlesien am Ausgange des Mittelalters (Sonntagsbeilage d. Schles. Volkszeitg. 53. Jahrgang (1921) Nr. 16.

[3]) Vgl. Neuling, Schlesiens Kirchorte S. 377 f. Wenn die in diesem Werke angegebenen Patronate auch nicht alle aus dem Mittelalter stammen, so kann man doch im allgemeinen die Verhältniszahlen als richtig annehmen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehört der Vorgang an, wie der Heilige auf weissem Rosse kämpfenden Christen zu Hilfe eilt, so in Jakobskirch, Kreis Glogau, und Alt-Guhrau, ausserdem ein aus Leubus stammendes Gemälde von Willmann im Schles. Museum f. bild. K. von 1662. Als Retter der Stadt Neisse vor den Schweden zeigt ihn das Bild des früheren Hochaltars der dem Heiligen geweihten Pfarrkirche in Neisse von 1677.

Johannes erscheint, abgesehen davon, dass er unzählige Male neben Maria unter dem Kreuze vorkommt, entweder als einer der Evangelisten oder als Gegenstück zu seinem Namensvetter Johannes dem Täufer, sehr selten für sich allein oder in Vereinigung mit anderen Heiligen. Hierbei sei, auch für das weitere vorgreifend, bemerkt, dass die von der Kirche, z. B. in der Allerheiligenlitanei, beliebte Gruppierung der Heiligen (Apostel, Diakonen, Kirchenväter, Jungfrauen u. s. f.) zugleich echt volkstümlich war und so auch in den mittelalterlichen Bildern ihren Niederschlag gefunden hat. Wenn Andreas mit dem bekannten schiefen Kreuze sehr viel zur Darstellung gekommen ist [1]), so hängt das sicher mit der hohen Bedeutung zusammen, die sein Festtag (30. November) im Glauben und Aberglauben des Volkes hatte und ja noch heut hat. Siebenundvierzig Kirchenpatronate hat Bartholomäus in Schlesien aufzuweisen, doch entsprechen dieser Zahl nicht die erhaltenen Einzelbilder des Apostels; sie beschränken sich nur auf ganz wenige. Der Apostel mit seiner abgezogenen Haut in der Hand gehört erst der Barockzeit an, die auch seine Schindung liebte; ein Altarbild in Trebnitz zeigt z. B. in furchtbar realistischer Weise, wie ihm schon die Hälfte der Haut abgezogen ist. Ganz vereinzelt hält in der Schlackenwerther Hedwigslegende von der Mitte des 14. Jahrhunderts der Apostel auf einem Altare seine Haut [2]). Beschränkt ist auch die Zahl der Darstellungen aus dem Leben der Apostel, wie überhaupt die aus den Heiligenleben gegenüber dem Christus- und Marienleben stark zurücktreten. Dass das eine allgemeine Erscheinung ist, beweist am besten der Umstand, dass sich im Mittelalter keine feststehende Form für das Kreuz Petri herausgebildet hat, wenn ja auch der Typus des umgekehrten Kreuzes Christi überwiegt. Mit massgebend mag wohl

[1]) In Schlesien ist er Patron von 28 Kirchen des Mittelalters (Neuling a. a. O. S. 361).

[2]) Abbild. in der Ausgabe von v. Wolfscron, Blatt 29.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch der Umstand gewesen sein, dass Petrus wegen der altüberlieferten Schlüssel nicht sein Marterwerkzeug, das Kreuz, als Abzeichen erhalten hatte, gleich Andreas, bei dem es die bekannte Form angenommen hat.

Zu den im Bilde am meisten festgehaltenen Heiligen gehört der Täufer Johannes; in Schlesien musste es um so mehr der Fall sein, als er der Patron des Bistums Breslau von Anfang an war. Neben der ganzen Gestalt (zuerst mit dem Lamm in der Scheibe, dann mit ihm auf dem Buche) kommt besonders auch sein Haupt auf der Schüssel (in disco) in Aufnahme. Noch heut sehen wir es in Breslau vielfach; ist es doch auch in das grosse Wappen der Stadt übergegangen. Selbstverständlich wurde der Bistumspatron auch gern als Kirchenpatron gewählt (80) [1]).

Neben den der Bibel angehörenden Diakon Stephanus treten noch zwei andere Diakonen, Vinzentius und Laurentius, von denen je zwei in ihrer charakteristischen Tracht gern als Gegenfiguren Verwendung finden, so in dem erwähnten schönen Schnitzaltar von Corpus Christi, wo sie allerdings ihre Abzeichen verloren haben. Da sie zu beiden Seiten des Bistumspatrons Johannes stehen, so werden wir den einen wohl als Laurentius, den Mitpatron der Elisabethkirche, oder Vinzentius, den des Domes, anzusprechen haben. Das eine Flügelbild, das einen Diakon auf einem Rost zeigt, besagt nichts, da beide dieselbe Marter erduldet haben sollen.

Mit beiden sind wir schon zu den Blutzeugen der Urkirche gekommen. Der bekannteste und volkstümlichste, dessen Leben die Legende mit einer grossen Zahl lieblicher, aber auch grotesker Erzählungen geschmückt hat, ist St. Nikolaus. Das beweisen schon seine vielen Kirchenpatronate (110) in Schlesien, mit denen er nur hinter Maria (280) zurückbleibt, aber selbst Hedwig (72) übertrifft, desgleichen auch die umfangreiche Verwendung seines Namens als Personennamen in den verschiedensten Formen (Nikel, Niklas, Klaus u. s. f.), eine Erscheinung, die ja nicht nur auf Schlesien beschränkt ist. Begleiten doch die Nikolauskirchen die ganze Ostseeküste von Lübeck bis Riga und vielfach den Lauf der verschiedensten Flüsse, da er der Patron der Seeleute und Fischer ist. Als Bischof, in der einen Hand ein Buch mit drei Broten, ist er als Einzelfigur, wie in Heiligenreihen der Altäre des Mittelalters zahlreich vorhanden.

[1]) Neuling a. a. O. S. 367 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Bischof Martinus dagegen, um dessen Festtag sich auch ein reicher Kranz von Legenden, Gebräuchen und Volksanschauungen geschlungen hat, fand seine Gestaltung als Reitersmann, der mit dem nackten Bettler seinen Mantel teilt (natürlich auch als stehende Figur mit dem Bettler neben sich). All das waren schon an sich Elemente, die ihn hätten volkstümlich machen müssen. Besonders charakteristisch erscheint ein grosses Wandbild der Holzkirche von Taschendorf im früheren Österreich-Schlesien von 1510, die teilweise in einen Raum des Museums in Troppau eingebaut worden ist. Diesem Reiter oder Ritter schliesst sich der bekannte hl. Georg an, dem das Bürger- und Bauerntum, ebenso wie früher der Adel, seine regste Teilnahme entgegenbrachte. Es sei hier nur auf das grosse Schnitzwerk seines Drachenkampfes aus der kath. Pfarrkirche in Münsterberg im Diözesanmuseum hingewiesen. Dagegen fehlt bei uns der als Mohr in Ritterrüstung dargestellte Mauritius, der als Patron des Erzbistums Magdeburg in dessen Bereich auch in der Kunst eine grosse Rolle spielte. Möglicherweise stellt ihn eine später weissgestrichene Holzfigur in der Ursulinerkirche dar[1]).

Unter den vier grossen lateinischen Kirchenvätern darf allein Hieronymus volkstümlich genannt werden. Bei der Verteilung der Evangelistensymbole unter sie war ihm der Löwe des hl. Markus zuteil geworden, und daran schloss sich nun eine Legende an, die ihn zum christlichen Androklus machte. Gewiss befruchteten sich dichtende und in Farben, Stein oder Holz darstellende Phantasie gegenseitig. Wie der Dichtung merkt man auch den Kunstwerken die Freude an dem Löwen an, mag er sich aufrichtend die verwundete Tatze mit dem Dorn dem Kardinale entgegenstrecken oder Zeuge sein, wie sich dieser in Büssertracht mit einem Steine selbst peinigt[2]). Dem meist pudelartig gebildeten Tiere gehört sichtlich die besondere Teilnahme des Künstlers, und diese wird auch bei den Beschauern nicht gefehlt haben.

Ohne dass er wie auch Hieronymus viele Kirchenpatronate

---

[1]) Abbild. Schles. Vorz. alte Folge, 2. Bd. Tafel 2.

[2]) Als Beispiel der ersten Art seien eine Steinfigur und ein Relief am westlichen Domportale genannt, für die zweite ein aus dem Klarenkloster in Glogau stammendes Tafelbild im Kunstgewerbemuseum (Abbild. Schles. Vorz. neue Folge 4. Bd. Tafel 9) und das Mittelstück eines Altars aus Minken, Kreis Ohlau, im Diözesanmuseum.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besessen hätte, erfreute sich Christophorus auch bei uns in Schlesien grosser Beliebtheit. Das lag ja schon in seiner Legende begründet, die ihn, gleich anderen Gestalten der deutschen Sage, zum Riesen und starken Manne macht, dann aber unter der Last eines Kindes fast erliegen lässt. In Breslau, wo ihm ja auch eine Kirche geweiht war, kommt und kam er vielfach vor, ja sogar noch auf dem nicht mehr vorhandenen Epitaph des lutherischen Pfarrers Christoph Poppius († 1576) in St. Elisabeth[1]). In der Schlosskirche in Öls trägt Christophorus die 1605 errichtete Kanzel. Aus den beiden letzten Beispielen, in denen er natürlich nicht mehr als Heiliger aufzufassen ist, ersehen wir, wie seine volkstümliche Gestalt auch noch über die Grenzen des katholischen Bekenntnisses fortlebte.

In den mittelalterlichen Altarschreinen stossen wir immer und immer wieder auf die Darstellung jungfräulicher Blutzeuginnen, die ausser ihren besonderen Abzeichen das lang herabwallende Haar und die Krone auf dem Haupte, vielleicht auch die Palme des Martyriums auszeichnen. Besonders gern rahmen sie die Königin der Jungfrauen, Maria, ein. An erster Stelle stehen Katharina (mit Schwert und Rad) und Barbara (mit dem Turme). Merkwürdigerweise entspricht diesem häufigen Vorkommen Barbaras nicht die Zahl der Kirchenpatronate (31), um so öfter aber wird sie bei Altarstiftungen unter den dabei aufgeführten Heiligen genannt. Dagegen reicht Katharina mit 64 Patronaten nahe an die Heiligen mit den grossen Zahlen heran (Petrus und Paulus 68, Hedwig 72, Johannes der Täufer 80, Martin 84, abgesehen von dem an erster Stelle stehenden Nikolaus). An dritter Stelle ist Margaretha mit dem „Wermla“ zu nennen, d. h. mit dem Teufel in Gestalt eines Ungeheuers unter ihren Füssen oder neben ihr; zuweilen hält sie es auch auf dem Arme. Daneben seien noch Agatha, Agnes, Apollonia, Dorothea, Lucia und Ursula erwähnt. Alle diese ziehen sich z. B. als Hauptfiguren um die schon erwähnten grossen Zinnkrüge herum. In liebenswürdiger Weise sind sie ferner, als eine Art Gegenstück zur hl. Sippe, in einem aus Neisse stammenden Schnitzaltar des Kunstgewerbemuseums zu einer Gruppe vereinigt, als deren Mitte wieder die Jungfrau mit

[1]) Luchs in der Abhdl. d. Schles. Ges. f. vaterl. Kultur, phil.-hist. Abteil. 1862 S. 30f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Kinde erscheint. Die mystische Vermählung der hl. Katharina mit diesem (durch Überreichung eines Ringes symbolisiert) kommt meines Wissens in Schlesien nur hier das eine Mal vor.

In der legendarischen Maria-Magdalena sind bekanntlich zwei verschiedene biblische Personen vereinigt: die Büsserin (Lukas 7) und des Lazarus Schwester (Lukas 10): zu den sich daraus ergebenden Bildern der die Füsse des Herrn salbenden Frauengestalt und des Noli me tangere fügte die Legende ihr tägliches Emporheben durch Engel und ihre letzte Kommunion hinzu. Auf diesen beiden Bildtypen ist sie völlig nackt mit behaartem Körper gleich den sogenannten wilden Männern dargestellt. So erblicken wir sie z. B. in der Stellung der Wasserspeier als Trägerin des Oberbaues des Sakramentshauses in der katholischen Pfarrkirche in Striegau Als Einzelfigur hält sie auf zahlreichen Werken, die ihre Volkstümlichkeit erkennen lassen, das Salbgefäss. Von den hl. Frauen und Jungfrauen unterscheidet sie sich in der Kopftracht dadurch, dass sie wohl frei herabwallendes Haar, aber unter einem offenen Schleier oder einer Art Turban hat. Ebenso ist sie bei der Kreuzigung, wo sie am Fusse des Marterholzes kniet, bei der Totenklage und im Noli me tangere charakterisiert. Endlich sei noch der hl. Veronika gedacht, deren mit dem Christuskopf versehenes Schweisstuch als eine der heiligsten Reliquien galt und Hunderte von Malen überall auch eine besondere Darstellung erfahren hat.

Gegenüber den bisher charakteristischen Heiligengestalten treten diejenigen der späteren Zeit völlig zurück. Eine Ausnahme macht in Schlesien nur die grosse Landesheilige Hedwig. Auch bei ihr beginnt sich ein fester Typus erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts allmählich herauszubilden. Ich verweise dafür auf meinen Aufsatz in der schlesischen Geschichtszeitschrift vom Jahre 1921. Dem Kirchenmodell, das sie hält, hat sie es wohl zu danken, dass sie in der Überlieferung die typische Kirchengründerin geworden ist. Von einst sicher zahlreich vorhandenen Hedwigsaltären haben sich nur zwei erhalten; der eine, die bekannte Hedwigstafel in der Bernhardinkirche, geht wie bekannt, im letzten Grunde auf den Schlackenwerter, jetzt von Gutmannschen Codex in Wien zurück. Der andere, in Resten einem neuen Altaraufbau in der hölzernen Hedwigskirche in Pless eingefügt, zeigt nur zwei Ereignisse aus ihrem Leben, ihre Sorge für Arme

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Kranke und den bekannten Vorgang, wie Christus am Kreuze sie mit der von diesem losgelösten Rechten segnet. In Parallele mit zahlreichen anderen Bildern und Bildwerken, die eine Heiligengestalt in Verzückung vor Christus oder Maria zeigen, ist gerade dieser Vorwurf dann in der Barockzeit sehr beliebt geworden und bis auf den heutigen Tag, natürlich in Abänderung des brünstigen Barockcharakters, geblieben.

Auffallen muss das seltene Vorkommen von zwei Bischöfen, die in den beiden Nachbarländern Polen und Böhmen die grösste Verehrung geniessen: Stanislaus und Adalbert, mit ein Beweis für die Selbständigkeit Schlesiens gegenüber diesen Gebieten, auch Böhmens, mit dem es doch seit den Luxenburgern in engste staatliche Beziehung getreten war. Wenn Oberschlesien, von dem ja die beiden Dekanate Pless und Beuthen zur Diözese Krakau gehörten, durch seine Fürsten noch mehr Beziehungen zu Polen unterhielt, so zeigt sich das auch darin, dass von den 19 Patronaten des Stanislaus in Gesamtschlesien allein 11 auf diesen Landesteil entfallen. Schon rein äusserlich durfte das klein gebildete Skelett des dem Grabe entstiegenen Ritters Petrus oder Petrowin als Abzeichen dieses Heiligen die rege Teilnahme des Volkes finden. So sehen wir ihn z. B. auf dem der Goldschmiedekapelle der Magdalenenkirche entstammenden Schnitzaltar im Kunstgewerbemuseum [1]). Von Adalbert (nur 7 Kirchenpatronate in Schlesien) lässt sich mit Sicherheit überhaupt keine einzige Figur des Mittelalters bei uns nachweisen. Im Breslauer Dome ist er in einem späteren Bilde dargestellt, wie er seinen abgeschlagenen Kopf trägt. Auch Elisabeth, bekanntlich eine Nichte Hedwigs, kommt verhältnismässig selten vor und hat auch nur 5 Kirchenpatronate.

Endlich verdient noch ein Ausfall besondere Erwähnung; er betrifft die zahlreichen Heiligen des Ordensstandes, an erster Stelle der der volkstümlichen Bettelorden. Dass sich diese in den Klosterkirchen zahlreich befunden haben müssen, ist ja klar. Und was wir z. B. an Franziskusbildern und Einzelgestalten besitzen, stammt zum grössten Teile aus solchen. Sicher ist nun mit der Aufhebung vieler Klöster in der Reformationszeit und dann mit

[1]) Abbild. des ganzen geöffneten Altars in Ullsteins Weltgeschichte 2. Bd. Mittelalter, des Mittelstückes in der Zeitschrift für christl. Kunst, 1916 S. 37 und Einige Hauptwerke etc. des Mittelalters in Schles. Kunstgewerbemus. Tafel 7.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Stilwandel in der Barockzeit fast alles verschwunden. In den Pfarrkirchen waren diese Heiligengestalten, wie die erhaltenen Denkmäler beweisen, sehr spärlich vertreten; dem entspricht auch die Zahl der Kirchenpatronate (Franziskus nur eine Pfarrkirche, Dominikus, Bernhardin, Benediktus und Klara gar keine), sowie ihr seltenes Vorkommen in der Zahl der bei Altarstiftungen erwähnten Heiligen.

Neben den allgemein verehrten erfreuten sich manche, sonst seltene Heilige als Patrone von Innungen u. a. einer beschränkten Volkstümlichkeit. So besitzt z. B. die seit der Reformationszeit evangelische Stadtpfarrkirche in Lüben einen Schnitzaltar mit Darstellungen aus dem Leben des hl. Severus, des Patrons der Weber, den die dortige Innung noch 1625 erneuern liess[1]). Der Bischof Eligius (in Amtstracht mit Kelch) kommt nur einmal in dem bekannten Altar der Goldschmiedeinnung aus der Magdalenenkirche im Kunstgewerbemuseum vor[2]), also auch hier in einer evangelisch gewordenen Kirche, dagegen öfter (in bischöflicher Kleidung bei Ausübung seines Handwerks) in Siegeln der Goldschmiedeinnungen verschiedener schlesischer Städte aus nachreformatorischer Zeit, in deren meisten mindestens die Mehrzahl der Meister lutherischen Bekenntnisses waren, ein Beweis für den konservativen Sinn, der in ihnen herrschte und an den katholischen Heiligen keinen Anstoss nahm, sich vielmehr noch freute, einen Bischof zum Zunftgenossen, vielleicht auch Begründer zu haben.

Durch die Gegenreformation wurden das geschichtliche Oberschlesien, das Bistumsland und die damals noch zu Böhmen gehörige Grafschaft Glatz fast völlig dem katholischen Bekenntnis zurückgewonnen. Es erscheint heut noch nicht geklärt, wie es im Gegensatz zu der übrigen Provinz möglich war, das Werk so durchgreifend durchzuführen, dass noch im 17. Jahrhundert der grösste Teil der Bevölkerung sich nicht nur damit abgefunden hatte, sondern durch zahlreiche Stiftungen auch schon seinen katholischen Sinn bekundete. Mit dem Katholizismus treten auch wieder die volkstümlichen Heiligen in ihre alten Rechte ein und schmücken nun, wenn auch in anderer Anordnung und Auffassung, die Altäre, Portale und Schmuckstücke der Gotteshäuser. Zu den

[1]) Abbild. B. K. Tafel 64.

[2]) Abbild. Schles. Vorz. neue Folge 4. Bd. Tafel 1 und Einige Hauptwerke etc. Tafel 5.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alten finden sich aber auch neue, an erster Stelle Johannes von Nepomuk. Im Gegensatze zu St. Adalbert lässt seine umfassende Aufnahme erkennen, wie inzwischen die politische Stellung Schlesiens zum Königreich Böhmen in der Zeit des fürstlichen Absolutismus viel enger geworden war. Am zahlreichsten sind seine Bildsäulen natürlich in den katholischen Gebietsteilen, aber wir finden sie auch bis ins nördlichste Schlesien hinein, wo die Katholiken trotz der Wiedergewinnung der Kirchen die Minderheit bildeten. Jedenfalls ist er auch bei uns Volksheiliger geworden, wie auch verschiedene Lieder und Andachten beweisen [1]).

Auf Altären, vor allem aber an den malerischen Heiligensäulen des 18. Jahrhunderts (Glatz, Habelschwerdt, Reinerz, Leobschütz, Ratibor und Katscher, um die besten zu nennen) erscheinen jetzt immer wieder als Patrone gegen ansteckende Krankheiten und Feuersgefahr St. Rochus (Pilger, der unter der aufgehobenen Kutte eine Wunde am Oberschenkel zeigt) und Florian als Krieger, der mit einer Kanne die aus einem neben ihm stehenden Kirchenmodell aufschlagenden Flammen löscht. Im Mittelalter kommen sie nur ganz vereinzelt vor. Florian ist als Standbild oder Gemälde vielfach an Häusern angebracht. Für seine Volkstümlichkeit spricht auch die Verwendung seines Namens als Taufname in der Grafschaft, neben Ignatz, Anton und (Franz) Xaver. Den letzteren entspricht auch das häufige Vorkommen von Bildern des hl. Antonius von Padua (Franziskaner mit Kind) und Xavers (Jesuit), dessen Tod besonders gern zur Darstellung gelangte. Sonst bleiben die Ordensheiligen auch jetzt noch meist auf die Klosterkirchen beschränkt; allerdings war ja in Glatz die Pfarrkirche zugleich Jesuitenkirche.

Sehr beliebt wurden jetzt auch die 14 Nothelfer. Im Mittelalter lassen sie sich in Schlesien nur dreimal nachweisen, und zwar handelt es sich dabei in zwei Fällen um Werke, die höchstwahrscheinlich von Krakau her zu uns herübergekommen oder wenigstens von der deutschen Kunst daselbst beeinflusst worden sind. Das Nothelferbild in der Jakobipfarrkirche in Neisse [2]) ist eine Schöpfung von Albrecht Dürers Bruder Hans, der bis zu seinem Tode polnischer Hofmaler war. Die Nothelfer in dem erwähnten Hedwigs-

[1]) Über Nepomukdenkmäler, bes. des Neisser Landes, vgl. den Aufsatz von Ruffert in den Jahresberichten des Neisser Museums 1915, 19. Jahrg. S. 38 f.

[2]) Abbild. Jahresbericht des Neisser Museums 16. Jahrg. 1912.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

altar in Pless scheinen auch auf Krakau hinzuweisen, zu dessen Sprengel Pless gehörte. Endlich gab es 1496 eine Nothelferkapelle im Buchenwalde bei Trebnitz [1]). Wenn nun eine Figur des Nürnberger Ortsheiligen Sebaldus in der Stiftskirche daselbst erwähnt wird, so haben wir vielleicht auch hier persönliche Einflüsse aus Franken-Nürnberg anzunehmen; vom Frankenlande her hatte sich ja seit Ende des 15. Jahrhunderts die Verehrung der 14 Heiligen verbreitet. Wenn sie auch die bekanntesten jungfräulichen Martyrinnen und Christophorus umfassten, so mochte doch damals die Nichtkenntnis der anderen ihrer Aufnahme hinderlich gewesen sein. Das wurde jetzt anders. An erster Stelle scheint dazu ein Gemälde Willmanns, dass den Christusträger in der Mitte zeigt, beigetragen zu haben. Wenigstens fand ich es in z. T. künstlerisch recht zweifelhaften Nachbildungen in sehr vielen Kirchen. Einen schönen Schnitzaltar des 18. Jahrhunderts mit diesem Gegenstande hat die Pfarrkirche in Reinerz aufzuweisen.

Dem barocken Sinne der Menschen jener Zeit entsprach eine von der Kirche nie anerkannte Heilige dadurch, dass sie mit einem Barte und gekreuzigt dargestellt wurde: Wilgefortis, Liberata etc., am meisten unter dem Namen Kümmernis bekannt, die sicher auf die Missdeutung älterer bekleideter Kruzifixe zurückgeht. Sie lässt sich in Schlesien noch sechzehnmal nachweisen, fast alles Schöpfungen rokokoartigen Charakters, mit reifrockweitem Gewande, auf dem Haupte eine barocke weitausladende Krone. In einer vom Bildhauer Thamm aus Landeck geschnitzten Figur in der Brüderkirche in Neustadt ist gerade das charakteristische Abzeichen des Bartes weggelassen, ein Zeichen veränderter, aber nicht volkstümlicher Anschauungen des 19. Jahrhunderts [2]).

Dieser seltsamen Heiligen sei noch eine andere angeschlossen, die bei uns in keiner Kirche zu finden ist, aber um 1800 herum vielfach dargestellt worden zu sein scheint, und zwar wohl auf Grund des bekannten Volksbuches, nämlich die Pfalzgräfin Genoveva von Brabant. In den Museen von Breslau, Gleiwitz, Löwenberg und Troppau befinden sich unter Glas gemalte kleine Ölbilder,

[1]) Neuling a. a. O. S. 324.

[2]) Über die schles. Kümmernisbilder vgl. Dittrich in dem Jahresbericht des Neisser Mus. 7. Jahrg. 1903 und Kutzer in folgenden Zeitschr.: Schles. Heimatblätter, 3. Jahrg. S. 433 ff., Schlesien, 6. Bd. S. 57 ff, Oberschlesien, 18. Jahrg. S. 270 ff., z. T. mit Abbild.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die uns zeigen, wie Genoveva mit ihrem Sohne Schmerzensreich von ihrem Gemahle Siegfried bei der Verfolgung einer Hirschkuh aufgefunden wird. Auch die Trachten Siegfrieds und seines Gefolges weisen sie der genannten Zeit zu. Einmal (im Kunstgewerbemuseum) saugt Schmerzensreich an der Hirschkuh.

In seinem schon erwähnten Vortrage weist Klapper darauf hin, dass den neuen Heiligen (seit der Gegenreformation) der volkstümliche Strahlenkranz der Legendenpoesie des Mittelalters fehle. Immerhin fällt sie, wie gerade die seltsame Kümmernis bezeugt, nicht ganz aus. Erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts ist es anders geworden. Wie allgemein bekannt, wandte sich die Aufklärung des 18. Jahrhunderts im Verein mit der Bürokratie des unumschränkten Staates aus vermeintlich ethischen, aber auch wirtschaftlichen Gründen gegen zahlreiche Gebräuche und Sitten, die von altersher überliefert waren. Diese Bewegung geht weit ins 19. Jahrhundert hinein und fand dabei besonders die Hilfe der Schule. Das Umgehen am Lätaresonntage wurde z. B. deswegen verurteilt, weil es die Kinder zum Betteln verleite und sie sich ausserdem an den verabreichten Gaben den Magen verderben könnten (!). Damit ist mancher sinnige Gebrauch ausgerottet worden. In bezug auf die Bilder scheint diese Bewegung von geringerem Einflusse gewesen zu sein. Allerdings hörten hier und da, z. T. von der Geistlichkeit selbst veranlasst, manche Wallfahrten zu Gnadenbildern auf. Verhängnisvoll für das volkstümliche Bildtum wurde vielmehr eine andere, der Aufklärung ganz entgegengesetzte Richtung, die Romantik. Mit der jeder neuen Bewegung innewohnenden Einseitigkeit wandte man sich nun gegen die Schöpfungen des Barock und Rokoko, weil ihre Auffassung unkirchlich sei. Unter diesem Schlagwort ist viel gesündigt, manche Kirche ihres wertvollen Schmuckes aus dieser Zeit beraubt und damit der Zusammenhang mit der Vergangenheit jäh abgerissen worden. Gefährlich wurde einer bodenständig-deutschen Kunst das Nazarenertum schon dadurch, dass es seine Vorbilder nicht in der derben Art von Meistern wie Dürer u. a. suchte, sondern sich der Nachahmung der italienischen Primitiven zuwandte, ohne sich doch dem Einfluss der schönen Form Rafaels völlig entziehen zu können, der doch von den ganz Einseitigen als Kunstketzer verdammt wurde. Indem dann im Laufe des 19. Jahrhunderts der Kirchenschmuck zu einem grossen Teile in die

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hände von Kunstfabriken — so kann man wohl die meisten sogenannten kirchlichen Kunstinstitute nennen — überging, verflachte und versüsslichte die Darstellungsweise immer mehr. Sehr anerkennenswerte Unternehmungen auch von kirchlicher Seite haben diesen Vorgang leider bisher nicht aufzuhalten vermocht. Den meisten Figuren, die wir an und in modernen Ausstattungsstücken der Kirchen sehen, fehlt Saft und Kraft. Ihre Parallele findet diese Erscheinung in der sogenannten Reinigung der alten Heiligenlegenden und der fabrikartigen Herstellung der im Volke einst so beliebten Heiligenbilder, die man bei Wallfahrten, Ablässen u. a. gern als „Mitebringe“ für die Zuhausgebliebenen kaufte. Mit Recht sagt Klapper darüber: Man braucht ja nur die Gebetbücher und Bildchen unserer Grossmütter zu betrachten, um zu sehen, wie herrlich modern wir auch in dieser Hinsicht geworden sind. Ob dies ohne Schaden für das lebendige religiöse Empfinden des Volkes so gekommen ist, ob nicht wesentliche Gefühlswerte damit geopfert worden sind, ist eine ernste Frage, die sich vor allem der vorlegen sollte, der sich berufen fühlt, selbst an der Beseitigung veraltet erscheinender religiöser Gefühlsäusserungen und Andachtsformen mitzuwirken ... Es ist gewiss, dass manches abgestossen werden musste, aber die Grenze zu ziehen ist schwer, und auch hier gilt, wie für die Volkstracht, das Volkslied u. a., dass es leichter ist einzureissen, als wieder aufzubauen.

Volkstümlich im alten Sinne ist im letzten Jahrhundert nur ein Heiliger geworden: der Nährvater Josef. Im Gegensatze zu Italien, wo er im Mittelalter fast immer mit dem Heiligenscheine dargestellt wird, galt er bei uns in Deutschland nicht als Heiliger. So sehen wir ihn z. B. auf dem schon erwähnten, dem 14. Jahrhundert angehörenden Tetraptychon aus St. Klara im Kunstgewerbemuseum bei der Geburt Christi und der Flucht nach Ägypten sogar mit dem spitzen Judenhut auf dem Haupte [1]). Als Einzelfigur in Heiligenreihen ist er überhaupt nicht nachweisbar; wo irgendeine mittelalterliche Figur als Josef gedeutet wird, liegt ein Irrtum vor. Erst seit der Einfügung seines Namens in die Allerheiligenlitanei dnrch Papst Benedikt XIII. im Jahre 1729 gilt er als Heiliger. Allerdings war schon 1692 in Grüssau die Nebenkirche

[1]) Abbild. A. Schultz, Schles. Kunstleben im 13. u. 14. Jahrh. Tafel 4.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

St. Josef erbaut worden; es ist dies aber nur ein Zeichen der zunehmenden Verehrung, die wie auch in anderen Fällen schliesslich zur kirchlichen Betätigung führte. Von den von Neuling aufgeführten 13 Patronaten geht mit Sicherheit nur ein einziges auf das Mittelalter zurück, die Kapelle des Schülerspitals „in dem „zichhowze zu unsir lieben Frawen an der (Sand) brocken" in Breslau. Gerade hier aber erscheint Josef als Nebenpatron neben Joachim, dessen Verehrung neben der Annas damals aufkam. Die dort angeführten in Ostrau bei Teschen und Rengersdorf bei Glatz waren z. B. ursprünglich dem hl. Georg und Jakob geweiht. Dem entspricht schliesslich auch das Vorkommen des Namens als Taufnamen. Erst 1332 erscheint ganz vereinzelt ein Pfarrer Josef von Gross-Peterwitz (Kreis Neumarkt); ein 1204 genannter Josef ist ein Jude[1]). Wenn sich seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts die Darstellungen Josefs auch mehren, so hat ihn doch erst eine Bewegung des 19. Jahrhunderts zu einem volkstümlichen Heiligen gemacht, und zwar deshalb, weil diese in der breiten Masse des Volkes verankert ist. Es handelt sich um die von Kolping begründeten Gesellenvereine, die den Zimmermann Josef zu ihrem Patrone wählten. Leider fehlt nach dem schon Gesagten den meisten Darstellungen, die wir in Kirchen, Vereinsfahnen und Vereinssälen finden, das Kraftvolle der Vergangenheit.

Was wir hier über die Bilder der volkstümlichen Heiligen in Schlesien gesagt haben, gilt im grossen und ganzen für das gesamte Deutschland, insofern wir die Gestalten der Bibel und Urkirche in derselben Art und Weise auch überall finden. Das liegt in dem universalen Charakter der Kirche begründet, wie es sich in anderen Beziehungen, z. B. in den gleichartigen Glockeninschriften, zeigt. Natürlich gibt es daneben überall Gestalten, die wie unsere Hedwig mehr oder weniger nur gewissen Landschaften und Orten eigentümlich sind. Es sei an Mauritius, den Patron der Erzdiözese Magdeburg erinnert, oder an Gereon im Rheinlande, Sebaldus in Nürnberg. Eine wirklich umfassende kirchliche Bilderkunde kann aber nur auf Grund von Einzeldarstellungen verfasst werden, wie wir dies hier versucht haben. Die meisten

[1]) Damroth, Die älteren Ortsnamen Schlesiens S. 193; vgl. auch H. Reichert, Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. u. 14. Jahrh. S. 75 Anm. 2. Auch die Namenregister aller mittelalt. Urkundenwerke bestätigen das oben Gesagte.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sogenannten Heiligenikonographien leiden daran, dass sie, indem sie die einzelnen Zeiten nicht scharf genug auseinander halten, die Entwicklung der Typen vermissen lassen. Bei dem starken Subjektivismus des letzten Jahrhunderts dürften Darstellungen aus dieser Zeit überhaupt nur ganz vereinzelt angeführt werden.

Zwei Sagen aus Langendorf bei Ziegenhals.

Mitgeteilt von August Görlich in Breslau.

1. Der Brand von Langendorf.

's kena wǫl ęts bālə hundrtfuftsiçh åbr går tswēhundrt jūrə ſain, dō īſ amōl 's holbə lanndrǫf opgəbrant. dås wår aſū tsūganna: aim nīdrkrātšm dō hota ſə en knecht gəhåt, dar hotə ęmr aſū ſāgliçh ſīr gəflucht. ām̄ōl, wū a wīdr amōl ān̄ə arpt nī macha wǫldə, dō hot a wīdr aſū ān̄ə wut gəkrſkt, ǫnd dō hot a gəšrīan: „dō ſǫl miçh doçh dos dǫnrwātr glai tsān kloftrn ai də ārdə šlōn!“ ǫnd kaum, wū a doſ a ǫnd a hots gəſōat, dō wår ān̄ə klān̄ə wǫlkə ai də hīñ gəkuma, ǫnts hotə går nī lanə gətauərt, dō wår dr gantsə himl fūl wǫlka gəwāst, ǫnd dō hots gədūnrt ǫnd gəblitst, dos oçh ęmr aſū gəknerślt hotə. ǫnds tauərtə å går nī lanə ǫnd dō šlūks aim nīdrkrātšm ai, dos dr gantsə krātšm bālə liçhtrlū brantə. ǫnd dō wår å ǫf ām̄ōl a štorm, dos dos faiər blūsiçh ęmr fū ām hauſə ǫfs andrə flūk. mit dr špritsə kǫnda ſə ništ ausręçhta ǫnd jēdr machtə oçh dos a hām̄ kōm. åbr dō nutstə oləs ništ, dr štorm wår aſū grūs, dos kā menš mitm léšwęšə ǫnd m léškībl 's faiər tswęna kǫndə, ǫnd dō tauərts' nī lanə, dō brantə 's gantsə dorf fūm nīdrkrātšm bis on a tsīgahols. dō wår gūdr rōt taiər. wū ſə halt ǫnd ſə ſōga, dos ſəs nī tswęna kǫnda, dō hulta ſə a foǫrn aim tsīgaholfə. åbr dār wǫldə dorjaus nī kuma; wī a halt åbr ſōk, dos går kān̄ə andr retunngk nī wår, dō ginng a ai də kerçhə ǫnd nōm 's hūçhwerdiçhstə ǫnd dō wår a draimōl ęm dos faiər ręmgana, ǫnd wū a doſ a ǫnd a ginns drętə mōl ręm, dō funngs ai dam faiər on tsə kneršan ǫnd tsə haila, dos' šǫnt går entrš tsum onhīrn wår. dos wår āba dr bīfə gəwāst, dar də ęts waiçha mustə. ǫnd drnōçhan dō hot ſich dr wint gəlāt, ǫnds tauərtə nī lanə, dō wår's faiər aus. åbr dr for hotə geſōat: „ām̄ōl bīn içh gana, åbr tsm tswēta mōlə nęmę.“ dr bīfə hot 'n drnōçhan kān̄ə rū mē gəgān aſū lanə wī a lābtə.

2. Die vergessene Hostie.

's wår tsū dar tsait, wū də frantsōſa hęnə wårn. dō wår aim nīdrdorfə ǫf dar wertšof, wū ęts rûtr koǫrl īs, a pauər gəwāst, dar wår ſīr raiçh gəwāst, ǫnd dō hot a amōl ai də kerçhe en naia tābrnākl gəštęft. ǫnd dō hot m dr for dan āla tābrnākl gəgān, wail ſə dan jū ęts ai dr kerçhə nęçh mē brauchta. wos də dar pauər wår, dar hotə dan āla tābrnākl ai də komr gəštalt ǫnd 's hotə ke menš nęmę kān̄ə tseçhə mē drūf gəgān. dos ān̄ə mōl, dō wår dar ān̄ə frantsōſə, dar də bai dam pauər gəlān hotə, a winnk špēt hām̄kuma. ǫnd wī a aſū ǫnd a kęmt, dō ſit a aſū a grōəs manla gəkwārə ībr a hōf gīn ǫnd ai də komr nai gīn. dås manla wår åbr nī gants grō gəwāst, foǫrna ǫf dr brǫst hots

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nō a klā wais flekla gəhot. a andrn morga drūf hots dr frantzōſə dam pauər drtsālt ǫnd hotə gəſōat (halb hochdeutsch): „hernſə, dos ist ain gaist, derdə in ſainm lēbn wos bīſəs gətān hǫt. åbr — hot a gəſōat — dar gaist īs noch tsu retn. den dos ſit man dāran, dos a noch ainn waisn flek ǫf dr brust hot.“ dō wårnſə tsm naia forn gana ǫnd hota m dos ols drtsālt ǫnd å, wås dr frantsōſə drtsūnə gəſōat hotə. dō wår dr for mit hīngana ǫnd wår ai də komr naigana, wū dr ālə tābrnākl štōndə. ǫnd wū a halt ǫnd a ſit ſich dan tābrnākl gənauə ån ǫnd a macht a ūf, dō ſit a dos nōch ānə hǫstjə drenə īs, dī hotə dr ālə for dōtsumōl frgasa, wū a hotə dam pauər dan tābrnākl mitgān. ǫnd dos grōə manla wår nīmant andrš os wī də ſēlə fū dam āla forn, dī də emr wīdrkuma mustə tsr štrōfə, wail a nōchlēsich gəwāst wår ǫnd a hotə enſan hergōt drenə gəlōn ai dam āla tābrnākl. dō wårſ och grådə gut, dos dar frantsōſə dī ormə ſēlə nōch gəſān hotə, wū ſə nōch tsu reta wår; den wen ſə ǫnd ſə wär gants ǫnd går ībr ǫnd ībr grō gəwāst, dō wärſ olə mīd r. a andrn tāk dō kōm nū dr for mid a menstránta ǫnd dr prǫtsesiǭn ǫnd a fānlan ǫnd dō hulta ſə də hǫstjə ai də kerchə ǫnd fū ets op hotə də ormə ſēlə rū, ǫnd dos grōə manla kōm nemę wīdr.

Dorfreimereien.

Mitgeteilt von Karl Rother in Breslau.

Dorfreimereien, wie sie von M. Hellmich (Mitteilungen Heft XVIII, 101 ff.) besprochen sind, gibt es vielerwärts; hier seien einige Stücke aus Follmersdorf, Grunau, Baumgarten, Grochwitz und Altlomnitz mitgeteilt.

De Fulmerschdruffer Dorfkarende. [1])

Göbel wohnt vum Dorfe weg,
Bei Vogtan ies a grusser Dreck.
Hauke ies a hibscher Mån,
Pflug hot bloe Hosa ån.
Kusche hot a schienes Haus,
Jischke macht sich går nischt draus.
Honke ies gelernter Mauer,
Om Werner-Gutte wår frieher a Pauer.
Siegmund hot a langes Haus,
Bei Sprinzan gucka de Kinder raus.
Werner hot n tabe Karline,
Buhl hot n neue Draschmaschine.
Bögner hot n hucha Borg,
Bei Schmidtan sein se olle stork.
Werner hot n bloe Jacke,
Vulkmer hot viel Geld eim Sacke.
Kosper hot n hibsche Frau,
Sei Nockwer weess dos ganz genau.
Pflug, dos ies a flinker Håse,
Schendler Franz hot ne Towaknåse.
Weniger hot a pår hibsche Kühe,
Seine Mutter gebt sich recht viel Mühe.
Hauka Feld dos liegt berguf,
Zu dr Otten giehts iebr a por Stiffla
Heimån ies a zufriedner Mån, [nuf.
Honke hot a Viergespån.
De Seppeltn ies zum Arbta flink,
De Steener Karline ies a verdrehtes Ding.
Franz Heinrich hot n schworza Kåter,
Jischke Franz wår Kerchavåter.
Tonnhäuser baut a neues Haus,
Sunst lacha sen bei Frankan aus.
Pflug, dos ies a stiller Mån,
Neugebauer wiel n Junga hån.
Schneider gieht ei de Kistafabricke,
Eim Nockwersch Hause wohnt ne grusse
Kuschel ies a grusser Pauer, [Klicke.
Gohlo [2]) macht sichs Laba sauer.
Leisner hot gesundes Blutt,
Spielvogel ies m Weibe gutt.

[1]) Dorfkurrende. [2]) ein Spitzname.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Esser da hot gor keene Kinder,
Teuber wohnt ni weit drhinder.
Schubert ies a Grubamån,
Tremer kunnt kee Glicke hån.
Steiner Robert hot viel zu tun,
Bögner Franz hot n hibscha Suhn.
Honke dar macht ganne n Spåss,
Stener sitt eis Branntweinglås.
Renelt wohnt ufm Berge,
Fiebich-Steen verkeeft Quärge.
Laubner hot n grussa Hof,
Weigang macht olls ganne annooch.
Schmidt da hot a schienes Haus,
Dr Lehrer guckt zum Fanster naus.
Bögner da ies Fleeschbeschauer,
Vogel hoot n huche Mauer.
Fecke ies a guder Schulze,
Kintscher Robert fährt ganne no Hulze.

Bei Völkaln do hots teure Wåre,
De Grimmen die hot blonde Håre.
Bei Kåhlan hån se n stulze Tochter,
Weidlich hot ne grusse Schnochter.
Beim Bäcker hots zu gude Siste,
Bei Kolban kräht dr Håhn om Miste.
Patzelt hot enn feina Bodem,
Strecke dar kriecht går kenn Odem.
Welzel ies a junger Mån,
Kintscher hot n gelba Håhn.
Krista gieht wull ganne ei de Kerche,
De Böhm'n ies ne tomme Lerche.
Maier hot a hucha Rand,
Storm dar ies obgebrannt.
Wågner Paul ies går zu gutt,
Brosig hot n schworza Hutt.
Weiser ies a Rechamacher,
Gertler hot a Pfardeschacher.

In Grunau bei Camenz war etwa um 1850 ein ähnliches Spottgedicht unter der Bezeichnung Dorfpresche im Umlauf. Nur das folgende Bruchstück habe ich noch erfragen können; einzelne der genannten Personen habe ich noch gekannt.

Lux, dos ies a Scheunladrascher [1]),
Un Ruther Jusuf ies dr Rindfleesch-
Fuhrma ies a kindscher Mån, [frasser [2]).
Theinert Johanns wiel n Reiche hån.

Klinka Franze ies dr Taubafeifer [3]),
Plassla-Franke [4]) ies dr Hinnerbegreifer.
Assmån ies dr Kuchabrecher [5]),
Grusser Franze ies dr Schweinlastecher [6])

Dorfpresche aus Baumgarten.

Kosper schlacht a Kolb,
Seidel, dar kriechts holb,
Metzner kriechts Gekriese,
Hofma spricht: 's schmeckt biese.
Gabriel raucht Zigerrn.
Tomme sitzt om Bergla,
Mertsch quetscht de Quärgla.
Fichtner ies a klenner Mån,
Honke, dar wiel immer hån. [raus,
Klesser-Langer guckt zur Feueresse

Brann denkt, 's ies ne Maus.
Förschter August gieht a Lämmer-
Vogel hoot lange Hosa ån [8]). gang [7]),
Weidmonn hood n hucha Hutt,
Bittner hood a zurissnes Gutt [9]).
Hilbig ies a grusser Pauer [10]),
Förschtarn werd kee Brut nich sauer,
König ies a Meckersak [11]),
Schinke isst a ganza Tag.
Langer hood a Schaubadaach . . .
(unvollständig).

[1]) Er ging im Winter auf das Dominium dreschen. Vgl.: A frisst wie a Scheundrascher. [2]) Sich einmal Rindfleisch zu kaufen, war damals etwas Unerhörtes. [3]) Taubenliebhaber. [4]) Er besass zwei Blessen als Zugkühe. [5]) A. ass gern Kuchen, den seine Frau, eine Hebamme, oft ins Haus brachte. [6]) G. war Hausschlächter.

[7]) geht langsam. [8]) ist klein. [9]) Restgut. [10]) die Erbscholtisei. [11]) stottert.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dorfpresche aus Grochwitz.

Felkel ies a Beemlafrupper,
Dr Schmied ies a Eisaklupper.
Seidel ies a klenner Mån,
Klein ies m går zu gråm.
De Gure (?) kån kenn Menscha grissa,
Wernarn steckt's immer ei a Fissa.
Bleischwitz ging zum Rösler naus,
Do guckta de Kinder zum Fanster raus.

Steiner ies a grooer Kåter,
Kåhler ies a Kerchlavåter [1]).
Fuhrma hood a biese Weib,
Bårtscha ies a dickes Schwein,
Kosper ies vu mischuner [2]) Kollär [3]),
Tritt a Fissla verquer.
Dr Kratschmer ies a årmer Mån,
Rösner ies m går zu gråm.

Endlich ein **Puschkowill** [4]) **aus Altlomnitz** (Gucke).

Vogel hood a Verderårt [5]),
Winkler hood n Backabårt.
Tudeck ies dr Gruussvåtr,
Beck-Seffe hood n schworza Kåtr.
Patzelt ies a langer Donst,
Hilger hood blos eene Gons.
Strauch Schneider hood a Packla Kinder,
Beck ies a Wannlabinder [6]).
Olbrich ies a Knorrsak,

Hauk orbt a ganza Taag.
Heinrich ies a klenner Mån,
De Richtern wiel ock immer hån.
Klein hood n korza Leib,
Nentwich a gerannich [7]) Weib.
Tudeck Gust ies feuerrut,
Bei Palscheckan hån se ufte kee Brut.
Praus' Allies ies a langer Sterdl,
Pelzel Gust macht Schusterquerdl [8]).

Literatur.

Naumann, Hans, Primitive Gemeinschaftskultur. Beiträge zur Volkskunde und Mythologie. Jena 1921, Eug. Diederichs. 193 S. M. 30.

Es ist eine Reihe von Aufsätzen, von denen ein Teil bereits an anderer Stelle gedruckt ist. In dem ersten, der als Überschrift den Titel des Buches trägt, weil unter seinen Grundgedanken die meisten anderen eingeordnet sind, legt der Verfasser dar, wie alle Gegenstände der Volkskunde entweder herabgesunkenes Kulturgut oder aber das Erzeugnis „primitiver Gemeinschaftskultur" seien; bei der Betrachtung des „Volkstümlichen" werde der Forscher entweder auf die Höhen der Kunst oder in die weiten Gebiete der vergleichenden Völkerkunde geführt. Das Ziel volkskundlicher Forschung sei, hier zu scheiden, was der primitiven Gemeinschaftskultur angehört und was gesunkenes Kunstgut ist. Mit weitschauendem Blick und in fesselnder Darstellung werden diese beiden Faktoren aufgezeigt am Volkslied, dessen Stil derjenige einer vergangenen Kunstrichtung ist, im Gegensatz zu den Resten eines primitiven Gemeinschaftsliedes, wie sie in Arbeitsliedern, kurzen Vierzeilern u. a. m. zu erkennen seien; sodann in der Religion, am Toten- und Dämonenglauben und den Resten agrarischen Gemeinschaftsglaubens im Gegensatze zu den Erscheinungen eines kulturell verklärten Volksglaubens; ja auch in Realien, wie Dorfanlage und Haus-

---

[1]) Sakristan, Küster. [2]) meschanter. [3]) Farbe.
[4]) Entstellt aus Pasquill, vgl. den „pulschen kwirl" Hellmich a. a. O. S. 103.
[5]) Wirtschaft am Anfang des Dorfes. [6]) Böttcher. [7]) Weib, das viel umherrennt. [8]) Schlechte Schuhmacherarbeit.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bau. Die Richtlinien solcher methodischen Scheidung sind ja längst jedem volkskundlichen Forscher geläufig, wenngleich es fraglich ist, ob solche Trennung sich in weiterem Masse durchführen lässt, und ob die Absicht, es zu tun, nicht schon Gefahren in sich birgt. Methodisch ist ja auch zu beachten, dass in dem „gesunkenen Kunstgut" im letzten Sinne manches enthalten sein kann, was der „primitiven Gemeinschaftskultur" einst angehört hat. Jedenfalls aber ist es ein Verdienst des Verfassers, diese Frage in gesunder und lehrreicher Weise erörtert und daraus sehr nützliche Ratschläge abgeleitet zu haben: so werden die romantischen Ansichten (wie z. B. die, im Ballspiel eine Nachahmung des Sonnenlaufes erkennen zu wollen) und die — schliesslich ja auch romantische — Klage über den Ersatz alten Brauches, alter Tracht u. dgl. durch Neues mit Recht verworfen; die Oberschicht ist schuld, wenn die niederen Schichten des Volkes Schlechtes pflegen, denn diese rücken bekanntlich nur jener nach. Alle diese Erörterungen sind erfreulich durch ihre Klarheit und praktische Art. Sie werden zum Teil durch die folgenden Aufsätze erläutert: so, wenn in den „Märchenparallelen" gezeigt wird, eine wie grosse Rolle der Toten- und Dämonenglaube in den Sagen- und Märchenmotiven spielt; wie der „primitive Totenglaube" in der Auffassung vom „lebendigen Leichnam" in überaus grosser Verbreitung und Bedeutung sich erhalten hat; wie bei der im Nordischen viel bezeugten Tierfylgje — das weist Ida Naumann nach — nicht in erster Linie eine animistische Vorstellung angenommen zu werden braucht, sondern die primitive Auffassung (wie auch beim Glauben an ein anderes Leben in Tiergestalt) mit einer viel einfacheren Beziehung, ohne Annahme einer Seele, auskommt; ist doch mit dem Begriffe der Seele nicht nur in der Philosophie, sondern auch in der Volkskunde, mancher Missbrauch getrieben worden. — Wir sind aufrichtig dankbar für dieses klare und feinsinnige, an Gedanken und volkskundlichem Stoffe reichhaltige Buch. Siebs.

Güntert, Hermann, Von der Sprache der Götter und Geister. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen zur homerischen und eddischen Göttersprache. Halle 1921, Niemeyer. 183 S.

In dem anregenden, manches Volkskundliche bietenden Buche geht der Verfasser von der Bedeutung des Namens und des Wortes im primitiven Volksdenken aus und sucht durch Beispiele zu erhärten, dass der von dem Wesen des Benannten unzertrennliche Name Zauberkraft hatte und der Name der Götter und Geister vielfach nur Zauberern im Geheimen bekannt war und der Götter- und Geistersprache angehörte. Weiterhin wird gezeigt, dass das Zungenreden, die sog. Glossolalie, die bei religiöser Erregung sich einstellt, eng mit der Vorstellung von einer Geister- oder Engelsprache zusammenhängt und durchaus nicht als etwas ausschliesslich Christliches zu betrachten ist. Es wird an die im unbewussten Enthusiasmus redende Pythia, an die Sibyllen und den Dionysoskult erinnert, und auch bei sog. Naturvölkern findet man ekstatisches Reden und Schreien, das als Dämonensprache aufgefasst wird. Die Vorstellungen von einer besonderen Götter- und Geistersprache, deren geheime Kenntnis den Priestern und Zauberern in Formeln eigen ist, beruht nach G. auf der magischen Kraft des Wortes; das führt zur Betrachtung der Zauberformeln, der Zeichen für das Wort, d. h. der Runen, und der Verwendung des Stabreims im Runenzauber.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In einem folgenden spezielleren Teile betrachtet G. die Götter- und Geistersprache vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus: in ihrer Satzbildung fällt die reichliche Wiederholung des Endwortes der Verszeile z. B. im Isländischen auf; in der Wortbildung scheidet G. 1) willkürliche Augenblicksbildungen (wie sie etwa vom Verzückten aufgenommen sind in *euhoe*, oder wie sie in absichtlich dunklen voces mysticae mit spielerischen Ablautsklängen, in Catos Zauberformeln oder im *Abracadabra, hax : max : pax* usw. erscheinen) und 2) Anlehnungen an tatsächlich gesprochene Sprachen, z. B das Zigeunerische, Griechische und Hebräische (stritt man doch einst ernstlich darüber, welche der beiden letztgenannten Sprachen die Engel geredet hätten). Diese Scheidung ist nicht streng durchgeführt, denn zur ersten Gruppe rechnet G. auch die Sprache der Glossen der Hildegardis († 1179) und andere Worte, die in der spielerischen Verdrehung bekannter Sprachformen bestehen.

Sodann werden — und das ist der wertvollste Teil — die homerischen Worte besprochen, die von dem Dichter als besondere Ausdrücke der Götter bezeichnet werden: z. B. *μῶλυ* (das mit altind. *mûlam* verglichen und als Alraunwurzel gedeutet wird; *νέκταρ; ἰχώρ*, das Blut der Götter, in dem eine *i*-Reduplikation von *ἄχωρ* gesehen wird, u. a. m. Kommt man da auch über blosse Vermutungen nicht hinaus, so ist doch die Sammlung lehrreich.

Endlich geht G. auf die Synonyma der sehr fragwürdigen Alvíssmál der Edda ein, die für Erde, Sonne, Mond, Bier usw. genannt und den verschiedenen Sprachen der Menschen, Asen, Wanen, Riesen, Zwerge u. a. zugeteilt werden. Es wird gezeigt, dass manchmal die Altertümlichkeit des Wortes, manchmal die Alliteration den Grund abgegeben hat. Ich glaube, dass die spitzfindigen albernen Spielereien dieses Denkmals einer Begründung gar nicht immer wert sind. Mancherlei etymologische Erklärungen werden gegeben; betreffs der Herkunft von nord. *bjórr* „Bier" schliesst sich G. der Ansicht an, dass dieses aus altengl. *béor* entlehnte Wort letzten Endes aus dem Romanischen genommen ist.

Ein paar kleine Ausstellungen seien gestattet. Mir scheint, dass G. Umfang und Bedeutung der Götter- und Geistersprache in kleinen Einzelheiten bisweilen überschätzt: dass die Zauberformeln zur Entstehung des Reims geführt haben müssten, wird stets eine unbeweisbare Vermutung bleiben; wenn Vergil von der Göttin sagt *„nec vox hominem sonat"*, so ist das nicht notwendig auf die Sprache, sondern wohl nur auf die Stimme zu beziehen; im „Zauberlehrling" meint Goethe mit dem „Wort" nicht einen zauberkräftigen Namen (das lehren die Schlussworte des Meisters); auch vermag ich in den Belegen aus Klopstock und verschiedenen anderen Dichtern der Neuzeit keine Zeugnisse für die Götter- und Geistersprachen zu erkennen und glaube, dass die Abschnitte am Eingange und Schlusse die Wirkung des Buches beeinträchtigen, in dem wir einen so erfreulichen Beitrag zur Volkskunde und Sprachgeschichte sehen. Siebs.

Wolters, Friedrich, und **Petersen,** Karl, Die Heldensagen der germanischen Frühzeit. Breslau 1921, Ferd. Hirt. Geb. M. 36.

In feiner und geschmackvoller Darstellung, in gutem Stil nach den Urtexten werden hier bedeutsame Quellen der germanischen Heldensage gegeben. In einer kurzen Einleitung wird über ihre Art, über die Auffassung des Helden, über den Ursprung dieser Dichtung und ihre geschichtlichen Grundlagen das

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wichtigste gesagt. Es folgt die Sage von den Wölsungen und den Nibelungen, nach nordischen und deutschen Überlieferungen — beide wohlweislich getrennt; die Waltharisage; Ermanrich- und Dietrichsage; in den Nordwesten führen uns unter anderen Stoffen der Beowulf, Hilde und Gudrun; zu den nordischen Völkern die Skjöldungasaga, die Hrolfssaga Kraka, die Starkaddichtung, die Halfssaga u. a. m. Das hübsch ausgestattete Buch kann weiteren Kreisen warm empfohlen werden. —e—.

Mogk, Dr. Eugen, Germanische Religionsgeschichte und Mythologie. Zweite umgeänderte Auflage. Sammlung Göschen. Berlin und Leipzig 1921. 144 S. M. 2,10 + 100 %.

Die kleine gut unterrichtende Schrift, die sich längst ihren Weg gebahnt hat, erscheint hier in neuer Auflage. Zwischen dem, was als germanisch erwiesen ist, und der nordischen Überlieferung ist keine strenge Scheidung gemacht. — Die Darstellung ist klar und übersichtlich und zur Einführung zu empfehlen. —e—.

Kleinpaul, Dr. Rud., Die deutschen Personennamen. Neubearb. von Prof. Dr. H. Naumann. Sammlung Göschen. 127 S. Berlin und Leipzig 1921. M. 2,10 + 100 %.

Das kleine Büchlein, das in übersichtlicher Weise die Entstehung der Namen sowie eine Zusammenstellung nach ihren Bedeutungsgruppen gibt, erscheint hier in sehr verbesserter Auflage. Nach einer Einleitung über Anfänge und Wert des Namens werden die Kleinkindernamen behandelt, sodann heidnische und christliche Vornamen, Patronymika und schliesslich die Familiennamen. Einen Anhang bilden die Übersetzungen deutscher Namen in fremde Formen. — Zu dem reichhaltigen Stoffe im einzelnen beizutragen, kann hier nicht die Aufgabe sein. Zu dem Namen Meier, der sowohl aus *maior* entwickelt als auch hebräisch sein kann (S. 102), sei erwähnt, dass auch die plattdeutsche Form Meier = Mäher in dem Namen stecken kann. — Der sehr häufige Name Kroll, der (S. 98) als „kraus, lockig" erklärt wird, dürfte in der Mehrzahl der Fälle das slawische Wort *král* „König" sein. —e—.

Schön, Friedrich, Geschichte der deutschen Mundartdichtung. 2. Teil. Freiberg i. B. 1921, Fehsenfeld. 130 S.

In dieser Fortsetzung des ersten (Mitteil. XXII 107 besprochenen) Teiles ist die nieder-, mittel- und oberdeutsche Mundartdichtung „von der Zeit der niederdeutschen Klassiker" (mit denen Klaus Groth und Fritz Reuter gemeint sind) bis zur Gegenwart behandelt. Auf niederdeutschem, schwäbischem, schlesischem Gebiete schliesst sich der Verfasser sehr eng an die Vorarbeiten an, die diesem zweiten Teile sehr zugute kommen. Mag auch manches zu bessern und zu ergänzen sein, so ist doch eine solche Übersicht schon in bibliographischem Sinne nützlich und dankenswert. —e—.

Proben hoch- und niederdeutscher Mundarten von Alfred **Götze.** Kleine Texte f. Vorles. u. Übungen 146, herausg. von H. Lietzmann. Bonn 1922, Marcus u. Weber. 110 S.

Die für mundartliche Seminarübungen sehr nützlichen Texte sind aus vorhandenen wissenschaftlichen Dialektarbeiten zusammengestellt. Die phonetische Schreibung ist einwandfrei; da sie so verschiedenartigen Mundarten dienen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

muss, ist sie nicht sehr übersichtlich; stärkere Heranziehung eines gemeinsamen Textes, wie z. B. der Wenkerschen Sätze, könnte das Einlesen wohl erleichtern.
Siebs.

Deutsche Gebete, ausgewählt von Br. **Bardo.** 4. Aufl. Freiburg i. B. 1921, Herder. 262 S. M. 15,40.

Die Sammlung trat zuerst im Weltkriege ihren Gang an; jetzt erscheint sie aufs neue, das deutsche Volk zum Selbstbewusstsein und zum Ehrgefühl zurückzuführen; katholisch und deutsch will sie für Zucht und Ehre wirken und die gläubige Vergangenheit erstehen lassen. So wird das Gebetsleben des Mittelalters in weitestem Masse berücksichtigt, und manches Handschriftliche wird mitgeteilt; auch althochdeutsche Stücke wie das Wessobrunner Gebet und manches Mittelhochdeutsche und Frühneuhochdeutsche ist, in neuere Sprache übertragen, aufgenommen. — e —.

Volckmann, Erwin, Alte Gewerbe und Gewerbegassen. Deutsche Berufs-, Handwerks- und Wirtschaftsgeschichte älterer Zeit. Würzburg 1921, Gebr. Memminger. 354 S.

Der um die Erforschung der Strassennamen verdiente Verfasser gibt auf Grund reichhaltigen Stoffes eine Darstellung des reichen Gewinnes, der sich aus der Betrachtung der Gewerbenamen für die Geschichte des Handwerks und der Wirtschaft in Deutschland namentlich während der letzten fünf Jahrhunderte erzielen lässt. Das Werk ist übersichtlich nach den wichtigsten Berufsgruppen angeordnet: zuerst die Berufe der Urproduktion (Landbau, Viehzucht, Jagd usw.), dann die Gewerbe für Nahrung, Kleidung, Metallverarbeitung, für Verwertung von Häuten, Holz und Ton; dann folgen Handel und Verkehr, bildnerische und Baugewerbe, Klein- und Lohngewerbe, schliesslich sogenannte „unehrliche Hantierungen". Aus einer grossen Zahl von Städten des gesamten deutschen Sprachgebietes ist der Stoff behandelt worden, und jeder Gebildete wird mannigfache und viele ihn heimatlich berührende Belehrungen finden. Dass auch Beiträge zum deutschen Wörterbuche darin enthalten sind, braucht kaum erwähnt zu werden. — Unter den schlesischen Städten, deren Strassennamen behandelt werden und in manchen anderen Gegenden beachtenswerte Parallelen finden, ist besonders Breslau berücksichtigt, zumal da ja Hermann Markgrafs Arbeiten Stoff und treffliche Erklärungen boten. Der Verfasser schliesst sich der Deutung an, dass die Harrasgasse nach dem Wollgewerbe genannt ist, das seinen Namen ursprünglich von der Stadt Arras hat; der vielumstrittene Name Pfnorrgasse (so hiess früher der obere Teil der Altbüsserstrasse; der Name ist auch für Oberglogau bezeugt) wird auf das schnurrende Geräusch der Spinnerei zurückgeführt; die Hummerei wird als ein Wort böhmischer Herkunft mit „Malzdarre" gedeutet (so auch Markgraf) — da ein Teil der Hummerei auch Hutmacherstrasse hiess, so könnte in dem Namen ja allenfalls auch eine Abschleifung aus „Hutmacherei" zu Hutmerei vorliegen (die Hutmacher wurden auch Huter genannt). — Auch für Familiennamen, die Gewerbe bezeichnen, ergibt sich manche Erklärung: so dürfte der Name *Pfotenhauer* eine Entstellung aus Pfettenhauer sein, das den Zimmermann meint (eigentlich den, der die Pfetten oder Dachbalken zimmert). — Eine kleine Berichtigung sei noch gegeben: in dem bremischen Namen der Sögestrasse (= Saustrasse) liegt ein *ö*, nicht aber

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein *o* mit folgendem Dehnungs-*e* vor. — Wir sind dem Verf. für das reichhaltige und von grosser Liebe zum deutschen Handwerk zeugende Buch dankbar. Siebs.

Götze, Alfred, Vom deutschen Volkslied. Freiburg i. B. 1921, Boltze. 120. S.

In der feinsinnigen Schrift handelt G. zunächst über Begriff und Wesen des Volksliedes und gibt dabei treffliche Beobachtungen und Beispiele zu dessen Entwicklung; so auch im zweiten Abschnitte, der vom Stil des Volksliedes handelt. Schade nur ist, dass hier wiederum — wie in so vielen Arbeiten über das Volkslied — das meines Erachtens hoffnungslose Bestreben herrscht, den Begriff Volkslied zu bestimmen. Derartige Definitionen, wie sie früher in Wörterbüchern auftraten, sind in der Lexikographie längst beseitigt worden; in der Volkskunde herrschen sie noch immer: was ist Volkslied, Volkssage usw.? Ja selbst die Volksseele wird definiert; nur den Begriff „Volkskunde" lässt man etwas mehr in Ruhe. Schon der Begriff „Volk" ist unbestimmbar, denn es handelt sich dabei um die Bedeutungsentwicklung eines Wortes, die zu ganz verschiedenen Verwendungen geführt hat. Und mag man für den Begriff des Volksliedes noch so viele und feinempfundene Merkmale angeben, so wird man doch kein entscheidendes finden: es ist unmöglich, das Unbekanntsein der Verfasser, das höhere Alter der Lieder, das Vorhandensein einer gewissen Stimmung u. a. m. als Charakteristikum hinzustellen, denn alles das fehlt manchen Liedern, die jeder als Volkslied bezeichnet. Spielt doch im Schicksal dieser Lieder der Zufall eine bedeutsame Rolle. Auch scheint es mir ganz verfehlt, nur bekannte Gedanken im Volksliede finden zu wollen — da käme man ja schliesslich auf ein „primitives Gemeinschaftslied" hinaus. — Ein solches will nun G. wiederum vom Volksliede trennen; aber das würde neue Definitionen und Schwierigkeiten schaffen, auch ist die Grenze nicht zu ziehen: man denke z. B. an das mittelhochdeutsche *„swaz hie gât umbe* usw. — Ebensowenig wie der Text lässt sich die Weise des Volksliedes bestimmen und von der des sog. Kunstliedes scheiden (auch dieser Gegensatz, den G. als notwendig betrachtet, ist trotz seines ehrwürdigen Alters unhaltbar); gewisse Tonfolgen kehren im Volksliede häufig wieder, gewisse Rhythmen u. a. — Aber notwendig sind diese Merkmale zum Begriffe der Volksweise nicht (Treffliches hat hierüber Max Schneider gesagt, vgl. diesen Band der „Mitteilungen" S. 139). Man mag und soll getrost auch fernerhin von Volksliedern, von Volksweisen usw. reden und mit feinem Takte deren Eigenart fühlen, ihr Gebiet empfinden — aber hier definieren und abgrenzen zu wollen, ist und bleibt ein in wissenschaftlichem Sinne fruchtloses Beginnen.

Was G. weiterhin über den Stil des Volksliedes bietet, ist fein durchdacht und mit guten Beispielen erläutert; natürlich deckt es sich in mancher Hinsicht mit den ausgezeichneten Forschungen von John Meier. Auch G.s gesunde Ansichten über das Schicksal des Volksliedes in der Gegenwart und über die unberechtigte Klage seines Verfalls beruhen auf gründlicher Kenntnis und räumen mit manchem Vorurteil auf; dadurch ergeben sich freilich hier und da Widersprüche zu den in früheren Abschnitten gegebenen Begriffsbestimmungen: z. B. Kunstlied und Gassenhauer, die dort in schroffen Gegensatz zum Volkslied gestellt wurden, werden nunmehr mit Recht als wichtige Faktoren seiner Weiterbildung anerkannt. — Zwei kleinere Aufsätze, einer über Jörg Grünwald und

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer über Goethes Beziehungen zum Volkslied, beschliessen das dankenswerte Büchlein. Die Ausstellungen, die ich an ihm gemacht habe, sollen kein Tadel für den Verfasser sein, sondern nur auf die allgemein verbreitete Überschätzung der Begriffsbestimmungen hinweisen. Siebs.

Bruinier, J. W., Das deutsche Volkslied. Aus Natur und Geisteswelt 7. Leipzig 1921, B. G. Teubner. 6. Auflage. 124 S. Kart. M. 6,80.

Das Büchlein, das seit seinem ersten Erscheinen vor 22 Jahren, viele Freunde gewonnen hat, erscheint in neuer Fassung. Im zweiten Teile, der vom „Wesen des Volksgesanges" handelt und von dem Verhältnisse des Volksliedes zum Kunstliede und vom Zusammensingen und Zersingen spricht, ferner auch im dritten Teile, der die „Anfänge des deutschen Volksgesanges" darstellt, ist einiges geändert worden. Fast ganz neu aber ist ein weiterer Abschnitt über die „Soldatenlieder". Ihr Schicksal wird durch die letzten Jahrhunderte verfolgt, und besonderer Wert ist auf ihre Entwicklung im Weltkriege gelegt. — Im grossen ganzen erscheint das Kriegslied von 1914 getragen von der Stimmung, die den Zug der Burgunder ins Hunnenland begleitet: wir kehren nicht zurück. Wie durch das ganze Büchlein, so zieht sich ganz besonders durch diesen Abschnitt der gute, deutsche Sinn und starke vaterländische Geist des Verfassers. —s.

Frings, Theodor, und **Vandenheuvel,** Josef, Die südniederländischen Mundarten. Texte, Untersuchungen, Karten. I. Texte. Deutsche Dialektgeographie, herausgegeben von F. Wrede XVI. Marburg 1921, Elwert.

Es ist eine sehr dankenswerte Gabe, die uns hier Th. Frings gemeinsam mit einem aus Nevele bei Gent stammenden Fachmanne schenkt: aus den Provinzen Limburg, Brabant, Antwerpen, Ostflandern, Westflandern und Französisch-Flandern werden, nach Aufzeichnungen in Gefangenenlagern 1917, Texte mitgeteilt; zuerst die Wenkerschen Sätze, dann freie Texte und die dazu gehörige deutsche Übersetzung. Dass F. die Befürchtung ausspricht, es könnten Fehler untergelaufen sein, und dass er in einem Falle erst nach längerer Zeit die Unsicherheit eines Gewährsmannes erkannt hat, das wundert den, der mit praktischer Mundartenforschung vertraut ist, gewiss nicht; tatkräftiges Leugnen kommt gelegentlich vor, auch wo man die Gründe dazu nicht begreift. — Dass die Wenkerschen Sätze gewählt sind, dafür bedarf es keiner Entschuldigung; wir haben ja keine besseren Texte, die für weite Gebiete gelten. Besseres leisten ja natürlich die besonders für eine bestimmte Gegend zurechtgeschnittenen Sätze, in denen alle wichtigsten Unterschiede zur Geltung kommen, die innerhalb jenes engeren Gebietes erscheinen. So haben wir ja vorzügliche Sätze für Schlesien in unseren „Mitteilungen" durch F. Graebisch geboten; aber solche Sätze kann man erst nach genauer Kenntnis der betreffenden Mundarten aufstellen. — Die freien Texte sind eine erfreuliche Zugabe; dass man von den dereinst beliebten Bibeltexten keinen Gebrauch mehr macht, die doch den ungeeignetsten Stoff bieten, ist nur zu billigen.

Die Schreibung ist klar und übersichtlich. Interessant sind die nebeneinander gestellten verschiedenen Aufzeichnungen der Wenkerschen Sätze in einer und derselben Mundart. — Hoffentlich können wir bald über die Fortsetzung der wertvollen Arbeit berichten. Siebs.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meisinger, Othmar, Bilder aus der Volkskunde. Frankfurt a. M. 1920, Moritz Diesterweg. 288 S. 21,60 M.

Im Gegensatz zu den vielfachen Bestrebungen, theorethische Begriffserklärungen der volkskundlichen Wissenschaft zu geben, verfolgt dieses Buch rein praktische Zwecke. Es will den Sinn für deutsches Volkstum wecken und durch zahlreiche Einzelaufsätze — es sind deren 73 — aus den verschiedensten Gebieten der Volkskunde eine Vorstellung von ihrem Inhalt und Umfang geben. Die Auswahl dieser Beiträge ist, rein stofflich betrachtet, im ganzen recht zweckmässig. Sie rühren sämtlich von anerkannten Forschern her und behandeln eine Fülle von Einzelheiten. Wenn man aber die vom Herausgeber berücksichtigten Stämme und Landesteile ins Auge fasst, so stellt sich leider ein sehr empfindlicher und bedauerlicher Mangel heraus: Süd-, West- und Mitteldeutschland sind reichlich bedacht, aber der ganze Osten fehlt so gut wie völlig. Kein einziger selbständiger Aufsatz ist der Ostmark — Ost- und Westpreussen, Posen und Schlesien — gewidmet, und doch sind diese Gegenden nicht minder reich und beachtenswert als die anderen; aber der Osten wird nun einmal grundsätzlich und schier selbstverständlich auf allen Gebieten vernachlässigt; dass das auch in einem wissenschaftlichen, allgemein deutschkundlichen Werke geschieht, ist ganz besonders traurig. Und was für schöne und lehrreiche Proben hätten sich, um allein von Schlesien zu reden, aus unseren „Mitteilungen", aus „Schlesiens volkstümlichen Überlieferungen", aus „Wort und Brauch" schöpfen lassen! Aber auch trotz dem erwähnten Nachteil würden wir das brauchbare Buch gern in der Hand recht vieler Studenten, Lehrer und Schüler höherer Lehranstalten sehen.

H. Jantzen.

Niedlich, Joach. K., Deutscher Heimatschutz als Erziehung zu deutscher Kultur! Die Seele deutscher Wiedergeburt. Herausgegeben vom Friesenbund. Leipzig 1920, Dürrsche Buchhandlung.

Dieses ernst zu nehmende Buch erhebt den Ruf nach der für uns unbedingt notwendigen Erziehung zur deutschen Volkskultur. Gegenstand des Heimatschutzes soll alles sein, was das Wesen deutscher Art ausmacht: Natur, Geschichte, Kultur, ihre Denkmäler und ihre Erscheinungen. Alles das bedarf bewussten, klugen Schutzes, umsichtiger, sorgfältiger Pflege und soll ausgenutzt werden für die Erziehung von jung und alt, nicht um des sachlichen Stoffgehalts willen, sondern wegen der darin geborgenen Gefühlswerte. Ein ganz wesentlicher Punkt soll dabei sein, das Bewusstsein für den Zusammenhang von Ausdruck und Wesen, von Form und Inhalt zu wecken und zu klären. Niedlichs Wünsche sind umfassend und sehr vielseitig, im Kerne durchaus gesund und billigenswert, mag auch im einzelnen noch manches der Berichtigung, des Ausbaues oder der Verfeinerung bedürfen. Das meiste davon gehört in das Gebiet der Erziehung und des Unterrichts. Unser Gebiet, die Volkskunde, spielt bei ihm eine Hauptrolle. Was er über Familien-, Gemeinde-, Stammes- und Volkskultur sagt, hängt aufs engste mit unseren Bestrebungen zusammen, und es ist freudig zu begrüssen, dass jetzt von den verschiedensten Seiten her die Stimmen immer lauter werden, die der Volkskunde den ihr gebührenden Raum in unseren Schulen erkämpfen wollen. Wer darauf hinzielt, jenes Ideal von der Erziehung zum deutschen Volksbewusstsein zu verwirklichen, kann sie auch gar nicht mehr entbehren,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondern muss in ihr eines der vorzüglichsten Hilfsmittel dazu erblicken, wohlgemerkt immer in dem Sinne, den auch Niedlich durchaus betont, dass sie Gefühlswerte und völkisches Empfinden erregen soll, nicht aber aus Gründen der Gelehrsamkeit und um unsere Jugend mit dem Wissen um allerhand philologischen Kleinkram zu beschweren. Wer die rechte Bedeutung der Volkskunde für die Schule erkannt hat, der weiss, dass sie wie kein anderes Stoffgebiet imstande ist, wirkliches Leben zu wecken und das Volksbewusstsein zu stärken. Darum ist das Buch auch unseren Lesern zu empfehlen, und zwar besonders denen, die dem Lehrstande angehören.

Am Schlusse teilt der Verfasser noch einen grosszügigen „Entwurf zu einer planmässigen Heimatsiedlung in der Landschaft" mit, der sich unmittelbar auf die Provinz Schlesien bezieht. Er plant eine gewaltige Schauanlage (das Wort Museum, auch im Sinne des Freilichtmuseums, wird als fremd absichtlich gemieden) in räumlichem Anschluss an unsere Breslauer Jahrhunderthalle; sie soll die gesamte kulturgeschichtliche Entwicklung und Bedeutung Schlesiens durch die verschiedensten Mittel darstellen. Gewisse Anfänge liessen sich bei gutem Willen übrigens auch gegenwärtig schon machen. In mancher Beziehung berührt sich mit Niedlichs Plänen der grosszügige Entwurf über den künftigen Ausbau des Ausstellungsgeländes, den Stadtbaurat Berg in seinem Aufsatz „Zukünftige Baukunst in Breslau als Ausdruck zukünftiger Kultur" in dem prächtigen Werke „Breslau" (Berlin-Halensee, Dari-Verlag, 1921) S. 32 kurz angedeutet hat.

H. Jantzen.

Riedel, P., Aberglaube und Zauberwahn im heutigen Deutschland. Langensalza 1920, Wendt u. Klauwell. 173 S. 7,80 M.

Eine unwissenschaftliche, kritiklose und oberflächliche Zusammenstellung aller möglichen Einzelheiten aus den verschiedensten Gebieten, bei denen der Aberglaube eine Rolle spielt. Ein paar Abschnitte behandeln ihn bei Tagen und Zeiten (!), Wetter und Ernte, von der Wiege bis zum Grabe, in der Tier- und Pflanzenwelt, zu der sich dann auch noch das Mineralreich gesellt; dann beschäftigt Verf. sich mit den volkstümlichen Prophezeiungen, mit Traum- und Sternendeutung, dem Wahrsagen aus der Hand, mit Kartenlegen, Amuletten und Zauberformeln. Zu Anfang finden wir einen recht unklaren Versuch, den Begriff Aberglauben festzulegen, und ein Kapitel fasst einige uralte Sagengestalten ohne weiteres als Gebilde des Aberglaubens auf. — Für wissenschaftliche Zwecke ist das klassische Werk über den deutschen Volksaberglauben noch immer das von Adolf Wuttke, das 1900 in der Bearbeitung von E. H. Meyer in dritter Ausgabe erschienen ist. H. J.

Wehrhan, K., Die Freimaurerei im Volksglauben. 2. Aufl. Detmold 1921, Meyersche Hofbuchhandlung. 95 S.

In zweiter Auflage erscheint die Sammlung hier in wenig veränderter Gestalt. Nach einer Einleitung, die das Wesentlichste über die Stoffe der Freimaurersagen zusammenfasst, werden diese selber mitgeteilt. Sie haben bekanntlich vor allem das Geheimniswesen und die Teufelsbündnisse zum Gegenstande. —e—

Watzlik, Hans, Böhmerwald-Sagen. Böhmerwäldler Dorfbücher, 5. Heft. Budweis 1920, Verlag Moldavia. Kr. 4,50 čech.

Nach einer kurzen Einleitung über die wichtigsten Gestalten des deutsch-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

böhmischen Volksglaubens werden in schlichter, volkstümlicher Sprache auf 94 Seiten eine grössere Zahl von Sagen erzählt; einige Bilder (von Schönecker) sind als Schmuck beigegeben. —e.—

Heckel, Hans, Die Schlesischen Provinzialblätter von 1785—1849 in ihrer literargeschichtlichen Bedeutung (= Wort und Brauch, volkskundliche Arbeiten, namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von Th. Siebs und M. Hippe, 15. Heft). Breslau 1921, M. u. H. Marcus. 186 S. 20 M.

Es war eine mühsame, aber doch auch dankbare, vor allem aber dringend notwendige Arbeit, die 130 Bände dieser bedeutsamsten aller schlesischen Zeitschriften so zu durchforschen, dass man ein ausreichend klares Bild von ihrer Art, ihrem Werte und ihrem wichtigsten Inhalt erhielt. Heckel hat mit Fleiss und Geschick seine Aufgabe gelöst.

Die Schlesischen Provinzialblätter sind der erste Versuch einer Heimatzeitschrift in unserer Provinz und übten ihrerzeit eine ansehnliche Wirkung. Sie zogen die gesamte Kultur der Provinz in den Kreis ihrer Betrachtungen und berücksichtigten neben Wirtschaft, Handel, Geschichte, Philosophie, Unterricht, Familienkunde, Unterhaltung insbesondere auch die Dichtung, und zeitweilig, wenn auch in beschränktem Umfange, das, was wir jetzt unter Volkskunde verstehen. Was für Werte für unsere Literatur- und Theatergeschichte darin stecken, hat Heckel sorgfältig und mit gewissenhafter Abwägung gezeigt. Sind auch nur sehr selten künstlerisch hervorragende Leistungen in ihnen zu finden, so gibt doch die ganze Reihe dieser Bände ein treffliches Bild von dem geistigen Behaben unserer Heimat in jenen Jahrzehnten. Wir erkennen, wie sie zu Anfang noch fast völlig abgeschlossen ist von dem Geistesleben des übrigen Deutschland, das man schlankweg als Ausland zu bezeichnen pflegte, und wie erst allmählich, seit den schmerzlichen Notjahren am Anfange des vorigen Jahrhunderts das Bewusstsein der inneren Zusammengehörigkeit mit Preussen und Deutschland sich entwickelt und wie dies sich auch in den literarischen Bestrebungen widerspiegelt. Elf Jahre nach dem Eingehen der Blätter im Jahre 1849 wurde übrigens eine neue Folge begonnen, die sich von 1860—1875 notdürftig hielt, ohne erhebliche Bedeutung zu gewinnen.

Auf den literargeschichtlichen Inhalt des Buches, der naturgemäss am wichtigsten ist, kann hier nicht eingegangen werden. Für die Volkskunde findet sich einiges Beachtenswerte. So ist der treffliche Georg Gustav Fülleborn, der „Vater der schlesischen Volkskunde", der Herausgeber des für unser Gebiet sehr ergiebigen „Breslauer Erzählers" mit einer Reihe von Beiträgen über allerhand Sagen von Rübezahl, vom Zobten, vom Hausberge bei Hirschberg u. a. vertreten (Heckel S. 101; über Fülleborn selbst hat ausführlich K. Olbrich in unseren „Mitteilungen", Heft 13 [1905] S. 130ff. geschrieben). Es ist sehr bezeichnend, dass Fülleborn seinen ersten volkskundlichen Beitrag mit folgender Anmerkung begleitete und entschuldigte: „Der Verfasser macht allen denen, die so etwas zu lesen oder gar zu schreiben unter ihrer Würde finden, ein ehrfurchtsvolle Verbeugung". Sonst finden wir etwa noch ein paar Aufsätze des Hirschberger Lehrers K. F. Wander, der sich um die deutsche und besonders auch um die schlesische Sprichwörterkunde grosse Verdienste erworben hat, über schlesische Sprach- und Mundartenforschung, eine Abhandlung Karl Werder-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

manns „Über den Charakter der Bauers, insbesondere in Schlesien“ und hier und da verstreut noch einige Märchen und Sagen und sonstiges ohne Angabe des Verfassers.

Die Arbeit ist eine wertvolle wissenschaftliche Leistung, die in erster Reihe dem Literarhistoriker, aber auch darüber hinaus jedem Freunde unserer heimischen Kultur reiche Anregung und Belehrung bietet. H. Jantzen.

Schlesische Heimatbücherei, herausg. von **E. Glauber**. Die Fruchtschale Friedrich von Logaus und Cherubinischer Wandersmann des Angelus Silesius; ausgewählt und gewürdigt von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Görlitz 1921, Verlag Görlitzer Nachrichten.

Jedes der Büchlein bietet eine geschmackvolle kurze Auswahl der Sprüche, deren möglichste Verbreitung in weiten Kreisen wünschenswert ist. Mit dem Raum ist verschwenderisch umgegangen, leicht hätte sich auf ihm der dreifache Stoff geben lassen. Dass die Langzeilen Logaus als Halbzeilen gedruckt „packender und einprägsamer“ wirken, war wohl nicht des Dichters Ansicht und ist auch nicht die unsere. —e—

Bruck, Prof. Dr. Walther, Die Historie vom güldenen Zahn eines schlesischen Knaben. Kulturgesch. d. Zahnheilkunde III. Berlin 1920, Meusser. 4°. 42 S.

Die Technik der Zahnheilkunde reicht in graues Altertum hinauf: man braucht nur die goldenen Füllungen im Museo del Papa Giulio zu Rom zu betrachten, um sich dessen zu vergewissern. — Dass man sich in Deutschland schon vor 400 Jahren auf Herstellung von Goldkronen verstand, lehrt die Geschichte eines raffinierten Schwindels, der um 1600 zu Reichenbach in Schlesien geübt wurde. Der medizinische Professor Horst aus Helmstädt liess sich dadurch betören und hat des längeren über die ominöse Bedeutung des güldenen Zahnes des Knaben Christoph Müller gehandelt. Das hat viel Aufsehen gemacht und Kontroverse hervorgerufen, ist auch mehrfach als das Wunder vom goldenen Zahn dichterisch behandelt worden. Diese Sache von volkskundlichem Interesse ist von dem Verfasser in trefflicher Ausstattung dargestellt. —e—

Hillebrand, Dr. L., Das Riesengebirge in der deutschen Dichtung. Breslau 1922, Ferd. Hirt. 183 Seiten.

Das Riesengebirge, das Glanzstück unserer schlesischen Landschaft, ein Hauptfaktor unserer Landesnatur, innig verwachsen mit dem Denken und Fühlen des Schlesiers, wie sollte es nicht in unserer Dichtung, aber auch in unsere volkstümlichen Überlieferungen unauslöschliche Spuren hinterlassen haben! So findet obige Schrift, die auf fleissiger, umsichtiger Forschung beruht und anschaulich, ansprechend darstellt, in der deutschen, insbesondere schlesischen Dichtung reichen Stoff und bietet auch der schlesischen Volkskunde schätzenswerte Beiträge. Einen breiten Raum nimmt naturgemäss die dichterische Behandlung der Riesengebirgssagen, vor allem der Rübezahlsage ein. War auch hier durch frühere Forschungen von Regell, de Wyl u. a. der Grund gelegt, so fügt doch die Verfasserin namentlich für das 19. Jahrhundert manches Neue hinzu. Die literarische Behandlung der Rübezahlsage vom 16.—18. Jahrhundert, die von Franz Fabers Sabothus über Opitz, Fechner, Prätorius, Lohenstein bis zu Casp. Gottl. Lindner verfolgt wird, ist nur ein schwacher Vorläufer der neueren Dichtung, die sich an die Einführung des Rübezahlstoffes in die Weltliteratur durch

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Musäus (1782—1786) anschliesst. Jetzt bezeugt eine Fülle epischer und dramatischer Bearbeitungen, von Fouqué, den Gebrüdern Contessa, Houwald, Wolfg. Menzel, Steffens bis zu Karl Hauptmann und Eberhard König, Ohorn und Passon, die Richtigkeit der Worte Kahlerts über Rübezahl: „Es ist im Wesen dieses Geistes eine so unverwüstliche Eigentümlichkeit, dass sie auch durch die ungeschicktesten Entstellungen hindurchdringt. Seine Figur ist typisch geworden, ein Liebling des Volkes, dem alle guten Einfälle zugewandt werden, der durch wechselnde Zeiten und Völker fortlebt, ein Schiboleth für den Volkswitz". Von Kynastsagen erscheinen besonders die Kunigundensage und der „Sprung vom Kynast" in der Dichtung. Zu ihren Bearbeitern zählen u. a. Theodor Körner und Willibald Alexis. Neben den Walensagen, die schon im 16. Jahrhundert von Franz Faber, in neuerer Zeit besonders von Bruno Wille und Hedwig Loening dargestellt worden sind, wird noch die Sage von der Entstehung und Benennung des Riesengebirges erwähnt. Der Anteil der Spinnstuben an der Ausgestaltung der Gebirgssagen und die Volkspoesie des Riesengebirges werden besprochen. Die Dialektliteratur des Gebirges, die schon 1716 mit einer im Koppenbuche eingetragenen Reiseschilderung „Vom Riesa Barge kumm ich rah" beginnt, ist in neuerer Zeit besonders durch Holtei, Max Heinzel, Bertermann vertreten. Von dem Volkscharakter der Gebirgsbewohner haben in den letzten Jahrzehnten Karl Hauptmann, Hermann Hoppe, Fedor Sommer, Felix Holländer, Kurt Felscher ungeschminkte Bilder teils dunklerer, teils hellerer Färbung entworfen. Namentlich Sommers Roman „Die Fremden", der in durchsichtiger Verhüllung die Umwandlung der Bevölkerung Schreiberhaus durch die Fremdenindustrie schildert, wird von der Verfasserin mit Recht als wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte des Riesengebirges hervorgehoben. H. Wendt.

Schmude, Albert, Breslau, eine Heimatkunde. Breslau 1921, Ferdinand Hirt. 312 Seiten.

Obwohl dieses brauchbare Buch in erster Reihe der Geschichte und der Beschreibung unserer Stadt gewidmet ist, verdient es doch auch an dieser Stelle anerkennende Erwähnung; denn im weitesten Sinne gehören die hierbei behandelten Fragen auch zu unserer Wissenschaft. Heimatkunde und Volkskunde haben die allerengsten Beziehungen zueinander. Für eigentlich Volkskundliches im engeren Sinne freilich ist in der Grossstadt nicht viel Raum. Der Verfasser hat zwar einen besonderen Abschnitt dieses Titels aufgenommen, und er bespricht darin den Stammescharakter, Sprache und Dichtung, Aberglaube und Sage, Sitten und Bräuche, Wohnung und Tracht. Aber dieser Abschnitt ist, was vielleicht im Rahmen des Gesamtwerkes entschuldbar ist, so knapp — er umfasst nur vier Seiten, während z. B. der Geschichte der Stadt über 40, der Beschreibung des gegenwärtigen Stadtbildes 115 Seiten gewidmet sind —, dass dabei nicht viel herausgekommen ist; manche Ausführungen darin gehören überdies gar nicht in das Gebiet der Volkskunde, wie z. B. die Aufzählung der in Breslau geborenen berühmten Leute; die Ausführungen über die Sprache und Mundart sind z. T. unzutreffend, und der Rest ist so dürftig, dass für eine Neuauflage zu erwägen wäre, diesen Teil entweder ganz wegzulassen oder ihm etwas mehr Raum zu gönnen. — Trotz dieses Mangels ist das Buch als praktische und zuverlässige Heimatkunde warm zu empfehlen. H. Jantzen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Andreae, Friedrich, Breslau um 1800. Breslau 1921, Grass, Barth & Co. 59 S.

In höchst fesselnder Weise hat uns hier der Geschichtsforscher ein treffliches kleines Kulturbild geschaffen. Zuerst wird von den Reisegelegenheiten gehandelt, dann — mit Hilfe guter Abbildungen — die Landschaft und die Stadt mit ihrem Verkehrsleben gezeichnet und dann der damalige Geschmack in Architektur und Gartenkunst geschildert. In einem letzten Abschnitt werden die streng begrenzten Gesellschaftsschichten charakterisiert; Adel, Bürgertum, Bauernstand, Militär, Judenschaft werden in ihrer Stellung an der Hand treffender Urteile gezeichnet. — Zu S. 40 sei bemerkt, dass man auf die soziale Stellung des Gesindes keinen Schluss ziehen darf aus der Bezeichnung „das Mensch" für Dienstmädchen; dieser Gebrauch ist nicht auf Schlesien beschränkt, auch wird im 17. Jahrhundert „das Mensch" vielfach im edelsten Sinne gebraucht, z. B. für die Jungfrau Maria. S.

Breslauer Sagen und Legenden, gesammelt und nacherzählt von Fritz Enderwitz. Mit Bildern und Buchschmuck von W. Bayer. Breslau 1922, Priebatsch. 101 S.

Diese — wie auf dem Titel unerwähnt bleibt — zweite Sammlung ist, wie die erste, gut ausgestattet; die Sagen sind geschmackvoll erzählt. Auch hier wäre es ein leichtes gewesen, die Quellen zu verzeichnen, aus denen die Sagen entnommen sind, z. B. für Nr. 10 (Gespenstererscheinungen in einem Ringhause) Prov.-Bl. 1862, 436 bzw. Kühnau I 127; für Nr. 12 Grässe S. 180 bzw. Kühnau I 129; für Nr. 15 Kühnau III 29; für Nr. 23 Olbrich, Germ. Abh. XII 122 bzw. Kühnau II 267 u. a. m. Der nicht gedankenlose Leser wünscht über Herkunft und Glaubwürdigkeit der Sagen etwas zu erfahren, und so würde er gewiss auch dankbar sein, z. B. bei der Glockengiessersage nicht nur die fragwürdige Ballade von Wilhelm Müller vorzufinden, sondern lieber von den trefflichen Ausführungen Hippes etwas in den Anmerkungen zu hören. Die ganz ungenauen und willkürlichen Literaturangaben helfen da wenig. -e-

Jecht, R., Görlitz, bevor es Stadt wurde. Görlitz 1921, Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten und Anzeiger. 15 Seiten. 5 M.

Diese kleine inhaltreiche Studie ist ein fesselnder Beitrag zur ältesten schlesischen Siedlungsgeschichte. Anlass dazu gab, dass Görlitz, jetzt die zweitgrösste Stadt Schlesiens, am 11. Dezember 1921 den 850. Gedenktag seiner ersten Erwähnung begehen konnte. Unter dem 11. Dezember 1071 verlieh der junge deutsche König Heinrich IV. „acht Königshufen im Gau Milska, gelegen im Dorfe Goreliz", in feierlicher, uns noch sehr gut erhaltener Urkunde dem Bischof Benno von Meissen. Jecht beschreibt und erläutert diese Urkunde und gibt eine anziehende Schilderung des ehemaligen Dorfes, seiner Bedeutung und seiner Entwicklung bis zur Verleihung des Stadtrechtes, die um 1220 erfolgt sein dürfte. Beigegeben sind Nachbildungen der Urkunde und eines Planes der alten acht Königshufen nach ihren noch im Jahre 1849 erhaltenen Grenzen. Leider sind aber diese Abbildungen, besonders die der Urkunde, allzu stark verkleinert. J.

Wendisches Familienleben der Oberlausitz. Hoyerswerda o. J. [1921], Fritz Fiedler.

Ein Bilderalbum mit 20 Ansichten ohne jeden Text. Die Abbildungen sind gut gelungen und sind besonders lehrreich für die im wendischen Sprachgebiet noch in seltener Fülle vorhandenen Volkstrachten. Sie zeigen uns die Leute bei allerhand Festen, namentlich bei der Hochzeit, die Arbeiter auf dem Felde, bei

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Rast und bei der Ernte, die Frauen und Mädchen in der Spinnstube und beim Haubensticken, die Schulanfänger mit grossen Düten und manches andere; auch die Hausformen treten klar hervor. Die Unterschriften sind in deutscher und wendischer Sprache abgefasst. H. Jantzen.

Longsfeld, B., Sagen des Kreises Reichenbach (Reg.-Bez. Breslau). Reichenbach 1921, Verlag des Pestalozzivereins. 28 Seiten.

Eine kurze aber geschickte Zusammenstellung aller Sagen, die sich auf das Städtchen und seine Umgebung beziehen: dreissig Stücke, die zumeist aus Kühnaus „Schlesischen Sagen" und dem Buche von Jaschke „Unsere Berge" entnommen sind. Wissenschaftliche Zwecke verfolgt es nicht, sondern es will durchaus den Kindern des Volkes dienen. Das ist ein nicht minder wertvolles Ziel der praktischen Volkskunde. Ein treffliches Lesebüchlein, das den Weg in die Schulen und die Häuser jenes Kreises finden möge. H. Jantzen.

Clemenz, B., Kloster Leubus und der Oderwald. Landschaftsbilder, Naturschönheiten und Kulturschätze. Liegnitz 1921, Verlag der Beratungsstelle für Heimatpflege in Niederschlesien. 27 Seiten. 4 M.

— , Wahlstatt. Landschaft und geschichtliche Bedeutung. Ebenda 1921. 36 Seiten. 5 M.

Die beiden Büchlein sind die ersten Hefte einer Sammlung „Wissenschaftlicher Wanderführer zur Förderung des wissenschaftlichen Wanderns für Heimat- und Wandervereine, Heimatfreunde, Schulen und Jugendpflege", welche die ausserordentlich rührige, unter Leitung des Verfassers stehende Liegnitzer Beratungsstelle herausgibt. Sie sind gut und praktisch angelegt, besser als die landläufigen kleinen Führer, denn sie würdigen mit Verständnis und Liebe neben der Gegenwart auch die Vergangenheit. Das Heft über Leubus lässt die lange und schicksalsreiche Geschichte des alten Zisterzienserklosters in unserem prachtvollen Oderwald in kurzen Zügen an uns vorüberziehen und beschreibt die Sehenswürdigkeiten des gewaltigen Bauwerks.

Das zweite Heft macht den Versuch, die Aufmerksamkeit weiterer schlesischer Kreise auf das jetzt wenig beachtete stille Fleckchen Erde zu lenken, auf dem am 9. April 1241 die weltgeschichtlich bedeutsame Mongolenschlacht geschlagen wurde; auch die einst berühmte Kadettenanstalt, aus der Hindenburg hervorgegangen ist, gehört bereits der Geschichte an, da sie seit dem Frühjahr 1920 ihrem militärischen Zwecke entzogen ist. Die sonstigen Sehenswürdigkeiten des Ortes werden natürlich ebenfalls gebührend besprochen. H. J.

Weis, Paul, Geschichte des Klosters Leubus und seine Bedeutung für Schlesien. Liegnitz 1921, Verlag der Beratungsstelle für Heimatpflege in Niederschlesien. 58 Seiten. 12 M.

Das Büchlein gibt auf Grund der Quellen und Urkunden eine eingehende Geschichte des Klosters mit allen Einzelheiten und unter Berücksichtigung seiner zeitweise sehr ausgedehnten Besitzungen. Es ist aber auch ein guter Beitrag zur Geschichte der deutschen Kultur in Schlesien und zeigt, welche Werte diese Siedlungstätigkeit der alten Zisterzienser im ganzen Lande geschaffen hat. Die Schrift kann zu weiteren Einzeluntersuchungen anregen, z. B. in der Dorfgeschichte und der Dorfnamenkunde. H. J.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Siebelt, A., Die Burg Kynast. Warmbrunn o. J. [1921], M. Leipelt. 57 S. 4 M.

Das Büchlein will den Besuchern der Burg dienen und schildert knapp und anschaulich die mannigfachen und meist recht trüben Schicksale der einst so stolzen Feste von ihrem Ursprunge an bis in unsere Tage auf Grund der bekannten wissenschaftlichen Quellen. Am Schlusse bringt es eine kleine Auswahl von Sagen und Gedichten, die sich mit ihr beschäftigen, und 11 Abbildungen, Ansichten der Burg aus verschiedenen Zeiten. H. Jantzen.

Am Sagenborn der Heimat. Sagen und Märchen aus dem Kreise Leobschütz. Herausgegeben von Hugo Gnielczyk. Leobschütz 1922, Adolf Rölle. 212 S.

Es ist eine sehr erfreuliche, reichhaltige und gewissenhafte Sammlung, die uns wertvolle Ergänzungen zu Kühnaus grossem Werke „Schlesische Sagen" bietet. Überall gibt der Verfasser gewissenhaft seine Quellen an. Auch die Anordnung ist vortrefflich; vielleicht wären die ganz allgemein gehaltenen, nicht an irgendein Gebiet geknüpften Mitteilungen, z. B. „der Antichrist in der Teufelskutsche (162), „von den Schwedenschanzen" (176) u. a. m. gesondert zu geben. Eine Anzahl märchenhafter Erzählungen schliesst das Büchlein. Wir wünschen ihm und den verheissenen weiteren Veröffentlichungen besten Erfolg. —e—

Niederschlesien. Monatsschrift zur Pflege bodenständiger Arbeit und heimatlicher Gesinnung in Volkswirtschaft, Volkskunde und Volkskunst. Werkblatt des Heimatschutzvereins Liegnitz usw. Herausgeber: Bruno Clemenz und Konrad Urban in Liegnitz. Einzelheft 2 M.

Der vielseitige Zweck der neuen Zeitschrift, die seit dem 1. Mai 1921 erscheint und es zurzeit auf sieben Hefte gebracht hat, ist aus dem umfangreichen Untertitel ersichtlich. Der Fülle der Ziele sucht der Inhalt zu entsprechen, der in der Hauptsache der Unterhaltung dient. Das Literarische überwiegt, kleine Erzählungen, Skizzen, Gedichte niederschlesischer Mitarbeiter nehmen den grössten Raum ein, Heimatkundliches im Sinne praktischen Heimatschutzes ist auch reichlich vorhanden, eigentlich Volkskundliches findet sich nur spärlich und ist regelmässig nur in der Gruppe „Leutgerede" vertreten, die allerhand Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bringt. — Es ist zwar sehr schön, dass wir jetzt drei schlesische Heimatzeitschriften haben — neben der vorliegenden wurden im vergangenen Jahre noch die „Schlesische Heimat", herausgegeben von Ernst Boehlich, und „Wir Schlesier", herausgegeben von Susanne Muthreich, begründet —; aber es ist doch zu befürchten, dass diese Fülle zersplitternd wirkt, anstatt dass sich die Kräfte einigen, wie es wünschenswert wäre. H. Jantzen.

Niederschlesischer Heimatkalender 1922. Jahrbuch niederschlesischer Kultur. Ein Heimatbuch für jedermann. Bearbeitet von B. Clemenz und K. Urban. Liegnitz, Beratungsstelle für Heimatpflege. 100 Seiten. 5 M.

Dieser Liegnitzer Heimatkalender steht in Inhalt und Ausstattung durchweg auf einer sehr erfreulichen Höhe, auch in bezug auf den künstlerischen Schmuck, den G. zum Winkel besorgt hat. Die Beiträge sind sehr vielseitig, belehrend und unterhaltend, hochdeutsch und mundartlich und sämtlich feinsinnig auf den Heimatgedanken abgestimmt. Die Volkskunde kommt insbesondere in den alten schlesischen Volksliedern zu ihrem Rechte, die den Kalendertafeln zugefügt sind. H. J.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der gemittliche Schläsinger. Kalender für 1922. Begründet von Max Heinzel, herausgegeben von Hermann Bauch. 40. Jahrgang. Schweidnitz, L. Heege. 112 Seiten. 4 M., geb. 6,60 M.

Dieser altbewährte und beliebte Kalender ist wieder reichhaltig in seinem Inhalt. Erzählungen, Skizzen, Schnoken, Balladen und lyrische Gedichte, Ernstes und Heiteres, Hochdeutsches und Mundartliches strömen in bunter Fülle in ihm zusammen, so dass wir eine sehr grosse Zahl der jetzt lebenden Schriftsteller in ihm vertreten finden. Ist auch bei der Fülle des Gebotenen der Wert der einzelnen Stücke ungleich, so überwiegt doch erfreulich das Bessere. Als volkskundlich in unserem Sinne kommen vor allem eine Reihe mundartlicher Beiträge, einige bezeichnende Bilder — z. B. die schlesische Bäuerin, der Dorfpolizist, der Bärndorfer Weber von E. Fuchs, ein paar Bauernhäuser — und die hübsche Zusammenstellung schlesischer Sprichwörter und Redensarten „Wie's de Gorbe gibt" von Karl Rother in Betracht. Leider ist das Papier diesmal sehr schlecht und unansehnlich. H. Jantzen.

Durfmusikkekalender 1922. Herausgegeben von Karl Wilhelm Michler und Marie Klerlein. Breslau 10, Durfmusikke-Verlag, Schles. Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft. 96 Seiten.

Der einzige schlesische Volkskalender, der nur mundartliche Beiträge enthält, wie ja auch die nun schon 8 Jahrn bestehende Zeitschrift „Durfmusikke". Gedichte, Erzählungen, Schnoken, kleine Witze, ein mit Weise versehenes Lied und sogar ein Drama „Olles für Pastersch. Anne Hamsterkomedje" von Michler machen seinen Inhalt aus, der ganz überwiegend das Gepräge des echten schlesischen gemütlichen, mitunter etwas derben Humors trägt. Ausserdem ist ein warmherziger Nachruf Marie Klerleins auf den jüngst verstorbenen Dichter Hermann Tielscher, der unter dem Namen Oderwald schrieb, beachtenswert; in seinem Nachlasse fanden sich noch eine ganze Reihe Erzählungen, die demnächst in der „Durfmusikke" und im Kalender abgedruckt werden sollen. Ferner sind elf wohlgelungene Scherenschnitte schlesischer Dichter und Dichterinnen von Werner Michaelis aus Breslau zu erwähnen. H. J.

Unser Schlesierland. Ein Volkskalender auf das Jahr 1922. Herausgeber: Emil Glauber d. J. Görlitz, Verlagsanstalt Görlitzer Nachrichten und Anzeiger. 184 Seiten. 5 M.

Die Oberlausitzer Heimat. Ein Volkskalender auf das Jahr 1922. Herausgeber: Kurt Müller und Emil Glauber d. J. Ebenda. 191 Seiten. 5 M.

Diese beiden Volkskalender sind ausgezeichnete und nebenbei noch erstaunlich billige Leistungen, für die dem rührigen Görlitzer Verlage wärmste Anerkennung gebührt. Der erste berücksichtigt ganz Schlesien, der zweite nur sein engeres Heimatgebiet. Innerhalb ihrer Grenzen bringen beide aus der Feder wohlbekannter und bewährter Mitarbeiter eine Fülle wertvoller heimat- und volkskundlicher Beiträge jeglicher Art, vom Kinderspielreim und einfachen Volksliede an bis zur gediegenen wissenschaftlichen Abhandlung. Auch die übrigen Zweige heimatlicher Kultur sind natürlich berücksichtigt: Landwirtschaft, Handel, Gewerbe, Landschaftskunde, Kunst, Geschichte, Literatur. Unterhaltende Stücke, Erzählungen und Gedichte, zum Teil in der Mundart, sind auch zahlreich vertreten. Der Bildschmuck ist ebenfalls erfreulich. Beide Kalender sind treffliche

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hilfsmittel zur Hebung heimat- und volkskundlicher Bildung und zur Stärkung echten Heimatgefühls. H. J.

Peuckert, Will Erich, Apokalypse 1618. Jena 1921, Eugen Diederichs. 18 M.

Es ist eine kraftvolle, eigenartige Erzählung aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges. In trefflicher Zeichnung werden Gestalten des Adels und des Volkes aus dem schlesischen Gebirge hingestellt. In der furchtbaren Verkommenheit und in der Not der Zeit bleibt ein frommer Mann, der Schankwirt Knoll, seinem Gottvertrauen treu; er zieht sich in die Einsamkeit der Berge zurück, überzeugt, dass Gottes Strafgericht hereinbrechen werde. Da es ausbleibt, wird er an seinem Glauben irre, in furchtbarem Trotze bäumt er sich, ein bäuerlicher Kain, auf gegen Gott, um dessen Rache durch seine Untaten auf sich herabzubeschwören. — In die Erzählung ist manches kulturgeschichtlich und volkskundlich Beachtenswerte eingeflochten, und auch die wohlgelungene Sprache der schlesischen Bauern trägt zu lebensvoller Darstellung bei. S.

Fischer, Bernhard, Schul-Eckerts sein Heiroat. Charakterlustspielchen in einem Aufzuge aus dem schlesischen Gebirge. Schweidnitz o. J., Brieger. 48 S. 1,50 M.

Mit diesem Stückchen wird uns eine wertvolle Gabe zur Literatur der schlesischen Mundart geschenkt. Die Charakterzeichnung ist vortrefflich, und in allem und jedem haben wir gutes Gebirgsschlesisch, Sinn und Wort sind echt volkstümlich schlesisch. Nach dem (etwas stillos in französischer Sprache und recht fehlerhaft) vorangehenden Molièreschen Motto kommt es dem Verfasser nicht darauf an zu gefallen, sondern naturalistisch wahr seine Gestalten zu zeichnen; so fällt auf die Handlung kein Sonnenstrahl, und für sie und für die im Sumpfe watenden Handelnden erfüllt uns niemals freudige Teilnahme; aber alles ist lebensvoll und charakteristisch; sollte es dem Dichter einmal gelingen, einen erfreulicheren Stoff zu meistern, so kann ihm grosser Erfolg werden. — An der Schreibung ist das oa unzulänglich; der Verfasser sei gebeten, künftighin in diesem Punkte Klarheit zu schaffen. S.

Karger, Robert, Der Graanzbook. Ein heiteres Spiel mit Gesang aus dem Glatzer Landleben in 4 Aufzügen. Mittelwalde 1922, Verlag Heimatklang. 27 S.

Ein harmloses, heiteres Stückchen in Glatzer Mundart, wie es gewiss in seiner Heimat bei Liebhaberaufführungen gefallen wird. Macht es auch auf literarische Bedeutung keinen Anspruch, so freuen wir uns seiner doch, denn es ist volkstümlich und echt in der Sprache und, abgesehen von einigen Liedern, haben wir nicht den Eindruck, dass der Text (wie es in der mundartlichen Literatur so oft der Fall ist) aus der Schriftsprache ins Schlesische umgesetzt sei. Und als besonders erfreulich sei hervorgehoben, dass hier wirkliche Mundart in brauchbarer Weise gut niedergeschrieben ist. — Durch einen störenden Druckfehler hat sich der Setzer im Alter zweier auftretender Damen geirrt.

Robert Karger hat sich auch durch nette Verse auf Glatzer Heimatpostkarten „Beldla vo Derhaime“ ein Verdienst erworben, auf denen Dorf und Stadt, Haus und Garten der Grafschaft gezeichnet sind. S.

Glatzer Heimatschriften. Herausgegeben vom „Verein für Glatzer Heimatkunde“. Band 1—8.

Die Grafschaft Glatz ist ein Musterländchen in bezug auf Heimatpflege und Volkskunde. Zwei ansehnliche Vereine dienen ihr mit Eifer und schönem

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erfolge. Während der seit 1881 bestehende „Glatzer Gebirgsverein“ vorwiegend wirtschaftliche und touristische Bestrebungen fördert, stellt sich der erst 1917 gegründete „Verein für Glatzer Heimatkunde“ vorzugsweise in den Dienst der Wissenschaft. Eine höchst anerkennenswerte Leistung von ihm sind besonders seine „Glatzer Heimatschriften“, von denen in den Jahren 1920 und 1921 bereits folgende acht Bände erschienen sind:

1. Friedrich Graebisch. Die Mundart der Grafschaft Glatz und ihrer böhmischen Nachbargebiete. Mittelwalde 1920, A. Walzel. 78 S. 6 M.

Die Arbeit ist auf ernsten wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut und doch ganz allgemeinverständlich gehalten. Sie beabsichtigt vor allem, eine praktisch durchführbare, bequem lesbare und doch klare und eindeutige Schreibung der Mundart festzulegen, da ältere Versuche in dieser Richtung durchaus nicht diesen Forderungen entsprachen. Ausserdem enthält sie gute Ausführungen über die Herkunft und Verbreitung der Glatzer Mundart, ihre Geschichte, ihr Vorkommen in der Literatur und was sonst über sie wissenswert ist. Ein Anhang bringt reichliche Proben in der bisherigen und der vorgeschlagenen neuen Schreibung, und auch ein Wörterverzeichnis, das neben der schriftsprachlichen Form die mundartliche bietet, ist beigegeben. Dem fleissigen und kenntnisreichen Buche gebührt volle Anerkennung, namentlich auch dafür, dass es einen so gesunden Mittelweg zwischen den Forderungen reiner Wissenschaftlichkeit und praktischer Möglichkeit gefunden hat; denn eine streng wissenschaftliche Schreibung mit phonetischen Zeichen ist für weitere Kreise undurchführbar.

2. Franz Albert, Die Glatzer Heimatgeschichte, ihre Bedeutung und ihre Aufgaben. Mittelwalde 1920, A. Walzel. 43 S. 3 M.

Was Graebisch für die Sprache, leistet Albert für die Geschichte. Er sieht ihre Bedeutung darin, dass sie der Vergangenheit dienen soll, um zu ehren, der Gegenwart, um zu lehren, der Zukunft, um zu mehren, und er erläutert diese Grundgedanken in sehr treffenden, von heisser Liebe zur Heimat getragenen, auf reiche Kenntnisse gestützten Ausführungen, aus denen der Nichtkenner recht viel von der Geschichte der Grafschaft lernen kann. Die Aufgaben der Heimatgeschichte bestehen darin, dass sie soviel wie möglich das Vergangene erhalten, das Gegenwärtige verwalten, das Zukünftige gestalten soll.

3. Robert Becker, Die Dreifaltigkeitssäule auf dem Ringe der Stadt Habelschwerdt. Habelschwerdt 1921, Franke. 49 S. 3 M.

In diesem Hefte gibt der Verfasser eine sorgfältige und genaue Beschreibung des im Jahre 1737 errichteten eigenartigen Denkmals nebst einer Würdigung seines Kunstwertes und einem Bericht über seine Geschichte bis zur Gegenwart — eine beachtenswerte Ergänzuug zu seinen entsprechenden Arbeiten über die Mariensäulen auf dem Ringe der Städte Reinerz und Glatz (1916 und 1917).

4. Friedrich Graebisch, Huuch de gleezsche Sprooche! Mittelwalde 1921, Walzel. 16 S. 1,25 M.

Das ist eine ursprünglich als Vortrag dargebotene, ganz volkstümliche Darstellung der Mundart in ihrer eigensten Form; die Gedankengänge sind die gleichen wie in Heft 1. Am Schlusse des Heftes ist eine hübsche Auslese: „Goldene Worte deutscher Denker und Dichter über Kultursprache, Mundart und Schriftsprache“ abgedruckt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

5. Festschrift zu Dr. Franz Volkmers 75. Geburtstag. Herausgegeben von F. Albert. Habelschwerdt 1921, Franke. 129 S. 12 M.
6. Franz Volkmer, sein Leben und sein Wirken. Herausgegeben von F. Albert. Mittelwalde 1921, A. Walzel. 40 S. 3 M.

Diese beiden Bände sind dem hochverdienten früheren Direktor des staatlichen Lehrerseminars in Habelschwerdt gewidmet. Die „Festschrift" ist eine gediegene Leistung. Sie enthält folgende 12 Beiträge zur Geschichte der Grafschaft: K. H. Rother, Die Schriften und Aufsätze F. Volkmers. — E. Mätschke, Das Amt des Glatzer Burggrafen bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. — M. Tschitschke, Beiträge zur Geschichte der Stadt und Herrschaft Mittelwalde. — E. Mätschke, Das Recht des deutschen Adels im Glatzer Lande. — P. Clemenz, Die Herkunft des ältesten Grafschafter Dichters Dietrich. — P. Heinzelmann, Aus alten Kirchenrechnungen der ev Stadtpfarrkirche in Reichenstein. — J. Schmidt, Johannes von Wünschelburg. — P. Henkel, Eine Klage gegen den Kommandanten von Glatz, General Fouqué — F. Sauermann, Geschichte der Malteserkommende Glatz von der Hussitenzeit bis zum Verkauf an die Gesellschaft Jesu (1420—1629). — F. Albert, Joh. Bartholomäus d'O. — V. Schaetzke, Die Besuche Friedrichs des Grossen in Glatz. — H. Seger, Die Grafschaft Glatz in vorgeschichtlicher Zeit.

Im sechsten Heft bringen zwölf andere Freunde dem Geburtstagskinde ihre Glückwünsche in Form von Erinnerungen aus alter und neuer Zeit dar, würdigen seine vielseitige Arbeit als Schulmann wie als Gelehrter. Von Volkskundlichem handeln K. Rother, „F. Volkmer und die Volkskunde" und G. Amft, „F. Volkmer und die Volkslieder der Grafschaft Glatz".

7. Die Grafschaft Glatz kein Tschechenland! Ein deutscher Weckruf, herausgegeben vom Glatzer Heimatdienst. Glatz 1921, Verlag des Vereins für Glatzer Heimatkunde. 56 S. 3 M.

27 kurze, aber gute Aufsätze verschiedener Verfasser schildern knapp und wirkungsvoll alle Seiten der Glatzer Kultur, auch der modern-wirtschaftlichen, und weisen dabei durch unwiderlegliche Tatsachen nach, dass die Grafschaft ein urdeutsches Land ist, dessen Bewohner auch in Zukunft ihre alte, oft bewährte Treue zum grossen deutschen Vaterlande bewahren werden. 13 Gedichte von bekannten Heimatdichtern sind angefügt.

8. M. Tschitschke, Geschichte der Stadt und Pfarrei Mittelwalde. Mittelwalde 1921, A. Walzel. 154 S.

Schon der Umfang dieser verdienstlichen und inhaltreichen Chronik deutet darauf hin, dass die Stadt Mittelwalde eine reich bewegte Geschichte haben muss; oft genug hat sie unter harten Schlägen gelitten. Krieg und Krankheit, Feuers- und Wassersnot haben ihr, wie kaum einem andern Orte der Grafschaft, arg mitgespielt. Der Verfasser hat alle wesentlichen Punkte berücksichtigt, die Geschichte der zuständigen Adelsgeschlechter, der Herren von Gloubos und Tschirnhaus, sowie der Reichsgrafen von Althann ausführlich bedacht, die Kirchen- und Schulverhältnisse geschildert. Zahlreiche auch volkskundlich wichtige Dinge werden berührt, so die Geschichte verschiedener Innungen und der Schützengilde, deren Satzungen vom Jahre 1700 abgedruckt werden; auch einige beachtenswerte Glockeninschriften werden erwähnt. H. Jantzen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mitteilungen.

Am Freitag, den 14. Januar 1921, fand die Hauptversammlung der Gesellschaft in der Universität statt. Der Vorsitzende gab zunächst einen Überblick über die Arbeiten der Gesellschaft und hob hervor, dass trotz der grössten Schwierigkeiten die Veröffentlichungen bisher keine Unterbrechung erlitten haben, dass das jedoch weiterhin nur dann der Fall sein könne, wenn die Mitglieder freiwillig über den Beitrag hinaus der Gesellschaft Unterstützung gewährten. Sodann wurde der Bericht des Schatzmeisters Dr. von Eichborn entgegengenommen und auf Antrag von Geheimrat Appel und Professor Diels Entlastung erteilt. Als Vorstand wurden gewählt die Herren Siebs, Hillebrandt, Hippe, Seger, von Eichborn, Feit, Olbrich, Klapper, Kühnau, Jantzen, Kroll, Rother. — Darauf hielt der ord. Professor der Musikwissenschaft an der Universität, Dr. Max Schneider, einen Vortrag über „Volkstümlichkeit und Kunstgewerbe in der Musik".

Die Versuche zu planmässiger künstlerischer Volkserziehung durch Musik erreichen nur selten das Ziel, weil sie sich meist allzu schnell, freiwillig oder unfreiwillig, von der eigentlichen Volksmusik oder volkstümlichen Musik entfernen. Der Konzertsaal ist doch wohl nicht die Stätte, von der aus alle die gewiss dankenswerten idealen Bestrebungen dauernd wirksam gemacht werden können; er bedeutet so gut wie nichts Bestimmtes für „das Volk" und spricht zu diesem meist in fremden Zungen namentlich durch die reine Instrumentalmusik, die leider zu stark bevorzugt zu werden pflegt. Musikalische Volkserziehung wird und muss — vom wirklich „Künstlerischen" zunächst einmal ganz abgesehen — im Volkstümlichen wurzeln, und das Volkstümliche, Volksmässige ist in erster Linie der Gesang als Ausdruck allgemein-menschlicher Empfindungen, die für alle Stände unter gleichen Umständen gleich sind. Das Volkstümliche soll, wie Joh. Abraham Peter Schulz einst so treffend sagte, den Schein des Bekannten erwecken. Das Bekannte aber ist die Empfindung, die Stimmung. Melodien auf volkstümliche Reime (Lieder) erwecken den Schein des Bekannten, wenn sie die Stimmung der klar und stark empfundenen Worte treffen. Beides, Wort und Weise, wirkt dann stärker als jedes für sich allein; man nehme z. B. „Nun danket alle Gott", „Es braust ein Ruf wie Donnerhall", „Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod". Wort und Weise verschmelzen im Metrum, und Symmetrie darin (auch die Weise hat Reime) ermöglicht leichte Merkbarkeit.

Die Erfindung volkstümlicher Weisen braucht im Grunde nicht eigentlich kunstmässig zu sein. Nur der Ausdruck, die Empfindung muss getroffen werden; und die Empfindung wieder muss eine allgemein-bekannte, also unpersönliche sein, daher ist der Erfinder in diesem Falle ohne Interesse für die Allgemeinheit. Die übliche Unterscheidung: Volkslied sei ein Lied, dessen Erfinder man nicht kenne, trifft nicht das Wesentliche. Im übrigen meidet das Volkstümliche die Konflikte und Spannungen, daher überwiegt im deutschen Liede das Dur. — In der Volksmusik herrscht die singbare Melodie selbst dann noch, wenn, wie im Tanz, der Rhythmus besondere Bedeutung gewinnt. Auch von dem Rhythmus des Volkstanzes wird man sagen können, dass er den Schein des Bekannten

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erweckt. Volksmusik steht in engstem Zusammenhang mit dem Leben und dient bei den verschiedensten Gelegenheiten zur Erweckung oder zur Vertiefung, zum Ausdruck von allgemeinen Stimmungen. Ihrem Wesen nach kann sie also wohl niemals Selbstzweck sein, wie die eigentliche und freie Kunstmusik, deren Wert und Wirkung von der Persönlichkeit, von der Erfindungskraft und Phantasie eines Einzelnen entscheidend bestimmt wird. Volksmusik eint eine Vielheit in einer allen bekannten einfachen Empfindung, Kunstmusik differenziert und stellt den künstlerischen Ausdruck der Empfindung oder Phantasie einer Einzelperson in den Vordergrund. Das sind starke Gegensätze, zwischen denen die gewohnheitsgemäss sogenannte volkstümliche Musik vermittelt. Ihre Melodik und Rhythmik ist der Volksmusik entweder direkt entnommen oder getreu nachgebildet; alles andere aber wird einfach stilisiert. Die „Mache" ist hier nicht eigentlich produktive Kunst, sondern mehr oder weniger schlichtes Handwerk oder das, was wir heute gern kunstgewerbliche Arbeit nennen, musikalisch also: geschmackvolle, ungekünstelte Harmonisierung und ungezwungene Kontrapunktik (melodische Führung der Nebenstimmen). Dieses musikalische Kunstgewerbe oder ehrsame Handwerk, auf welchem einst im 15., 16. und 17. Jahrhundert die Blüte des mehrstimmigen volkstümlichen Liedes und der Kirchenmusik beruhte, ist heute zum Schaden der musikalischen Volkserziehung nicht sehr geachtet. Die sogenannten kaiserlichen Volksliederbücher zeigen aber neuerdings, wie man auch in der Gegenwart das Edelgut der Volksweisen kunstgewerblich wieder nützen kann. Möchte nur dieses Vorbild von denen, die es angeht (Kantoren und Schulgesanglehrer), recht beachtet werden. Dann dürfte die Erkenntnis bald kommen, dass eine künstlerische Volkserziehung nicht ausgehen kann vom Konzertsaal, sondern von einer massvollen, zielbewussten musikalischen Erziehung in der Schule.

In der Sitzung am Freitag, den 11. November 1921, teilte der Vorsitzende zunächst mit, dass die Veröffentlichungen der Gesellschaft mit dem soeben erschienenen 15. Bande von „Wort und Brauch" (Heckel, Die schlesischen Provinzialblätter) fortgesetzt seien. Sodann wurde in warmen Worten Oberschlesiens gedacht, um dessen volkskundliche Erforschung die Gesellschaft sich seit fast drei Jahrzehnten bemüht habe. Wie unsere Gesellschaft stets bestrebt gewesen sei, den wissenschaftlichen Mittelpunkt zu bilden, in dem sich die über ganz Schlesien ausgebreitete Sammelarbeit vereinige, so werde es auch hoffentlich bleiben; die augenblickliche Abtrennung eines Teiles von Oberschlesien sei eine politische Angelegenheit, die uns in der treuen gemeinsamen Weiterarbeit mit den bisher dort für die wissenschaftliche Volkskunde tätigen Kreisen nicht stören könne. — Sodann hielt der ord. Professer der slawischen Sprachen und Literaturen Dr. Diels einen Vortrag über „Das mittelalterliche Schauspiel bei den Slawen". Seine Entwicklung ist, wie der Vortrag zeigte, auch für deutsche Literaturgeschichte höchst lehrreich: sie ist zunächst dieselbe wie in Deutschland und weist nicht nur handgreifliche Parallelen, sondern auch unmittelbare Einflüsse von dort auf, bis zur Hussitenzeit, die eine Weiterbildung unmöglich macht.

Der Vortragende gab in der Einleitung eine kurze Übersicht über die mutmassliche Entwicklung der mittelalterlichen liturgischen Spiele im lateinischen Gewande, zumal der liturgischen Osterfeiern. Solche lateinischen Osterfeiern

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind, wie die Handschriften zeigen, im 13. und 14. Jahrhundert auch in den Prager Kirchen zur Darstellung gekommen, und wie im 13. Jahrhundert in Deutschland, so begann im 14. Jahrhundert in Böhmen die Profansprache in die bis dahin nur lateinischen (und nur gesungenen) Feiern einzudringen, in Böhmen also auch das Tschechische. Der Vortragende besprach zunächst diejenigen lateinisch-tschechischen Osterspiele, in denen das lateinische Gerippe der Feier noch beibehalten ist, vier Marienspiele, deren Überlieferung von Ende des 14. bis in den Beginn des 16. Jahrhunderts reicht. In der Verteilung der beiden Sprachen vollzieht sich eine merkwürdige Entwicklung: zunächst wurde offenbar in diesen zweisprachigen Spielen tschechisch nur gesprochen, wie lateinisch nur gesungen; und zwar diente das Tschechische zunächst wohl nur zu kleinen Einschüben, die da, wo die Liturgie nichts hergab, den Fortgang der Handlung verdeutlichen sollen. Erst dann ging man wohl daran, auch tschechische Gesangsnummern, als getreue Übersetzungen der lateinischen Gesänge, einzuschieben: schon das erste Marienspiel zeigt dazu einen Anfang, die späteren sind darin fortgeschritten, das vierte gibt meist regelmässig dem lateinischen Gesang eine tschechische Übersetzung und überdies eine freie Wiedergabe in gesprochenen Versen bei; auch treten tschechische Gesänge hier ohne lateinisches Vorbild auf. Den gesamten Hergang eines solchen Marienspiels verdeutlichte der Vortragende dann am Beispiel des ältesten, wobei Herr Martin es freundlichst übernommen hatte, Anfang, Mitte und Ende eines solchen Spiels kunstgerecht vorzutragen (die erste Klage der drei Marien, ihren Wechselgesang mit dem Engel, endlich die Sequenz Victimae paschali).

Der Vortragende besprach dann andere bei den Tschechen schwächer bezeugte Abarten des geistlichen Spiels, Weihnachtsspiele, Passionsspiele, Auferstehungsspiele. Das in diesen stark hervortretende komische und realistische Moment erlebt freilich seine groteskeste Ausprägung nicht hier, sondern in der Krämerszene der weltlichen Osterspiele, von der auch bei den Tschechen zwei sehr zotige Exemplare sich erhalten haben. Zuletzt ward des Einschnittes gedacht, den die Hussitenzeit macht, mit ihr ist die Entwicklung vorerst abgeschnitten. Man sollte etwas dem tschechischen Schauspiel ähnliches im mittelalterlichen Polen erwarten, doch weiss die Überlieferung davon nichts.

In der Diskussion verwies Privatdozent Dr. Hanisch auf ein päpstliches Verbot, das dramatische Aufführungen auch in Polen voraussehen lasse, und besprach ein von Böhmen abhängiges polnisches Auferstehungsdrama des 16. Jahrhunderts. Dr. Klapper gab Aufklärungen aus seiner Kenntnis vor allem der Breslauer Bibliotheken und bezweifelte, dass das päpstliche Verbot, sofern es überhaupt Beweiskraft habe, sich auf geistliche Spiele beziehe. Der Vortragende stimmte ihm darin bei.

Am Freitag, den 13. Januar 1922, fand in der Universität die Hauptversammlung statt. In dem Bericht über die Arbeit des letzten Jahres teilte der Vorsitzende mit, dass in der Reihe „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen“ die in B. G. Teubners Verlag erscheint, die ersten Bände „Schlesische Weihnachtsspiele“ von Friedr. Vogt und „Sitte und Brauch“ von Drechsler) vergriffen sind. Die Arbeiten zu den Sammlungen schlesischer Volkskunde, besonders zum schlesischen Wörterbuche, sind in bisheriger Weise fort-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geführt worden. — Sodann erstattete Prof. Dr. Hippe im Namen des Schatzmeisters Dr. K. v. Eichborn den Rechnungsbericht, und Geheimrat Appel sprach als Rechnungsprüfer über die finanziellen Verhältnisse der Gesellschaft. Er empfahl eine durchaus nötige Erhöhung des Jahresbeitrages auf mindestens 12 M., und demgemäss wurde beschlossen, zumal da andernfalls die Gesellschaft jedem Mitgliede durch Lieferung der kostspieligen Zeitschrift wie im letzten Jahre ein grosses Geschenk machen würde. Die Vorstandswahl ergab Wiederwahl.

Sodann hielt der Universitätsprofessor Dr. Giese einen Vortrag über „Aberglauben in der osmanischen Türkei". In allen islamitischen Ländern finden sich mehr oder weniger Überbleibsel früherer Religionen. Das gilt besonders für die Türkei, wo sich alter Volksglaube bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Reste aus dem alten heidnischen Volksglauben der Türken lassen sich vorläufig nur in beschränktem Masse nachweisen, dagegen zeigen sich starke Beeinflussungen durch den altpersischen Geisterglauben, wie schon in den Namen der Geister zutage tritt. Nach dem türkischen Volksglauben ist der Mensch andauernd den Einflüssen böser Geister (Dschinnen und Peris) ausgesetzt. Von frühester Kindheit an wird er von ihnen verfolgt. Alle Krankheiten rühren von ihnen her. Es gibt viele Mittel gegen die Einwirkung dieser Geister. Das einfachste ist die Prophylaxe, indem man alles vermeidet, wodurch die bösen Geister verletzt werden können. Die grösste Gefahr droht dem Menschen durch den bösen Blick, der in letzter Instanz auch auf die Geister zurückgeht, da der Besitzer des bösen Blickes, der von dieser fatalen Eigenschaft nichts weiss, diese Fähigkeit von den Geistern erhalten hat. Personen, die besonders dem bösen Blick ausgesetzt sind, z. B. neugeborene Kinder und kostbare Gegenstände, verbirgt man daher möglichst. Schutzmittel sind: Dreimal ausspucken — was aber meistens nur angedeutet wird, indem man tü tü tü sagt — oder das Aussprechen der Beschwörungsformel „maschallâh". Andere Mittel sind Dattelkerne, Bernstein, Knoblauch, Samenkörner vom Kümmel und der Raute und eine blaue Glasperle, die man bei sich trägt. In schwierigen Fällen wird Räucherwerk angewendet, indem man Kümmel oder Raute auf ein Kohlenbecken streut und den vom bösen Blick Betroffenen darüber hält unter Hersagen von Zaubersprüchen. In allen schwierigen Fällen — mag nun der böse Blick oder ein direktes Eingreifen der Geister vorliegen — muss man sich an die Zauberer wenden. Meistenteils sind es heute Frauen, die diesen Beruf ausüben. Ihre Tätigkeit besteht darin, herauszufinden, wodurch die Geister zufriedengestellt werden können, damit sie vom Menschen ablassen. Dies erreichen die Zauberinnen dadurch, dass sie sich durch Räucherwerk in einen ekstatischen Zustand versetzen, in dem sie mit den Geistern sprechen. Aus den Worten, die die Zauberin ausstösst, muss man erschliessen, was die Geister wünschen. Werden die Geister zufriedengestellt, hört die Krankheit auf. Von diesen Zauberinnen hat jede ihre Spezialität, die der Redner genauer behandelte und beschrieb. Zum Schluss wurden verschiedene abergläubische Gebräuche und Anschauungen angeführt, von denen sich manche auch bei uns nachweisen lassen.

Am Freitag, den 10. Februar, fand in der Universität die zweite Sitzung des Jahres statt. Der Vorsitzende teilte mit, dass eine Gesellschaft für

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlesische Volkskunde in Mährisch-Schönberg gegründet sei und sich mit ihren sämtlichen Einzelmitgliedern unserer Gesellschaft angeschlossen habe.

Sodann hielt der neu berufene Ordinarius der vergleichenden Sprachwissenschaft Professor Dr. Herbig einen Vortrag über „Religion und Kult der Etrusker". Als fesselnde Einleitung gab er eine kurze Skizze seiner Forschungsreisen, die ihn über Innsbruck, Bozen, Trient nach Toscana führten, wies auf die etruskischen Schätze im Museo archeologico von Florenz und in den Museen von Rom hin (Museo Gregoriano etrusco im Vatikan und die Villa del Papa Giulio vor der Porta del Popolo), sowie auf die Sammlungen ausserhalb Italiens, von Holland bis Petersburg.

Ein grösseres Denkmal für Religion und Kult der Etrusker, wie wir es im römischen Festkalender für die römische Religion haben, gibt es nicht; auch in den etwa 8000 Inschriften lassen sich keine offiziellen Urkunden für den Kult erkennen; was wir an Material haben, ist in diesem Bande unserer „Mitteilungen" (S. 1 ff.) verzeichnet, im Vortrage wurde nur das wichtigste Denkmal etruskischer Religion, die Bronzeleber von Piacenza, besprochen und dann eine auf sprachlicher Forschung beruhende wichtige Erklärung etruskischer Gottheiten behandelt.

Das eigenartige Denkmal ist die Nachbildung einer Schafleber, die eine gewölbte Rückenseite und eine flache Bauchseite zeigt. Auf der Bauchseite sind 16 Randregionen, sowie 16 und 8 Innenregionen in Quadratform abgeteilt und als die ihnen bestimmten Wohnungen den einzelnen Göttern zugewiesen; diese werden mit Namen genannt. Man nahm ein Blitzrecht für die verschiedenen Götter an, und dieses konnten sie nur in der ihnen gehörigen Region ausüben. Babylonische Funde weisen uns auf ähnliche Dinge hin: hier haben wir Lebermodelle aus Ton, mit einem Text, der Prophezeiungen daraus enthält. Man weissagte aus der Leber: war z. B. die Gallenblase in die Leber eingebettet, so prophezeite man daraus die künftige Umzingelung des Feindes u. ä. Und wie man hier für abgegrenzte Teile der Leber bestimmte Weissagungen festlegte, so bedeuteten den Etruskern die einzelnen Leberregionen das Wirken bestimmter Gottheiten. Wir haben hier eine ähnliche Topographie des Himmels, wie sie Martianus Capella in seiner „Hochzeit des Merkur und der Philologie" angibt, als es sich um die Einladung der in 60 verschiedenen Regionen wohnenden Götter handelt. Da nun etruskische Aschenkisten in Volterra Porträtdarstellungen eines Priesters zeigen, der als Haruspex eine Leber in der Hand hält, so dürfen wir die Bronzeleber von Piacenza als ein Hilfsmittel betrachten, dessen sich der Priester zu schneller Orientierung bediente, wenn er aus der Leber des geschlachteten Opfertieres wahrsagen wollte. Die Ursache aber, dass man aus der Leber weissagte, war ohne Zweifel die Anschauung, dass sie der Sitz des menschlichen Lebens sei; erst viel später ist man durch genauere anatomische Kenntnis dazu gekommen, das Herz statt der Leber als Sitz des Lebens, der Seele zu betrachten. Wenn Plato im „Timaios" die Leber des Menschen als Spiegel bezeichnet, in dem sich der Wille der Götter spiegelt, so wird die Leber als Sitz des Lebens im Menschen, im Mikrokosmos, in Beziehung gesetzt zum Weltall, dem Makrokosmos. Die Regionen des Weltalls werden in ähnlichem Sinne bei den Etruskern in den Bezirken der Leber wiedergefunden.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie auf der Bronzeleber, so sind auch auf der Rückseite von Bronzespiegeln die Namen der etruskischen Götter verzeichnet. Manche von ihnen sind Gentilnamen; nur zum Teil lassen sie sich erklären. Mehrere sind von den Römern aufgenommen worden, z. B. Mercurius, Saturnus. Eine eigentümliche Erscheinung, die sich nur auf grammatischem Wege deuten lässt, ist nun, dass im römischen Kulte öfters Götter als „sive deus sive dea" oder als „sive mas sive femina" angerufen werden, d. h. „ob Gott oder Göttin, ob Mann oder Weib". Das erklärt sich folgendermassen: viele etruskische Maskulina endigten auf —a (z. B. der Name Scaevola u. a.); etruskische männliche Götternamen wie Voltumna wurden aber von den Römern bei der Aufnahme als weiblich empfunden, und man machte dazu einen männlichen Namen, wie Voltumnus; zum mindesten kam die Empfindung, dass man es mit einer männlichen Gottheit zu tun habe, ins Schwanken. So auch erklärt sich der Name einer Diva Rumina in Rom neben einem Juppiter Ruminus durch die Latinisierung eines etruskischen Gentilnamens rumna, aus dem man jetzt den Namen der Stadt Rom deutet; erst spät hat man das lateinische Wort ruma = mamma zu fälschlicher Erklärung benutzt und dann von einer „säugenden" Gottheit geredet (wie Augustinus).

In der anschliessenden Besprechung, an der auch Professor Ungnad teilnahm, wies Professor Siebs darauf hin, dass wir ganz gleichwertige Vorgänge einer Geschlechtsumdeutung aus grammatischem Grunde in der germanischen Religion finden: in der Edda erscheint die aus Tacitus bekannte Göttin Nerthus als männlicher Gott Niordr, da man im Nordischen das r als männliche Endung empfand; eine ähnliche, sprachliche Einwirkung auch ist es, wenn wir im Deutschen den keltischen männlichen Flussnamen Danuvius zu dem weiblichen Tuonouwe (Donau) umgestaltet haben und (im Gegensatze zum Vater Rhein) von einem Donauweibchen reden.

Als Mitglieder sind unserer Gesellschaft beigetreten: **in Breslau:** Univ.-Prof. Dr. Herbig, Univ.-Prof. Dr. Giese, Geh. Reg.-Rat Univ.-Prof. Dr. Kornemann, Studienreferendar Dittrich, Frau Betriebsingenieur Margarete Goldmann, Frl. Klara Goldmann, Frl. Helene Wartensleben, Direktorin der höh. Lehranstalten „Bethanien"; **von auswärts:** Privatdozent Dr. de Boor in Greifswald, Lehrer und Kantor Kurt Nordheim, Leschwitz bei Parchwitz, Lehrer Heinrich Niepel in Parchau bei Lüben, cand. phil. Johann Künzig in Heidelberg, Frau Rechnungsrat Emilie Jung in Königszelt, Studienrat Dr. B. Fischer in Brieg, St. Wallis in Rossberg bei Beuthen O.-Schl., die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde in Mährisch-Schönberg (Tschecho-Slowakei) mit 50 Einzelmitgliedern.

Beiträge für die „Mitteilungen" und die Sammlungen der Ge sellschaft sind zu richten an den Vorsitzenden Univ.-Professo Geh. Reg.-Rat Dr. **Theodor Siebs,** Breslau XIII, Hohenzollernstr. 53.

Der Jahresbeitrag von **mindestens 12 Mark** ist bis spätestens 1. April an den Schatzmeister Dr. **Kurt von Eichborn,** Bankier, Breslau Blücherplatz 13, II, zu zahlen. Im Interesse der Sache wird um freiwillige Zahlung höherer Beiträge gebeten. Ausländer werden gebeten, in Gold zu zahlen.

Schluss der Schriftleitung: 31. März 1922.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

SCHLESISCHE GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE, BRESLAU.

Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, gegründet im Jahre 1894, verfolgt den Zweck, der Wissenschaft der Volkskunde zu dienen und das Interesse für volkstümliche Überlieferung zu beleben und zu pflegen; auch will sie möglichst alles, was sich von solchen Überlieferungen namentlich in Schlesien erhalten hat, sammeln.

Der Eintritt in die Gesellschaft erfolgt durch Anmeldung bei dem Schatzmeister **Dr. Kurt von Eichborn,** Bankier, Breslau, Blücherplatz 13 II, oder bei dem Schriftführer **Direktor der Stadtbibliothek Professor Dr. Max Hippe,** Breslau, Brandenburgerstraße 48.

Der Jahresbeitrag beträgt für Einwohner von Breslau und für auswärtige Mitglieder **mindestens 12 Mark;** doch wird um freiwillige Zahlung höherer Beiträge im Interesse der Sache gebeten. Ausländer bitten wir, in Goldmark zu zahlen.

Jedes Mitglied der Gesellschaft hat das Recht, an den Sitzungen, in denen Vorträge gehalten werden, teilzunehmen und erhält die laufende Zeitschrift „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde" unentgeltlich.

Für Sammlung und Einsendung aller volkskundlich wertvollen Dinge ist die Gesellschaft dankbar, mögen sie Sitte und Brauch, Mundart oder Volkslied betreffen.

Der Vorstand besteht aus folgenden Herren:

Vorsitzender: Universitätsprofessor Geheimer Regierungsrat Dr. Theodor Siebs, Hohenzollernstraße 53 II.
Stellvertreter: Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Alfred Hillebrandt, Deutsch-Lissa bei Breslau.
Schriftführer: Direktor der Stadtbibliothek Professor Dr. Max Hippe, Brandenburgerstraße 48.
Stellvertreter: Direktor am Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer Univ.-Prof. Dr. Hans Seger, Viktoriastraße 117/9.
Schatzmeister: Dr. Kurt von Eichborn, Bankier, Blücherplatz 13 II.
Kgl. Gymnasialdirektor a. D. Geh. Studienrat Prof. Dr. Paul Feit, Matthiasstr. 117.
Oberlehrer Professor Dr. Karl Olbrich, Martinistraße 6
Oberlehrer und Lektor Dr. Josef Klapper, Novastraße 13.
Oberlehrer Professor Dr. Richard Kühnau, Kaiserstraße 76.
Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Wilhelm Kroll, Hobrechtufer 12 III.
Oberschulrat Geh. Reg.-R. Dr. Hermann Jantzen, Brandenburgerstr. 52.
Taubstummenlehrer Karl Rother, Kreuzstraße 26 III.

Die Gesellschaft hat bisher folgende Schriften veröffentlicht:

1. **Mitteilungen der Schles. Gesellschaft für Volkskunde.** Band I (Heft I/II) 1894—96 vergriffen; Band II—V (1896—1903) nur in wenigen Exemplaren vorhanden und darum nur bei Abnahme aller vorhandenen Bände erhältlich. Band II—XXIII kosten 440 M., einzelne Bände je 20 M. Diese Preise gelten nur für Mitglieder.

   Festschrift zur Jahrhundertfeier der Königlichen Universität zu Breslau. Unter Mitwirkung von Conrad Cichorius, Felix Dahn, Ernst von Dobschütz usw., herausgegeben von Theodor Siebs (= Band XIII und XIV) 1911. 716 Seiten. Preis 40 M.

2. **Beihefte zu den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.**
   I. **Pautsch,** Oswald, Grammatik der (glätzischen) Mundart von Kieslingswalde. I. Teil. 1901. 5 M.
   II. **Goessgen,** Wald., Die Mundart von Dubraucke (Lausitz). 1902. 5 M.

3. **Scholz,** Oskar, Der Spinnabend zu Herzogswaldau. 1901. 3 M.

Alle vorgenannten Schriften sind durch den Schriftführer der Gesellschaft, Professor Dr. M. Hippe Breslau, Brandenburgerstr. 48, zu beziehen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

SCHLESISCHE GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE, BRESLAU.

4. **Schlesiens volkstümliche Überlieferungen.** Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Leipzig, B. G. Teubner.
   Band I. Die Schlesischen Weihnachtspiele. Von **Friedrich Vogt.** Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. 1901. (Preis für Mitglieder 3,90 M., geb. 4,50 M.)
   Eine kleine Ausgabe des Textes ist 1914 erschienen (M. 1.—).
   Band II. Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Von **Paul Drechsler.**
   I. Teil. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. 1903. Für Mitglieder 3,90 M., geb. 4,50 M.
   II. Teil. Mit Buchschmuck von Ellen Siebs. 1905. Für Mitglieder 3,90 M., geb. 4,50 M.
   Band III, IV, V und VI. Schlesische Sagen. Von **R. Kühnau.**
   I. Teil. Spuk- und Gespenstersagen. XXXVIII, 618 Seiten. 1910. Für Mitglieder geb. 6,75 M.
   II. Teil. Elben-, Dämonen- und Teufelsagen. XXXII, 745 Seiten. 1911. Für Mitglieder geb. 8,25 M.
   III. Teil. Zauber-, Wunder- und Schatzsagen. XLVIII, 778 Seiten. 1913. Für Mitglieder geb. 9,75 M.
   IV. Teil. Sachregister zum Gesamtwerk. VI., 224 Seiten. 1913. Für Mitglieder geb. 4,50 M.
   Diese Bände erhalten die Mitglieder zum Vorzugspreise auf Bestellung bei der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3.

Im Verlage von **M. & H. Marcus** in **Breslau** sind in zwanglosen Heften erschienen:

Wort und Brauch.

Volkskundliche Arbeiten.

Namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von

Prof. Dr. Theodor Siebs ord. Professor a. d. Universität Breslau. und **Prof. Dr. Max Hippe** Direktor der Stadtbibliothek in Breslau.

1. **Reichert,** Hermann: Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts . . . . . 6,40 *M.*
2. **Jaeschke,** Erich: Lateinisch-romanisches Fremdwörterbuch der schlesischen Mundart . . . . . 5,60 *M.*
3. **von Unwerth,** Wolf: Die schlesische Mundart, in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt. Mit zwei Karten . 3,60 *M.*
4. **Bohn,** Emil: Die Nationalhymnen der europäischen Völker. Mit Notenbeilage . . . . . 2,40 *M.*
5. **de Wyl,** Karl: Rübezahl-Forschungen . . . . . 5,60 *M.*
6. **Jürgensen,** Wilhelm: Martinslieder. Untersuchung und Texte . 5,60 *M.*
7. **Gusinde,** Konrad: Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien [Die Mundart von Schönwald bei Gleiwitz] . . . . 8,— *M.*
8. **Kondziella,** Franz: Volkstümliche Sitten und Bräuche im mittelhochdeutschen Volksepos. Mit vergleichenden Anmerkungen . . . . . 7,20 *M.*
9. **Schönborn,** Theodor: Das Pronomen in der schlesischen Mundart 3,60 *M.*
10. **Gusinde,** Konrad: Schönwald. Beiträge zur Volkskunde und Geschichte eines deutschen Dorfes im polnischen Oberschlesien. Mit Abbildungen 2,— *M.*
11. **Hanke,** Lothar: Die Wortstellung im Schlesischen . . . . . 4,— *M.*
12. **Klapper,** Joseph: Erzählungen des Mittelalters in deutscher Übersetzung und lateinischem Urtext . . . . . 14,— *M.*
13. **Günther,** Fritz: Die schlesische Volksliedforschung . . . . . 8,— *M.*
14. **Wagner,** Kurt: Schlesiens mundartliche Dichtung von Holtei bis auf die Gegenwart . . . . . 3,— *M.*
15. **Heckel,** Hans: Die schlesischen Provinzialblätter von 1785—1849 in ihrer literargeschichtlichen Bedeutung . . . . . 20,— *M.*

100 % Teuerungszuschlag auf obige Hefte

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

37237
8

MITTEILUNGEN

DER

SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT

FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Band XXIV

BRESLAU
Kommissionsverlag von M. & H. Marcus
1923

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des XXIV. Bandes.

	Seite
Der geistige Niedergang des Altertums. Von Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Kroll, ord. Professor an der Universität Breslau	1
Die Geschwisterehe im Altertum. Von Geh. Reg.-Rat Dr. Ernst Kornemann, ord. Professor an der Universität Breslau	17
Beiträge zum Wörterbuch der Soldatensprache. I. Von Dr. Helmut Wocke, Studienrat in Liegnitz	45
Zur schlesischen Literaturgeschichtschreibung. Von Dr. Hans Heckel, Privatdozent an der Universität Breslau	64
Proben zu einem Günther-Wörterbuche. Von Dr. Bernhart Maydorn, Oberstudiendirektor a. D. in Berlin-Steglitz († 9. Mai 1923)	71
Mittelalterliche Wandererzählungen in Oberschlesien. Von Dr. Josef Klapper, Studienrat und Universitäts-Lektor in Breslau	85
Zur Kenntnis deutscher Flur- und Ortsnamen. Von Dr. med. Fritz Rotter in Mährisch-Schönberg	94
Die Flurnamen im Gebiete des Klosters Camenz. I. Von Karl Rother, Taubstummenlehrer in Breslau	101
Beiträge zum Schlesischen Wörterbuch, vornehmlich aus Daniel Stoppes Gedichten. Von Dr. Georg Schoppe in Breslau	104
Vom Weberaufstand im Eulengebirge. Von Wilhelm Schremmer, Rektor in Breslau	120
Das Erntekranzlied. Von Wilhelm Schremmer, Rektor in Breslau	121
Sang und Lust im Glatzer Dorf zu Grossvaters Zeiten. I. Von Friedrich Graebisch in Glatz	122
Zwei Adventspiele. I. Wermsdorfer Adventspiel. Von Dr. med. Fritz Rotter in Mährisch-Schönberg	127
Literatur: Nyrop, Leben der Wörter (138). Beth, Einführung in die vergl. Religionsgeschichte (139). Knuchel, Umwändlung (139). Dornseiff, Alphabet in Mystik und Magie (139). Kossinna, Indogermanen (140). Günther, Rassenkunde (141). Pastor, Deutsche Urzeit (143). Nabert, Das deutsche Volk (143). Jung, Germanische Götter und Helden (144). Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde (144). Bähnisch, Personennamen (145). Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (145). Cohen, Nederlandsche Sagen (145). Wrede, Rheinische Volkskunde (146). Sartori, Westfälische Volkskunde (146). Wucke, Sagen der Werra (146). Wehrhan, Märchen (147). Wehrhan, Externsteine (147). Wehrhan, Pastor siene Koh (147). Schiffmann, Das Land ob der Enns (147). Oehl, Hochzeitsbräuche in Böhmen (148). Selke, Schles. Provinzialblätter (148). Kleczkowski, Dialekt Wilamowic (148). Aus Oberschlesiens Vergangenheit und Gegenwart (149). Exner, Schles. Sagen (149). Nordheim, Sagen aus Liegnitz (149). Schremmer, Wie der Schlesier singt, tanzt, spricht (149). Awing Schläsch (150). Müller-Rüdersdorf, Schlesierbaum. Goldne Truhe I (150). Klings, Feldblumenrichel. Neckisches und Grusliges. Der schwarze Sturch (150). Neugebauer, Oschatoop (150). Graebisch, Karla Ton (151). Schubert, Bilder aus der guten alten Zeit. Weihnachtsheiliger Abend (151). Der gemittliche Schläsinger (152). Der Heimatbote (152). Grofschoftersch Feierobend (152). Rossdeutscher, Der schlesische Wortschatz nach Heinzel (152).	
Mitteilungen: Sitzungsberichte und Nachrichten	153

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten.

Beiträge für die „Mitteilungen“ und die Sammlungen der Gesellschaft sind zu richten an den Vorsitzenden, Univ.-Professor Geh. Reg.-Rat Dr. **Theodor Siebs**, Breslau XIII, Hohenzollernstr. 53, II.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

MITTEILUNGEN

DER

SCHLESISCHEN GESELLSCHAFT

FÜR VOLKSKUNDE

herausgegeben

von

THEODOR SIEBS

Band XXIV

BRESLAU
Kommissionsverlag von M. & H. Marcus
1923

Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt.

Aufsätze und Mitteilungen.

	Seite
Kroll, Prof. Dr. Wilhelm, Der geistige Niedergang des Altertums	1
Kornemann, Prof. Dr. Ernst, Die Geschwisterehe im Altertum	17
Wocke, Dr. Helmut, Beiträge zum Wörterbuch der Soldatensprache. I.	45
Heckel, Dr. Hans, Zur schlesischen Literaturgeschichtschreibung	64
Maydorn, Dr. Bernhart († 9. Mai 1923), Proben zu einem Günther-Wörterbuche	71
Klapper, Prof. Dr. Josef, Mittelalterliche Wandererzählungen in Oberschlesien	85
Rotter, Dr. Fritz, Zur Kenntnis deutscher Flur- und Ortsnamen	94
Rother, Karl, Die Flurnamen im Gebiete des Klosters Camenz. I.	101
Schoppe, Dr. Georg, Beiträge zum Schlesischen Wörterbuch, vornehmlich aus Daniel Stoppes Gedichten	104
Schremmer, Wilhelm, Vom Weberaufstand im Eulengebirge	120
— Das Erntekranzlied	121
Graebisch, Friedrich, Sang und Lust im Glatzer Dorf zu Grossvaters Zeiten. I.	122
Rotter, Dr. Fritz, Zwei Adventspiele. I. Wermsdorfer Adventspiel (nach J. Jackwerth)	127

Besprechungen.

Nyrop, Kristoffer, Das Leben der Wörter	138
Beth, K., Einführung in die vergleichende Religionsgeschichte	139
Knuchel, Ed Fritz, Die Umwándlung in Kult, Magie und Rechtsbrauch	139
Dornseiff, Franz, Das Alphabet in Mystik und Magie	139
Kossinna, Gustav, Die Indogermanen	140
Günther, Dr. Hans, Rassenkunde des deutschen Volkes	141
Pastor, Willy, Deutsche Urzeit	143
Nabert, H., Das deutsche Volk in Europa und seine Sprache	143
Jung, Erich, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit	144
Naumann, Dr. phil. Hans, Grundzüge der deutschen Volkskunde	144
Bähnisch, Alfred, Die deutschen Personennamen	145
Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde	145
Cohen, Josef, Nederlandsche Sagen und Legenden	145

Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY

Wrede, Prof. Dr. Adam, Rheinische Volkskunde. 2. Aufl. 146
Sartori, Prof. Paul, Westfälische Volkskunde 146
Wucke, Chr. Ludw., Sagen der mittleren Werra. 3. Aufl. 146
Wehrhan, Karl, Alte und neue Märchen aus dem Teutoburger Walde . 147
— Die Externsteine 147
— Das niederdeutsche Volkslied van Herrn Pastor siene Koh . . . 147
Schiffmann, Dr. Konrad, Das Land ob der Enns 147
Oehl, Dr. Wilh., Deutsche Hochzeitsbräuche in Ostböhmen 148
Selke, Dr. Georg, Der Anteil der Schlesischen Provinzialblätter an der Literatur Schlesiens 148
Kleczkowski, Adam, Dialekt Wilamowic w zachodniej Galicji . . . 149
Aus Oberschlesiens Vergangenheit und Gegenwart 149
Schlesische Sagen, herausgeg. von Heide Exner 149
Nordheim, Kurt, Sagen aus Stadt und Landkreis Liegnitz 149
Schremmer, Wilh., Wie der Schlesier singt, lacht, spricht 149
A wing Schläsch, herausgeg. von E. Hartmann 150
Der Schlesierbaum, herausgeg. von W. Müller-Rüdersdorf . . . 150
Die goldne Truhe. I., „ „ „ . . . 150
Klings, Karl, A Feldblumenrichel 150
— Neckscheſ und Grusliges 150
— Der schwarze Sturch 150
Neugebauer, Bruno, Der Oschatoop 150
Graebisch, Friedrich, Karla Ton 151
Schubert, Johann, Bilder aus der guten alten Zeit 151
— Weihnachtsheiliger Abend 151
Der gemittliche Schläsinger 152
Der Heimatbote 152
Grofschoftersch Feierobend 152
Rossdeutscher, Karl, Der schlesische Wortschatz nach den Dichtungen von Max Heinzel 152

Geschäftliche Mitteilungen.

Sitzungsberichte 153
Nachrichten 159

Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY

Der geistige Niedergang des Altertums.

Von Wilhelm Kroll[1]).

Wenn in früheren Zeiten der Rektor, einer alten Sitte folgend, am Tage seines Amtsantrittes ein Gebiet aus seiner Wissenschaft einem grösseren Kreise nahezubringen versuchte, so wählte er sich das Thema unbeirrt durch äussere Rücksichten; massgebend war seine innere Teilnahme für den Gegenstand und die Hoffnung, auch seine Zuhörer dafür zu interessieren. Jetzt haben die schweren und gewaltigen Ereignisse, die über uns dahingebraust sind, auch hierin einen gewissen Wandel geschaffen: der Gelehrte, der sich sonst oft ganz der vita contemplativa weihte, wird von dem Strudel der politischen Ereignisse berührt, und die Not des Vaterlandes greift ihm so stark ans Herz, dass ihm bisweilen die zu erspriesslicher Arbeit nötige innere Sammlung zu fehlen droht. Aus dieser Stimmung heraus sucht der akademische Redner nach einem Stoffe, der zu den erschütternden Ereignissen um uns in Beziehung steht, und der vielleicht ihm und anderen ein Anlass zur Selbstbesinnung werden kann.

Wenn uns heute der Boden unter den Füssen wankt, wenn scheinbar festgegründete Werte ihre Geltung verlieren und eine völlige Vernichtung unserer Kultur unvermeidlich scheint, so ergreift uns als Angehörige der Universität ausser der Furcht für die Allgemeinheit namentlich die Besorgnis um den Rückgang des geistigen Lebens. Wird es möglich sein, die grossen geistigen Errungenschaften des letzten Jahrhunderts festzuhalten? Wird Deutschland den Vorrang behaupten können, den es auf so vielen wissenschaftlichen Gebieten erkämpft hat? Der Blick des historisch gerichteten Menschen schweift zurück in frühere Zeiten, die einen kulturellen Zusammenbruch erlebt haben, und fragt nach den Ursachen, die damals am Werke waren, um sie mit den heute

[1]) Rede bei der Übernahme des Rektorats am 15. Oktober 1922.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tätigen zerstörenden Kräften zu vergleichen. Der Untergang der antiken Welt ist ein Stoff, der weitblickende Historiker oft angezogen hat; die Ursachen und Folgen dieses Vorganges bieten an sich und durch die Vergleichung, die sie anregen, eine bedeutsame Aufgabe volkskundlicher Forschung. Die politische und materielle Seite zu betrachten fühlt sich der Philologe nicht berufen, aber der Rückgang einer hohen geistigen Kultur, der neben dem äusseren Zusammenbruch einhergeht, fesselt seinen Blick. Wie war der Abstieg von dem Athen des Perikles und Sophokles, von dem Rom des Augustus und Horaz zu der grauenvollen Öde des Mittelalters möglich? Erklärt er sich nur aus dem Fehlen der äusseren Mittel, oder beruht er auf einer inneren Zersetzung der antiken Kultur? Mir scheint, diese Fragen sind gerade im Zusammenhang mit unserer heutigen Lage und den Bedrängnissen unserer Universitäten einer Betrachtung wert.

Der unbedingte Aufstieg der hellenischen Kultur dauert bis ins vierte, der auf einzelnen Gebieten bis ins erste Jahrh. v. Chr. Er beginnt da, wo die Griechen in die Geschichte eintreten, mit dem ionischen Epos, und erreicht seine Höhe in der Blüte der Kunst und Dichtung, der Philosophie und Wissenschaft vom sechsten bis zum vierten Jahrhundert. Greifen wir die wissenschaftliche, d. h. philosophische Entwicklung heraus, so zieht sich eine grosse Linie von Thales von Milet zur Sophistik und von da zu Sokrates, Platon und Aristoteles; in der Schule dieser beiden Männer, in Akademie und Peripatos, erscheint das reiche wissenschaftliche Leben einer grossen Zeit in einer Weise konzentriert, die nie wieder ihresgleichen gehabt hat. Die Tradition, die Raffael bewog, in seiner „Schule von Athen“ diese beiden Heroen in den Mittelpunkt einer grossen Komposition zu stellen, hat das Richtige gesehen und den Gipfelpunkt der attischen Kultur erkannt, die man im Rom Leos X. nachzuschaffen versuchte. Noch heute weiss man nicht, wie man seine Bewunderung verteilen soll zwischen der dichterisch intuitiven Kraft Platons und dem organisatorischen Weitblick des Aristoteles, dem keine Regung des Lebens auf irgendeinem Gebiete entging, und der alles an den rechten Platz zu stellen wusste. Und doch war diesem mit seinem Wipfel bis zum Himmel ragenden Baume die Axt an die Wurzel gelegt, die ihn fällen sollte. Platon und Aristoteles sind die Gipfel einer grossen Eruption, die aus den Tiefen der Aufklärungsphilosophie

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

emporstieg, und die neben diesen ragenden Basaltkegeln auch einen grossen Lavastrom zutage förderte, der sich am Boden dahinwälzte. Die Sophisten, wie man die Vertreter dieser Aufklärung nannte, wollten lehren, was der Staatsmann im politischen Leben brauchte, und das war nicht bloss ein Wissen um allerlei Dinge, das bei den damaligen Staatsmännern ebensowenig tief zu sein brauchte wie bei den heutigen, sondern es war auch die Kunst der Rede, die im öffentlichen Leben eine ganz gewaltige Macht war. Auf den Schultern dieser Sophisten stand ein Mann, der mit Platon und Aristoteles zu rivalisieren wagte, weil er über jeden Gegenstand schöne und glatte Worte zu machen wusste, und weil sein Unterricht, den er geschickt anpries, viele einflussreiche Schüler herbeizog: es ist Isokrates, der sich einen Philosophen nannte und doch nur ein Rhetor war, der, im Grunde selbst ein Philister, die Philister zu blenden verstand. An ihn knüpft sich die Blüte der Rhetorenschule, die von nun an in immer steigendem Masse der höheren Jugendbildung die Richtung gibt, und auf ihn geht der Glaube zurück, dass der Rhetor der geistige König der Welt sei. Es ist leicht zu begreifen, wie verhängnisvoll das werden musste, wie eine rein formale und spielerische Behandlung ernster Gegenstände um sich griff. Gewiss gab es zunächst noch überall Sachkenner und gründliche Forscher, aber das grosse Publikum, das selbst durch die Rhetorenschule hindurchgegangen war, mochte nicht ihre trockenen und bisweilen langweiligen Arbeiten lesen, sondern griff lieber zu den leichtgeschürzten und parfümierten Essays der Rhetoren, die an das geistige Fassungsvermögen keine zu hohen Anforderungen stellten. Jeder schreibt über alles, so Cicero, der alle peloponnesischen Städte am Meere gelegen sein lässt, der von der Schrift eines wissenschaftlichen Geographen kaum den tausendsten Teil zu verstehen erklärt, über Geographie. Aus den vielen Gebieten, die in dieser Weise durch die Rhetorik verflachen, greife ich die Geschichtswissenschaft heraus. Hier kam durch Isokrates selbst eine Richtung auf, der es vor allem um eine glatte und lesbare Darstellung zu tun war: man verlangte vom Geschichtsschreiber weder Quellenstudium noch Sachkenntnis und gestattete ihm, einer hübschen Pointe wegen die Tatsachen zu entstellen. Nicht alle Geschichtsdarstellungen sind zum Glück von dieser Art gewesen, aber die meisten weisen einen gewissen Einfluss dieses rhetorischen Strebens auf. Schlimm

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist namentlich der Grundsatz, dass man alles, was man irgendwo überliefert findet, für wahr halten darf, wenn es zum Tone der eigenen Erzählung passt: das schloss jede ernsthafte Quellenkritik aus. Es gab freilich Leute, die so pedantisch waren, Inschriften und Urkunden zu studieren, und dadurch neuen historischen Stoff zutage förderten; aber das waren Grammatiker und Spezialforscher, deren Werke nicht zur schönen Literatur gehörten und vom grossen Publikum nicht gelesen wurden. Eine sehr bezeichnende Geschichte steht bei Livius. Es handelt sich um die Frage, ob der römische Feldherr Cornelius Cossus einen Sieg als Consul oder Tribun erfochten hat; von ihrer Entscheidung hängt auch die Datierung des Ereignisses ab. Augustus hatte nun in einem Tempel die von Cossus dorthin geweihte Rüstung des feindlichen Heerführers besichtigt und auf ihr eine Inschrift gefunden, in der Cossus sich Consul nannte; Livius begnügt sich mit dieser Mitteilung des Kaisers, obwohl es ein leichtes für ihn gewesen wäre, die Inschrift selbst anzusehen (übrigens ohne sich in der Chronologie danach zu richten). Überhaupt ist des Livius Geschichtswerk wohl geeignet, einen Begriff von dieser Richtung zu vermitteln: eine sehr achtbare Darstellungsgabe und die Fähigkeit, einen grossen Stoff geschickt zu disponieren und so zu erzählen, dass der Leser überall interessiert, ja an Glanzpunkten der Darstellung zu Mitgefühl und Tränen gestimmt wird. Aber mit der Aufhellung der Wahrheit, die die Historiographie auch damals im Wappen führte, hat das wenig zu tun; kein Wunder, dass die kynischen Spötter, die das ganze literarische Treiben verachteten, die Historiker als Lügner brandmarkten. Seneca sagt an einer Stelle, wo er sich kynisch geberdet: „Wer hat je vom Geschichtsschreiber Schwurzeugen verlangt?“

Fragt man, wie sich das Publikum diese bengalische Beleuchtung der Geschichte, die die wirklichen Farben entstellte, gefallen liess, so ist zu sagen, dass Leute, die selbst Geschichte machten, die Unwahrheit dieser rhetorischen Darstellungen natürlich durchschauten. Aber die Masse des Publikums war durch die rhetorischen Deklamationen verbildet, die seit dem Beginn der Kaiserzeit einen unheilvollen Einfluss auf den Geschmack der Gebildeten ausübten. Hier wurde die Vergangenheit durchaus sentimental-romantisch betrachtet und eine papierene Welt von Tyrannen, Seeräubern und pathetischen Schwätzern vorgezaubert,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die den Blick in die Wirklichkeit verbaute; so wurde der Sinn für wirkliches historisches Geschehen im Keime erstickt, zumal auch die Beteiligung des einzelnen am Staatsleben immer geringer wurde und sich schliesslich auf das Zahlen von Steuern beschränkte. Selbst ein Mann wie Tacitus, der hohe Staatsstellungen bekleidet hatte und wissen musste, wie Geschichte gemacht wird, tischt erbärmlichen Hof- und Stadtklatsch auf, der mit viel Blut und Tränen angemacht ist, und mutet dem Leser zu, das für wirkliche Geschichte zu halten. Nur seine unvergleichliche Kunst hat Jahrhunderte und Jahrtausende darüber täuschen können, mit welch unerhörtem, fast schon dekadenten Raffinement hier ein illusionistisches Mosaik zusammengefügt ist[1]).

Die Rhetorik hätte diesen unheilvollen Einfluss nicht gewinnen können, wenn eine stärkere Macht dagewesen wäre, die ihr Halt gebot. Dazu wäre zunächst die Philosophie berufen gewesen, und sie hat diese Verpflichtung auch empfunden: sie hat der Rhetorik die Herrschaft über den Jugendunterricht streitig gemacht und für ihre eigenen wissenschaftlichen Erörterungen auf die Anwendung rhetorischer Mittel lange verzichtet. Aber allmählich erlahmte die Spannkraft der Philosophie. Die dem spekulativen Denken der Alten zugänglichen Probleme waren im allgemeinen bis auf Aristoteles durchdacht worden; wenn überhaupt noch neue Lösungen möglich waren, so war das einseitige Interesse der nacharistotelischen Philosophie für die Ethik nicht gerade geeignet, sie zu finden. Auf dem Gebiet der Logik und Erkenntnistheorie wird bis in die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. noch sehr Achtbares geleistet: dann tritt der Stillstand ein. Er bereitet eine völlige Umgestaltung der Philosophie vor, kurz gesagt, ihren Abstieg zur ancilla theologiae. Hatte die Stärke des Hellenentums in der Alleinherrschaft des Denkens gelegen, in einem prachtvollen, gedankenschweren Rationalismus, so steigen jetzt aus der Tiefe irrationale Kräfte empor, eine unklare Mystik orientalischer Herkunft. Es war nicht das erstemal, dass sie ihr Dasein anmeldete: schon in der orphischen Theologie des sechsten Jahrh. war sie den Griechen entgegengetreten, und auch Platon war davon berührt worden. Aber er hatte diese wilden

[1]) Doch sei bemerkt, dass gerade wegen dieser Eigenschaften Tacitus sich zur Schullektüre in hervorragendem Grade eignet.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geister noch einigermassen zu bannen verstanden, und als seine Nachfolger in der Leitung der Schule der Mystik einen stärkeren Einfluss auf das System einräumten, fanden sie bei Aristoteles und den anderen Schulen einen heftigen rationalen Widerstand und sagten sich schliesslich von dieser Richtung los. Aber seit der Zeit Ciceros war die Kraft des Denkens gebrochen; zwar leistete die grosse Tradition noch so viel Widerstand, dass die Rückzugsgefechte sich durch einige Jahrhunderte hinzogen, aber schon Plutarch erklärt zu Anfang des 2. Jahrh. n. Chr., das eigentliche Ziel der Philosophie sei die Theologie, und tischt in seinen Schriften mit Vorliebe Alteweibergeschichten vom Wirken guter und böser Dämonen auf. Nicht mehr das irdische Glück des Menschen ist nun das Ziel, sondern die Erlösung; in einer Welt voll Teufel und böser Gestirngötter findet er sein Heil nicht mehr im Denken und Rechttun, sondern in der Hilfe der Gottheit, die man sich im besten Falle durch Gebet und ekstatische Vereinigung, im allgemeinen aber durch Opfer und Zauberbräuche sichert. So reizvoll die Vermählung griechischer Gedanken mit orientalischer Mystik für den Forscher ist, der die verschiedenen Elemente auf ihren Ursprung zurückzuführen sucht, im Vergleich zu den Schöpfungen der Blütezeit sind es doch scheussliche Wechselbälge, die aus dieser Vereinigung geboren werden. Wie diese Ehe zustande kam, ist (wie häufig bei so ungleichen Verbindungen) schwer zu ermitteln; sicher spielt das okkultistische Pythagoreertum und der Name Pythagoras dabei eine unheilvolle Rolle. Dass ein angesehener römischer Senator, Nigidius Figulus, der als Prätor im Jahre 63 dem Cicero bei der Aufdeckung der Catilinarischen Verschwörung tätige Hilfe leistete, ein pythagoreischer Philosoph in diesem modernen Sinne war und in seinem Hause Zusammenkünfte abhielt, bei denen allerlei Hokuspokus getrieben wurde, wirft ein blitzartiges Licht auf die Zustände: aus den Tiefen der Gesellschaft steigen Nebel und Schatten auf und verhüllen zuletzt auch die ragenden Gipfel, die noch vor kurzem in lichtem Glanze gestrahlt hatten.

Unter den Ingredienzen, die im Hexenkessel der orientalischen Mystik gebraut wurden, kehrt eines immer wieder und gibt oft dem ganzen Gemisch seine Farbe: die aus Babylon stammende Astrologie. Die Griechen hatten schon früher von ihr erfahren, ohne dass es einen grossen Eindruck auf sie gemacht hätte; aber

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im 2. Jahrh. v. Chr. dringt die neue Lehre auf dem Umwege über Ägypten ein und wird allmählich ein fester Glaubensartikel für Gebildete und Ungebildete. Dass die grosse Masse diesem Aberglauben erliegt, ist nicht verwunderlich; zumal in den trübseligen Zeiten der ausgehenden Kaiserzeit ist es begreiflich, dass der einzelne sein persönliches Leiden auf die bösen Planeten zurückführte und nach Mitteln spähte, schwere Schicksalsschläge vorherzuwissen und womöglich abzuwenden. Damals hat ein tiefgreifender astrologischer Pessimismus geherrscht und viele den religiösen Genossenschaften in die Arme getrieben, die ihren Anhängern Befreiung von der Macht der Gestirngötter verhiessen. Aber das wiegt leicht gegenüber der Tatsache, dass auch die zünftige Philosophie und Wissenschaft schon im 2. Jahrh. v. Chr. beginnt, sich vor der orientalischen Afterweisheit zu beugen: der grosse Astronom Hipparch und der grosse Naturforscher und Philosoph Poseidonios erkannten sie an und suchten die zu widerlegen, die ihre Daseinsberechtigung bestritten. So führt denn die Astrologie ein stolzes Dasein als anerkannte Wissenschaft, kaum getrennt von der Astronomie, mit der sie auch den Namen (Astrologia) gemein hat. Der letzte namhafte Astronom des Altertums, Ptolemaios, hat auch ein Handbuch der Astrologie verfasst und ihr Ansehen dadurch nicht wenig gestützt und vermehrt.

Eine Zeitlang schien es, als solle das Nachlassen der Spekulation den Fachwissenschaften zur Blüte verhelfen, die sich meistens erst in hellenistischer Zeit von der Mutter Philosophie trennten und eigene Wege einschlugen. Die akademische und peripatetische Schule umfassten noch die Gesamtheit des damaligen Wissens und Forschens; aber der Gedanke der Arbeitsteilung drang siegreich vor, und des Aristoteles Organisationstalent bewährte sich darin, dass er seine Schüler und Genossen auf die Arbeitsgebiete hinwies, die ihrer Begabung und Vorbildung entsprachen. Solange der Meister selbst lebte, blieben die tragenden Gedanken seines Systems so kräftig, dass die Schüler nicht zu blossen Spezialisten herabsanken; sein Nachfolger Theophrast hatte nicht mehr die Kraft, diese Entwicklung aufzuhalten: Zoologie, Botanik, Astronomie, Philologie wurden nun Sondergebiete, die sich um die Philosophie nicht zu kümmern brauchten, wenn sie nicht wollten.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus der Reihe der Wissenschaften, deren Sonderentwicklung zunächst erfreulich war, greife ich die Astronomie heraus. Sie entdeckte ein Menschenalter nach Aristoteles' Tode, dass die Sonne der Mittelpunkt der Welt ist, gab freilich diese Ansicht aus Autoritätsglauben und Trägheit auf. Noch im 2. Jahrh. gelang es Hipparch, die Präzession der Tag- und Nachtgleichenpunkte, d. h. das Schwanken der Erdachse, zu finden, eine angesichts der mangelhaften Beobachtungsmittel erstaunliche Leistung. Dann trat Stillstand ein, der sich noch lange mit sehr achtbarem Können vereinigte: so konnte Ptolemaios um 160 n. Chr. im Almagest ein vortreffliches Grundbuch der Himmelskunde schaffen, eine der vielen in jener Zeit entstandenen Zusammenfassungen — es ist, als fühlte man die Verpflichtung, das Erbe einer grossen Kultur nach Möglichkeit zu retten.

Andere Wissenschaften verloren infolge ihrer Loslösung von der Philosophie bald die Orientierung und verkamen im Gestrüpp des Kleinkrams und Wunderglaubens. Die zoologischen Schriften des Aristoteles bilden in ihrer Gesamtheit einen wundervollen Aufbau, in dem eine Menge einzelner Steine von einem genialen Architekten an die richtige Stelle gesetzt sind. Schon bei Theophrast lässt sich ein gewisser Abfall bemerken; seine Schriften über Verstand und Charakter der Tiere und über neidische Tiere verraten eine leise Vorliebe für kuriose Notizen: dass das Stachelschwein seine Stacheln verschiesse, dass Liebschaften zwischen Delphinen und schönen Knaben vorgekommen seien, konnte man bei ihm lesen. Es ist der Anfang vom Ende: mehr und mehr verliert sich die antike Zoologie in Kuriosa, Anekdoten und Märchen. Im 1. Jahrh. v. Chr. entsteht das grosse, völlig unkritische Sammelwerk des Alexander von Myndos, das leider von den Späteren stark ausgebeutet wird; bald darauf verbreitet König Juba von Mauretanien über die bis dahin wenig bekannten afrikanischen Tiere die ärgsten Märchen, z. B. über die Gerechtigkeit und Frömmigkeit der Elefanten, die Sonne und Mond anbeten. Das Endergebnis ist der Physiologus, aus dem das Mittelalter seine zoologischen Kenntnisse schöpfte, und in dem Basilisk, Einhorn und Vogel Phönix eine verhängnisvolle Rolle spielen. Überhaupt ist das Aufkommen von Sammlungen, die durch kein inneres Band zusammengehalten werden, das Wuchern einer Literatur von Paradoxa und Mirabilia, eine bedenkliche Krankheits-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erscheinung. Kein Geringerer als der bekannte Dichter und Philologe Kallimachos, der im Alexandria des zweiten Ptolemäers den Ton bestimmte, ging mit einer solchen Wundersammlung voran und hatte viele Nachfolger, deren törichte Bücher gelesen und exzerpiert wurden und schliesslich auch in die wissenschaftliche Literatur eindrangen. Ich will ein Werk dieser Art herausheben, eine grosse Sammlung von Notizen und Rezepten, die ein gewisser Bolos aus Mendes in Ägypten um 180 v. Chr. auf den Namen des berühmten Demokrit von Abdera gefälscht hatte; es trug den Titel „Über Sympathie und Antipathie von Menschen, Tieren, Pflanzen und Steinen“ und verriet schon dadurch, dass es abergläubisch orientiert war. Bolos behauptete denn auch, die Magier von Persien, Arabien, Äthiopien und Ägypten besucht zu haben und ihrer Offenbarungen teilhaftig geworden zu sein — in neuerer Zeit ist es Indien, dem meist die zweifelhafte Ehre zuteil wird, in solchem Zusammenhange zitiert zu werden. Das Buch enthielt viel wunderliche zoologische Weisheit; so ist durch dieses Buch die Vorstellung auf die Nachwelt gekommen, dass der Löwe sich vor dem Hahnenkrähen fürchtet, dass der Specht in einem zärtlichen Verhältnis zur Päonie steht und dem, der sie pflücken will, die Augen aushackt; dass der Salamander im Feuer nicht verbrennt. Namentlich aber haben die medizinischen und alchemistischen Teile eine grosse Nachwirkung gehabt, trotz der hohen Entwicklung der wissenschaftlichen Medizin, der die Rezepte des Pseudo-Demokrit als barer Unsinn erscheinen mussten. Knochen aus dem Schädel eines hingerichteten Verbrechers, der Schwanz des Chamäleons, die Zunge eines lebenden Frosches — von dieser Art sind die hier angepriesenen Mittel. Die alchemistischen Kapitel aber sind das Grundbuch der Alchemie und dadurch auch der Chemie geworden; sie enthielten ausser brauchbaren Anleitungen zur Färbung von Stoffen auch betrügerische und trügerische zur Herstellung von Edelsteinen und Edelmetallen; vielleicht hatte schon Bolos selbst als die Quelle dieser Weisheit den Magier Ostanes angegeben, dessen Adept er gewesen sein wollte. Das Auftauchen eines solchen Schwindelbuches würde nicht ohne weiteres viel besagen; aber hier fällt schwer ins Gewicht, dass ein Mann wie Poseidonios dieses Werk für echten Demokrit gehalten und dadurch nicht wenig zu seiner Verbreitung und zu der bis heute währenden Geltung derartigen Aberglaubens beigetragen hat.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber mochten die Fachwissenschaften eine noch so gedeihliche Entwicklung nehmen, sie fanden keinen Resonanzboden im Volke und mussten schliesslich verwelken. Was hier völlig versagte, war die Schule, die sich ganz in ausgetretenen Geleisen bewegte. Haben wir vorhin den ungünstigen Einfluss der Rhetorenschule kennen gelernt, so handelt es sich jetzt um die Grammatikerschule, die noch allgemeiner besucht wurde und sich mit Dichterlektüre abgab. Welch ein Hemmschuh das für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse werden konnte, mag das Beispiel der Astronomie zeigen. Der Gebildete wusste vom Himmel mehr als man heute zu wissen pflegt, aber er erfuhr es nicht aus wissenschaftlichen Werken wie dem des Ptolemaios, sondern aus dem in alexandrinischer Zeit entstandenen Lehrgedicht des Arat, das schon im Augenblick seines Erscheinens veraltet war, weil es auf älterer, längst überholter Forschung fusste. Aber es hatte wegen seiner guten metrischen Technik und seiner homerischen Kunstsprache den Beifall der zünftigen Kunstrichter gefunden, wurde illustriert und kommentiert und in den Schulen gelesen: so haben sich viele Generationen ihr Bild des gestirnten Himmels nach Arat gemacht, und er äussert heute noch seinen Einfluss auf populären Sternkarten.

Arat ist nur ein Zwerg neben dem Dichter, der den Mittelpunkt des gesamten Schulunterrichts bildete: Homer. Man hat gesagt, Homer sei die Bibel der Alten gewesen; das ist leider auch in dem Sinne richtig, dass seine Angaben auf Gebieten kanonisiert wurden, wo die Forschung längst über ihn hinausgeschritten war. So hat die Geographie, die ebenfalls in hellenistischer Zeit einen gewaltigen Aufschwung nahm, sich immer verpflichtet gefühlt, sich mit seinen Angaben auseinanderzusetzen, und tiefe Weisheit in rein märchenhaften Zügen namentlich der Odyssee gefunden. Die Stelle von den doppelt geteilten Äthiopen am Rande der Erde hat geradezu verheerend auf das Bild gewirkt, das man sich von der bewohnten Erde machte, und wie über diesen Vers, so hat sich über jeden anderen eine unendliche Tintenflut ergossen, der zu einer geographischen Theorie Anlass bot. Als die Kimbern in den Gesichtskreis der Römer traten, setzte man sie mit den homerischen Kimmeriern gleich, und kein Geringerer als Poseidonios hat diese Gleichung vertreten. Er veränderte den Namen der Eremboi, zu denen Menelaos auf seiner Irrfahrt gekommen sein

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sollte, in Aramboi und sah in ihnen die Aramäer. Die rein mythischen Amazonen, die von griechischer Dichtung und Kunst seit Homer verherrlicht werden, wurden zu einem ethnographischen Begriff und erscheinen in der Geographie des Ptolemaios neben anderen rein historischen Völkern nördlich vom kaspischen Meer. Und da zahlreiche ähnliche Namen in der Dichtung herumschwirrten und Syrien, Assyrien, Persien und Arabien beliebig mit einander vertauscht wurden, so sah die Völkerkarte in den Köpfen der Gebildeten recht wirr aus, namentlich wo es sich um die Grenzen der bewohnten (d. h. für bewohnt gehaltenen) Erde handelte. Es braucht nicht gerade Homer zu sein, der den Blick beschränkt und das Urteil bindet; neben ihm standen andere Dichter und Schriftsteller, die — zum grossen Teil aus formalen Gründen — von der Schule für klassisch erklärt worden waren und seitdem einen nicht immer segensreichen Einfluss ausübten. Damit hängt auf das engste eine andere Erscheinung zusammen, die Entstehung einer festen Tradition innerhalb der Literaturgattungen, die dem einzelnen Schriftsteller die Hände bindet und die Weiterentwicklung der Gattung verhindert. So kommt es, dass das Epos nach Homer eigentlich keine Fortschritte mehr macht: sein gewaltiger Schatten fällt auf den Weg jedes Nachfolgers und verdunkelt ihn. Der sehr beachtenswerte Versuch Vergils, den herkömmlichen epischen Stil ins Pathetisch-Rhetorische umzusetzen, ihn der modernen Geschichtsdarstellung anzunähern, ist deshalb nur teilweise gelungen, weil sich Vergil eben doch von Homer und anderen grossen Vorbildern nicht losmachen konnte. Aus ähnlichen Gründen sind die Versuche gescheitert, ein historisches Epos zu schaffen; denn wenn man daran ging, Ereignisse, die im vollen Lichte der Geschichte standen, in dem herkömmlichen homerischen Stile — und einen andern gab es nicht — zu besingen, so musste man auch den homerischen Götterapparat übernehmen, und in einer Zeit, die längst alles Geschehen auf natürliche Ursachen zurückzuführen gewöhnt war, Zeus und Hera, Ares und Athena in die menschlichen Vorgänge eingreifen lassen. Als Lucan in seinem Epos über den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompeius es wagte, den Götterapparat auszuschalten, wurde er von der Kritik aufs heftigste angegriffen. Alle späteren Epen bewegen sich auch wieder in den üblichen Motiven; das homerische Muster ist so zur Schablone geworden, mit deren Hilfe man leicht

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neue Kunstwerke hervorbringen konnte. In ähnlicher Weise waren auch andere Gattungen gebunden; so die Tragödie formal an den Chor, inhaltlich an die Götter- und Heldensage. Daher kam es, dass sie den Chor noch mitschleppte, wo er sinnlos und entbehrlich geworden war, wie in den Lesedramen Senecas, wo er in Horazischen Versmassen stoische Moralsätze vorträgt. Verhängnisvoller war die inhaltliche Beschränkung; denn sie verhinderte, dass das ernste Drama sich seine Stoffe aus der eigenen Zeit holte und die Konflikte des bürgerlichen Lebens behandelte; erst im 18. Jahrh. ist man soweit gekommen, und auch da noch zeigt der Name Comédie larmoyante, dass man solche Stoffe eigentlich als der Tragödie unwürdig ansah. Da immer wieder Theseus, Orest und Herakles über die Bühne schritten und mit hohlem Pathos deklamierten, so trat hier schliesslich eine ebensolche Verknöcherung und Versteinerung ein wie im Epos; das hinderte aber nicht, dass diese beiden Gattungen nach wie vor für die vornehmsten galten und fast allein imstande waren, den Ehrentitel des Dichters zu verleihen.

Eine ähnliche Tradition herrscht auch in der mehr wissenschaftlichen Ethnographie Ihre Anfänge gehen auf die ionischen Seefahrer zurück, die mit hellem Staunen Völker von ganz anderer Eigenart beobachteten und in naiver Freude davon erzählten, worin Ägypter oder Thraker oder Skythen sich von den Hellenen unterschieden, worin sie ihnen glichen. Herodot war schon in der Lage, neben eigener Erkundung ältere Schilderungen zu verwerten; seine liebenswürdige Darstellung hat den Späteren immer als ein Muster ethnographischer Schilderung gegolten, obwohl die wissenschaftliche Betrachtung über ihn hinausgeschritten war und sowohl den Einfluss des Klimas und Bodens, als auch den Fortschritt der Kultur bei den einzelnen Stämmen festzustellen suchte — Gesichtspunkte, die für Herodot kaum in Betracht kamen. Auch hier bildet Poseidonios den Abschluss, der unter intuitiver Zusammenfassung aller dieser Gesichtspunkte farbige und plastische Bilder fremder Volkstypen wie der Kelten und Iberer entwarf. Nach ihm ist Stillstand, obwohl die Erweiterung des ethnographischen und geographischen Horizontes durch die Römer nicht unbedeutend war. Aber ihre Beobachtungen waren besonders durch praktische Rücksichten diktiert: ihre Feldherrn und Kaufleute stellten bald fest, wie die Barbaren kämpften, und ob sie

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für Warenaustausch empfänglich seien; auch an einer scharfen Beobachtungsgabe für Einzelheiten des Volkslebens fehlte es der älteren römischen Zeit nicht; aber diese Einzelheiten theoretisch und wissenschaftlich zu verarbeiten und dadurch in die Geographie und Ethnographie neue Gesichtspunkte hineinzutragen, lag ihnen fern. Das ist von Bedeutung für die Germania des Tacitus, für deren richtige Einschätzung erst neuerdings die massgebenden Gesichtspunkte gewonnen sind: dieses mit grossem künstlerischem Raffinement geschriebene Werk ist nicht eigentlich eine wissenschaftliche Leistung, und worauf es uns besonders ankommt, es überträgt Motive, die sich bereits bei Herodot finden und dort von anderen Völkern berichtet werden, auf die Germanen. Urahn der Germanen ist nach Tacitus Tuisto, dessen Sohn Mannus der eigentliche Volksvater, nach dessen drei Sprösslingen die Stämme der Ingaevonen, Herminonen und Istaevonen benannt sind. Von anderen Schriftstellern werden mehrere Stämme genannt; aber die Annahme der Dreiheit bei Tacitus scheint beeinflusst durch Herodots Genealogie der Skythen: dort erzeugt Zeus den Stammvater Targitaos, und von dessen drei Söhnen leiten sich die einzelnen skythischen Stämme ab. In Herodots Schilderung der persischen Sitten steht folgender Satz: „Dem Weine sind sie sehr ergeben . . . und im Rausche pflegen sie die wichtigsten Dinge zu beraten. Und was ihnen bei der Beratung gefallen hat, das trägt ihnen am nächsten Tage, wenn sie nüchtern sind, der Herr des Hauses vor, in dem sie beraten haben, und gefällt es ihnen auch in der Nüchternheit, so richten sie sich danach, im anderen Falle lassen sie davon ab. Was sie aber nüchtern zuerst beraten haben, prüfen sie nochmals im Rausch". Tacitus erzählt bekanntlich dasselbe von den Germanen, und wir wissen jetzt, dass nicht er selbst (der überhaupt keine unmittelbare Kenntnis von den Germanen hatte), sondern sein Gewährsmann Poseidonios sich an die Herodoteische Beschreibung angelehnt hat. Gewiss werden die Angaben nicht gerade falsch sein, aber richtiger und fruchtbarer wäre ein Verfahren gewesen, das ohne Rücksicht auf ältere Literatur das Gegenständliche unbefangen schilderte. Diese Tradition innerhalb der einzelnen Gattungen war gewiss in mancher Hinsicht segensreich, weil sie einer unkünstlerischen Verwilderung vorbeugte und auch mittelmässige Geister befähigte, durch Anlehnung an das vorhandene Schema erträgliche schriftstellerische

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leistungen zu erzielen; aber sie enthielt die Gefahr der Versteinerung und Verknöcherung, und diese ist schliesslich eingetreten und hat sich auf das Mittelalter fortgeerbt.

Ferner wirkte das einseitige Interesse der Grammatikerschule in dem Sinne, dass die Gedankenwelt der Gebildeten in einem Grade, den wir nur schwer begreifen, von der klassischen Dichtung beherrscht wurde, und da diese sich hauptsächlich um die Sage rankte, so füllten mythologische Gespinste die Köpfe an. Als in der Zeit Neros ein Schwindler auftrat, der auf seinem Gute bei Karthago in einer grossen Höhle den Schatz gefunden haben wollte, den die Königin Dido bei der Gründung Karthagos dort verscharrt hatte, fand er Glauben sogar bei dem Kaiser, der keineswegs ungebildet war. Da man Mythos und Geschichte nicht scharf zu scheiden wusste und da es einen eigentlichen Geschichtsunterricht nicht gab, so lernte die Jugend die Geschichte des Theseus und Ödipus mindestens ebenso genau wie die der Perserkriege oder die Feldzüge Alexanders, und sicher genauer als die Geschichte der jüngsten Vergangenheit, die im Verhältnis zu jener geheiligten Vorzeit verächtlich schien, und wegen deren Erwähnung, wenn sie einmal nötig wird, man sich wohl gar entschuldigt. Dass das kein normaler Zustand sei, ist einzelnen erleuchteten Köpfen wohl aufgegangen, und einmal ist ein sehr beachtenswerter Versuch gemacht worden, die Herrschaft der dichterischen Vorstellungswelt über die allgemeine Bildung zu brechen. Der letzte namhafte Philosoph des Altertums, Poseidonios, der zu Beginn des 1. Jahrh. v. Chr. alle damals blühenden Wissenschaften in grossartiger Synthese zusammenzufassen suchte, fand kräftige Worte gegen die Überschätzung dieser Lügen- und Scheinwelt, die davon abhielt, sich in der umgebenden Natur umzusehen: „ihr kennt das goldene Zeitalter besser als eure eigene Zeit; wenn man euch nach dem Wesen des Blitzes fragt, so nennt ihr ihn eine von den Kyklopen geschmiedete Waffe und ahnt nichts von den bedeutenden physikalischen Hypothesen, die zu seiner Erklärung aufgestellt sind; ihr macht weite Reisen, um das Ei der Leda und den Panzer des Odysseus zu sehen, aber an den grossen Wundern der Natur geht ihr achtlos vorüber.“ Diese temperamentvolle Ermahnung hat zwar bei vielen Interesse für naturwissenschaftliche Probleme geweckt, ist aber gegen die grosse Tradition der Schule schliesslich doch machtlos gewesen, und dumme mytho-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

logische Vexierfragen wie die, welchen Namen Achill unter den Töchtern des Lykomedes geführt und wie die Mutter der Hecuba geheissen habe, durften im ganzen auf mehr Verständnis rechnen als etwa die vulkanischen und meteorologischen Phänomene, deren Deutung Poseidonios mit weitem Blick und glänzender Intuition in Angriff genommen hatte. Man kann daher sagen, dass nach ihm die Fähigkeit zur eigenen Beobachtung so gut wie ganz aufhörte und die Wissenschaft über dem Mangel an neuem Stoff zugrunde ging. Die Massen, die es zufrieden waren, sich immer in demselben Kreise zu drehen, haben schliesslich gesiegt, und es ist von der antiken Bildung einerseits die in formalem Drill erstarrte Grammatiker- und Rhetorenschule übrig geblieben, anderseits die mystisch-religiöse Philosophie, die für das reale Leben ebensowenig Interesse hat, sondern teils nach innen, teils nach dem Jenseits gewendet ist.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung. Der Niedergang der geistigen Kultur des Altertums hat sich uns als ein innerer Zersetzungsprozess dargestellt, an dem äussere Ursachen (wie die materielle Not) nur in zweiter Linie beteiligt sind. Während die Kraft des Denkens nach ungeheueren Anstrengungen und Leistungen erlahmt, bleibt die geistige Lebhaftigkeit doch bestehen und wirft sich auf beliebige, zum Teil recht minderwertige Gegenstände, die durch die Kunst der Schönrednerei dem grossen Publikum schmackhaft gemacht werden. Die Fähigkeit, neue Beobachtungen zu machen und das Gebiet des Wissens zu erweitern, geht verloren; man begnügt sich träge und bequem mit dem herkömmlichen Stoffe, den die Schule in einer immer mechanischer werdenden Arbeit einprägt und im Laufe der Jahrhunderte zu einer wässerigen Brühe verdünnt. Wie nun ein geschwächter Körper Krankheitserregern ein günstiges Angriffsfeld bietet, so war auch die antike Kultur von dem Augenblicke an, wo sie ihren Höhepunkt überschritten hatte, fremdem Gift zugänglich, und dieses wurde ihr in der Gestalt der orientalischen Mystik zugeführt, die in langsamer Wühlarbeit das Zentrum des antiken Denkens, die Philosophie, untergrub, um an ihre Stelle die Theologie und den Aberglauben zu setzen.

Die furchtbare äussere und innere Not, in der wir leben, lässt die Erwägung berechtigt erscheinen, ob nicht auch unsere Kultur vor einer Periode des Rückganges steht. Freilich, gegen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

manche Gefahren, die die antike Kultur bedrohten, scheinen wir gefeit zu sein. Eine Erstarrung unseres Schulwesens zu befürchten, ist so wenig berechtigt, dass man vielmehr eine Abkühlung des Eifers mancher Schulreformer wünschen möchte, die jede Schulform für besser halten als die bestehenden. Auch die Gefahr einer einseitigen Buch- und Stubengelehrsamkeit ist in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter und in der Periode der Wandervogelbewegung nicht allzu gross. Bedenklicher ist schon die zunehmende Spezialisierung der Wissenschaften, die den Namen Universitas literarum (im landläufigen Sinne verstanden) zu einem blossen Namen herabgedrückt hat. Schon längst war eine weitgehende Vereinzelung von Disziplinen und Teildisziplinen eingetreten, und nur für wenige Fächer bildete die Philosophie noch so etwas wie ein geistiges Band. Heute zwingt die materielle Not unsere Studierenden, sich auf die allernötigsten Vorlesungen zu beschränken, da für die anderen, in der Prüfung nicht verlangten, Zeit und Geld zu kostbar sind. Die Folge davon zeigt sich namentlich in den Doktorarbeiten, deren Masse in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Bedeutung steht, und die mit wahrer Wissenschaft oft herzlich wenig zu tun haben.

Aber das bedrohlichste Zeichen ist namentlich für uns Universitätslehrer das Überhandnehmen einer unklaren Mystik, die auch da mutwillig das Dämmerlicht aufsucht, wo die Forschung längst volle Klarheit geschaffen hatte. Während die bangen und dumpfen Stimmungen des Weltkrieges die Gemüter auch in solchen Kreisen, die sich für gebildet halten, verschiedenen Formen des Aberglaubens und der Astrologie geöffnet haben, wirft sich die uns anvertraute Jugend in dem an sich berechtigten Streben nach Synthese, nach einer geschlossenen Weltanschauung, der Theosophie und Anthroposophie, diesen Spottgeburten von Wissenschaft und Phantastik, in die Arme und verzichtet voreilig auf die Betätigung des rationalen Denkens. Die deutschen Universitäten werden alle Kraft aufwenden müssen, um die akademische Jugend, von deren Entwicklung die geistige Signatur des nächsten Menschenalters abhängig ist, vor diesen Irrwegen zu bewahren und sie mit wissenschaftlichem Geist zu erfüllen; sie wird diese schwere Aufgabe nur erfüllen können, wenn sie zwischen Forschung und Lehre die richtige Mitte findet, wenn sie über den Anforderungen der reinen Wissenschaft ihre pädagogischen Ziele nicht aus den

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Augen verliert. Noch ist unsere geistige Kraft ungebrochen, noch steht aufrecht, was selbst der grenzenlose Übermut und die hysterische Rachsucht unserer gallischen Feinde kaum anzutasten gewagt hat, das stolze Gebäude der deutschen Wissenschaft. Diesen Besitz wollen wir heilig halten und gegen alle Fährlichkeiten verteidigen.

Die Geschwisterehe im Altertum.[1]

Von Ernst Kornemann.

Die höchst merkwürdige Sitte der Geschwisterehe des Altertums, vornehmlich der hellenistischen Zeit, soweit sie in Fürstenhäusern geschlossen wurde, soll der Gegenstand der folgenden Betrachtung sein. Das Problem ist schon vielfach behandelt worden[2]), aber noch immer voll von unbeantworteten Fragen.

Die Wissenschaft hat sich, wenn sie dem Problem schärfer zu Leibe gegangen ist, mit den Ptolemäern, in deren Haus diese Eheform am stärksten zur Anwendung gekommen ist, besonders gern beschäftigt. Daher soll auch unsere Betrachtung hier einsetzen. Es ist auszugehen von der allbekannten Tatsache, dass der zweite Herrscher aus diesem Hause, der Sohn des Dynastiegründers und dessen Lieblingsgemahlin Berenike, der erste aus dieser Familie gewesen ist, der seine Schwester, wohlgemerkt seine leibliche Schwester (denn nur von wirklichen Geschwisterehen soll hier gehandelt werden)[3]), zur Frau genommen hat, und zwar spätestens im Jahr 274, wahrscheinlicher in einem der vorhergehenden Jahre, frühestens und am ersten im Jahre 277

---

[1]) Vortrag, gehalten in der Schles. Gesellschaft für Volkskunde am 12. Januar 1923.

[2]) M. L. Strack, Dynastie der Ptolemäer 1897, S. 77 ff.; W. Breccia, Il diritto dinastico nelle monarchie dei successori d'Alessandro Magno, in Belochs Studi di storia antica IV S. 14 ff.; K. J. Beloch, Griech. Gesch. III 1, S. 602 ff.; U. Wilcken, Pauly-Wissowa-Kroll, RE. II 1283 f.; B. Niese, Gesch. d. griech. u. mak. Staaten II, S. 99 f.; J. Kaerst, Gesch. des hell. Zeitalters II, 1 S. 348; Ed. Meyer, Gesch. d. Altert. I, 1[3], S. 21 ff., I, 2[3], S. 51 f. u. S. 71 f., auch III, S. 41 f.; über die Geschwisterehe im allgemeinen: Egon Weiß, Endogamie und Exogamie im römischen Kaiserreich, Zeitschrift der Savigny-Stiftg., Roman. Abt. 29, 1908, S. 340 ff.; O. Schrader, Reallexikon der idg. Altertumsk., S. 908 ff. (Verwandtenehe).

[3]) Im Gegensatz zu Weiß, der auch die Ehen zwischen Halbgeschwistern herangezogen hat.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder 276[1]). Die Schwestergemahlin trug den Namen Arsinoë, gewöhnlich in der Geschichte als Arsinoë II. bezeichnet, weil auch die erste Frau desselben Herrschers Arsinoë hiess. Diese letztere (Arsinoë I.) war die Tochter des Königs Lysimachos von Thrakien, die Ptolemaios II. bald nach seiner Thronbesteigung, also gleich nach 285, geheiratet und die ihm drei Kinder, zwei Söhne (Ptolemaios, später als Herrscher Ptolemaios III. Euergetes genannt, und Lysimachos) sowie eine Tochter (Berenike, die 248 anlässlich des Friedensschlusses zwischen Ptolemaios II. und Antiochos II. von Syrien dem letzteren zur Frau gegeben wurde) geschenkt hatte. Im Gegensatz zu dieser ersten Ehe war die zweite, die Geschwisterehe, kinderlos[2]), was nicht auffällt, wenn man bedenkt, dass Arsinoë II. acht Jahre älter war als ihr Bruder, d. h. im Jahre der Heirat etwa vierzig Jahre zählte[3]). Sie hatte ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Im Gegensatz zu dem Bruder war sie schon zweimal verheiratet gewesen, in erster Ehe (ca. 300) mit König Lysimachos von Thrakien, dessen vorhin erwähnte Tochter Arsinoë aus einer anderen Ehe ihre Vorgängerin auf dem ägyptischen Throne gewesen war, in zweiter Ehe. nach Lysimachos' Tod, mit ihrem Stiefbruder Ptolemaios Keraunos, dem ältesten Sohn des Königs Ptolemaios I. von Ägypten aus der Ehe mit Eurydike, der, von seinem Vater enterbt und aus Ägypten entflohen, am Hofe des Lysimachos gelebt und nach dessen Niederlage und Tod den Syrerkönig Seleukos I. ermordet hatte. Diese zweite Ehe, im Jahre 280 geschlossen, bewegte sich noch durchaus in den Bahnen griechischer Sitte, wonach die Ehe von Geschwistern, die von verschiedenen Müttern abstammten, also zwischen Halbgeschwistern, gestattet war[4]). Arsinoë II. schloss sie, um ihren Söhnen von

[1]) Über die Zeit vergl. Niese III S. 99 mit Anm. 5, U. Wilcken, RE. II S. 1283, Beloch III 2 S. 130, Walter Otto, Priester u. Tempel I, S. 146, 6.

[2]) Schol. Theokr. XVII 128, Pausan. I 7, 3. Der Versuch mancher Forscher entgegen diesen eindeutigen Quellenzeugnissen, einen Sohn aus der Geschwisterehe zu erweisen, ist längst als unhaltbar erkannt.

[3]) Arsinoë II. war, da sie um das Jahr 300 die erste Ehe einging, etwa 316 geboren, für den Bruder steht jetzt 308 (Mai) als Geburtsjahr fest, Wilcken, Archiv VI, S. 396; R. Pfeiffer, Kallimachosstudien, München 1922, S. 15. 4.

[4]) Busolt, Griech. Gesch. III 1, S. 92, 1 (aus Anlass der angeblichen Verheiratung des Kimon mit seiner Halbschwester Elpinike); A. M. Hruza, Beiträge zur Gesch. des griech. u. röm. Familienrechts II, S. 164 ff., zum Teil mit

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lysimachos das Erbe des Vaters zu erhalten[1]). Aber der Gatte warf, kaum verheiratet, die Maske ab und liess die beiden jüngeren Stiefsöhne ermorden, während es dem ältesten, Ptolemaios mit Namen, gelang, zu dem Dardanerkönig Monnunios zu entfliehen. Darüber entsetzt, verliess Arsinoë sehr bald wieder den neuen Gemahl und Stiefbruder und kam 279/78 an den Hof ihres leiblichen Bruders nach Alexandria[2]). Hier geschah dann sehr bald das für griechisches Empfinden ganz Unglaubliche[3]), dass die an Alter so ungleichen Geschwister eine Ehe eingingen. Die neuere Forschung neigt mit Recht zu der Ansicht, dass der Entschluss zu der Ehe mehr von der älteren, an Geist und Wille überlegenen Frau[4]), die schon die Ehe mit dem Stiefbruder hinter sich hatte, als von dem jüngeren Manne ausgegangen ist. Arsinoë II. war eine Intrigantin, die in ihrem Vorleben schon genug gewagt hatte[5]), um nun auch das Letzte und Grösste zu unternehmen, ihre Stieftochter und Namensvetterin aus dem Bett und vom Hofe des Bruders zu verdrängen[6]) und selbst Königin von Ägypten zu

falscher Deutung der Quellen, dazu Kübler, Zeitschr. der Sav.-Stiftung, Rom. Abt. 1894, S. 40; Egon Weiß S. 342 ff.; Freudenthal bei Mommsen, Zum ältesten Strafrecht der Kulturvölker, 1905, S. 13.

[1]) E. v. Stern, Hermes 50, 1915, S. 433.

[2]) Über die Zeit Walter Otto I S. 146, 5.

[3]) Die Ehe zwischen leiblichen Geschwistern war für die Griechen Inzest, vgl. Plato, Staat V 461 E, dazu C. Robert, Hermes 57, 1922, S. 356. Herodian I 3, 3 sagt von der jetzt geschlossenen Geschwisterehe ausdrücklich, dass sie erfolgt sei: *παρά τε τοὺς Μακεδόνων καὶ Ἑλλήνων νόμους,* ähnlich nennt Pausanias I 6, 8 diese Ehe „Barbarensitte und griechischer Gewohnheit zuwiderlaufend". Welchen Anstoss der Schritt der Geschwister erzeugte, zeigt der Vers des Sotades: *εἰς οὐχ ὁσίην τρυμαλιὴν τὸ κέντρον ὠθεῖς* (Athen. XIV 13, p. 621 a, Plut. de pueror. educ. 14 p. 11 A.), den er mit dem Tode büssen musste. Die Hofdichter der Zeit redeten sich mit dem Hinweis auf die Ehe zwischen Zeus und Hera heraus, Theokrit Id. XVII 132, Plut. Quaest conviv. IX 1, 2; vgl. Kallimachos fr. 196 Schneider.

[4]) W. Schubart, Ägypten v. Alexander d.Gr. bis auf Mohammed, Bln. 1922, S. 13.

[5]) Vgl. die Schilderung ihrer Persönlichkeit bei E. v. Stern, Hermes 50, 1915, S. 432 ff.

[6]) Sie wurde wegen angeblicher Beteiligung an einer Verschwörung nach Ober-Ägypten (Koptos) verbannt, Schol. Theokrit XVII 129, Niese II S. 99. Ihre Kinder wurden aber in der Hauptstadt zurückbehalten und standesgemäss erzogen, POxy X, 1914, Nr. 1241 Kol. 11, dazu die Herausgeber S. 100 und v. Stern a. a. O. S. 435.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden. Den Bruder aber hat nicht etwa Liebe zu dem Schritt verleitet, obwohl Pausanias I 7, und Herodian I 3. 3, offenbar gestützt auf höfische Quellen, uns das glauben machen wollen; denn eine etwa 40 Jahre alte Frau hat, zumal im Süden, nichts Verführerisches mehr an sich, und der König hielt sich genügend Maitressen[1]), um für dieses Gebiet gedeckt zu sein. Der Beiname „Philadelphos" kommt ursprünglich auch nur der Frau zu, nicht dem König, auf den er erst nach dem Tode übertragen worden ist. Der Name bezeichnet nämlich ursprünglich nur die „bruderliebende" Schwester, unter welchem Namen Arsinoë dann nach ihrem schon im Jahre 270 erfolgten Tode zur Göttin (*θεὰ Φιλάδελφος*) emporstieg[2]), worauf auch der lebende Bruder, um der toten Schwester nicht nachzustehen, in die göttliche Sphäre erhoben wurde (Kult der *θεοὶ Ἀδελφοί* seitdem). Ist alles dies richtig, dann ist es eine Frau gewesen, die zwei für das hellenistische Staatsrecht so folgenschwere Institutionen ins Leben gerufen hat: erstens die Geschwisterehe und zweitens — dies allerdings nur indirekt — die staatliche und offizielle Verehrung auch eines lebenden Herrschers als Gott im griechischen Kult, während bis dahin diese Ehre nur toten Staatshäuptern zuteil geworden war. Welches aber waren die Beweggründe der Frau? Liebe hat auch sie, die schon zweimal verheiratet gewesen war, nicht zu dem Schritt gebracht, sowenig wie den Bruder, und politische Rücksichten irgendwelcher Art, die man seit Droysen[3]) immer wieder hervorgesucht hat[4]), erklären nicht alles oder vielleicht sogar nichts[5]). Vielmehr lässt der Kult, der in dieser „galanten" Zeit mit den Frauen überhaupt, und auch mit Philotera, der un-

---

[1]) Ptolemaios III. Euergetes zählte im dritten Band seiner *ὑπομνήματα* nicht weniger als acht Nebenfrauen auf, vgl. Athen XIII 37 p. 576 e u. f., dazu E. Rohde, Griech. Roman [3], S. 70.

[2]) Dass Arsinoë erst nach dem Tode Göttin im griechischen Herrscherkult geworden ist, haben schon v. Prott, Rhein. Mus. 53, 1898, S. 463 ff., und ich Klio I, 1901, S. 71, nachgewiesen. Die neuere Forschung ist gegenüber anderen Aufstellungen erfreulicherweise zu dieser Auffassung zurückgekehrt, vgl. U. Kahrstedt, Klio X, 1910, S. 264, u. R. Pfeiffer S. 14, 3 u. S. 34 f.

[3]) Gesch. des Hellenismus III 1 S. 267.

[4]) Z. B. Strack, S. 86 ff., Niese II S. 100.

[5]) Vgl. die kritischen Bemerkungen bei Beloch III 1 S. 603, 2, und Breccia S. 14 ff.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verheiratet gebliebenen und vor Arsinoë gestorbenen Schwester des Geschwisterehepaares, getrieben wird[1]), wozu die sofortige Erhebung der verstorbenen Arsinoë in den staatlich anerkannten Götterhimmel sehr gut passt, die Vermutung wagen, dass hinter der vom griechisch-makedonischen Standpunkt unerhörten Neuerung noch andere, tieferliegende Motive zu suchen sind[3]).

Um hierfür den Beweis zu erbringen, bedarf es einer Untersuchung auf breiterer Basis, um festzustellen, von wo die „bruderliebende" Schwester und der von dem Nutzen der Sache schnell überzeugte Bruder das Vorbild zu dem unerhörten Schritt genommen haben. Die Antwort auf diese Frage war für viele so gut wie gegeben: Da in Ägypten sowohl im Fürstenhaus[3]) wie im Volk[4]) die Geschwisterehe seit älterer Zeit weit verbreitet war, so sagte man, dass hierin eine Anpassung des Fürstenhauses an die Sitten des Ägyptertums zu erblicken sei, ein Gedanke, der aber gerade deshalb, weil er so gefährlich nahe liegt, die vorsichtigste Prüfung erheischt. Schon im Altertum hat ein Pausanias diesem Gedanken Raum gegeben[5]), und von den Neueren haben Forscher wie v. Wilamowitz[6]), U. Koehler[7]), B. Niese[8]) u. a. dieser Ansicht zu-

---

[1]) Darüber jetzt am besten R. Pfeiffer S. 14 ff.

[2]) So auch v. Wilamowitz, Staat und Gesellsch. der Griechen, in Hinnebergs Kultur der Gegenwart Teil II Abt. IV 1, 2. Aufl. 1923, S. 156: „Dem König hat an dieser Massregel sehr viel gelegen, und man kann die Konsekration von der Geschwisterehe nicht trennen." (Von mir gesperrt.)

[3]) A. Wiedemann, Le roi dans l'ancienne Égypte, Muséon XIII S. 367 ff., danach M. L. Strack S. 77 ff., neuerdings J. R. Buttler, The Queens of Egypt, London 1908, A. Wiedemann, Das alte Ägypten, Heidelberg 1920, S. 58 u. 93, Erman-Ranke, Ägypten, 2. Aufl., Tübingen 1922, S. 85 u. S. 180 f., vgl. unten S. 41 Anm. 3.

[4]) Breasted-Ranke, Gesch. Ägyptens I S. 82, W. Schubart, Einführung in die Papyruskunde S 460 u. 469, Weiß S. 351 ff., A. Wiedemann, Das alte Ägypten S. 92, Erman-Ranke S. 180 f. Mitteis, Grundzüge der Papyruskunde S. 213, U. Wilcken, Archiv für Papyrus-Forschung VI S. 426.

[5]) Pausanias I 7, 1.

[6]) Antigonos von Karystos S. 225, 48. Derselbe Forscher jetzt vorsichtiger Staat und Ges. der Griechen a. a. O. S. 156.

[7]) S.-Ber. Berl. Ak. 1895 S. 976.

[8]) II S. 100. Wenn Niese daneben noch auf makedonische Rechtsanschauungen als vorbildlich hinweist, wo „die königlichen Frauen oft eine grosse Rolle gespielt haben und am Erbrecht und an der Thronfolge teilhatten", so befindet er sich damit ganz auf Irrwegen, vgl. Koehler, S.-Ber. Berl. Ak. 1893 S. 490 und Strack S. 76 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geneigt [1]). Aber schon M. L. Strack, der beste Kenner der Materie, hat gegen diese These Bedenken geäussert [2]), und die Papyrusforschung, die uns Ägypten ganz anders kennen gelehrt hat als das früher der Fall war, hat die Bedenken Stracks noch verstärkt. Die drei ersten Ptolemäer, die als Staatsmänner himmelhoch über allen ihren Nachfolgern stehen, fühlten und gerierten sich durchaus als das, was sie ihrem Blut nach waren, als Makedonen [3]) und machten daneben höchstens noch dem Griechentum Konzessionen, das nach den Anschauungen dieser Männer als ethnisch verwandt mit dem neuen, von Alexander in den Sattel gehobenen Herrenvolk der Mittelmeerwelt angesehen wurde [4]). Ihr neues Reich von Ägypten war zunächst aufgebaut in viel schärferer Weise, als das Alexander im Auge gehabt hatte, auf sauberer Scheidung der zugewanderten Herrenvölker (Makedonen, Griechen, allenfalls noch Perser) und der eingeborenen Rasse, zwei Welten, zwischen denen nur das ebenfalls im Lande, zumal in Alexandria, sehr stark vertretene Judentum vermittelnd stand. „Die Makedonier und in zweiter Reihe die Griechen . . . sollten allein die Herren im Lande sein, die Ägypter ihre Untertanen," sagt sehr richtig Wilcken [5]), und W. Schubart fasst denselben Gedanken neuerdings in die Worte [6]): „Makedonen und Hellenen fühlten sich als Herren, und wenn auch der König alle Reichsbewohner als Untertanen betrachten mochte, so gehörte er doch selbst auf die makedonisch-

[1]) Wenn Stähelin, RE. XI 1 S. 739 wenigstens die fiktive Geschwisterehe (darüber unten) als altägyptischem Vorbild entnommen bezeichnet, so geht auch dies zu weit, da wir diese Form bei den Seleukiden früher in Anwendung sehen werden als bei den Ptolemäern.

[2]) Dynastie S. 87, 1; allerdings spricht an anderer Stelle (S. 84) auch dieser Forscher von den „ägyptisierenden Ptolemäern" selbst mit Bezug auf die ersten Herrscher der Dynastie.

[3]) Vgl. Curtius IX 8, 22; Pausan. X 7, 8: *ἔχαιρον γὰρ δὴ Μακεδόνες οἱ ἐν Αἰγύπτῳ καλούμενοι βασιλεῖς καθάπερ γε ἦσαν*, Malalas Chronogr. VIII 0 250, Breccia S. 11.

[4]) Auf dem Papyrus bei Wilcken, Urkunden der Ptolemäerzeit I, 1 Nr. 7 (vom Jahre 163/2) Z. 13 f. nennt sich der Makedone Ptolemaios „Hellene", offenbar weil dieser Name die nichtägyptische Herrenklasse zusammenfasste, vgl. Wilcken a. a. O. S. 139 zu der Stelle; im übrigen darüber demnächst in einem Aufsatz über „Die Alexandergeschichte des Königs Ptolemaios I" in Klio XIX = N. F. I.

[5]) Grundzüge der Papyruskunde I S. 20.

[6]) Ägypten von Alex. d. Gr. bis auf Mohammed, Berlin 1922, S. 39.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hellenische Seite, musste sich auf sie stützen und ihnen deshalb Rücksicht erweisen, vermutlich weit mehr, als wir aus den dürftigen Zeugnissen herauszulesen vermögen.". Für den, der die hier niedergelegten Anschauungen teilt, wird es schwer, zu glauben, dass diese Herrscher einen derartigen, allem makedonischen und griechischen Rechtsempfinden widersprechenden Akt vollzogen hätten mit Rücksicht auf das einheimische Volkstum [1]). Das ist, um eine Parallele aus der modernen Geschichte anzuführen, gerade so undenkbar wie etwa heute in Indien, wo das Verhältnis zwischen Herrenvolk und Beherrschten ähnlich liegt, die Übernahme einer spezifisch indischen Sitte durch die Engländer. Hier wie dort fehlen alle Andeutungen über irgendwelche Konzessionen an einheimisches Wesen oder Denken, vielmehr ist strengste Exklusivität der Grundzug der Politik hier wie dort [2]). Ich gehe so weit, zu sagen: Wenn die Geschwisterehe in der damaligen Welt nur ägyptischer Brauch gewesen wäre, hätten m. E. Arsinoë und ihr Bruder diese Ehe nicht geschlossen [3]), da sie dann dem eigenen Volkstum, mit dessen Unterstützung sie herrschten, durch Rezeption einer Sitte der unterworfenen Masse zu sehr ins Gesicht geschlagen hätten. Man kann allerhöchstens noch folgende Fassung des Gedankens zulassen: Die Geschwisterehe konnte von einem in Ägypten residierenden Fürstengeschlecht leichter eingeführt und vor allem auf die Dauer beibehalten werden, wie wir es in der Ptolemäerdynastie beobachten [4]), weil sie im Lande einheimisch

[1]) Auch Beloch III 1 S. 603, 2 sagt: „Auf die Meinung der eingeborenen Bevölkerung Ägyptens kam nicht das geringste an."

[2]) Das einzige Mal als Ptolemaios I. auf die Ägypter Rücksicht genommen hat, bei der Schöpfung des Serapiskultes, handelt es sich um eine Aktion aus der Satrapenzeit (Wilcken, Urkunden der Ptolemäerzeit I 1, 1922, S. 82 f.), als der Herrscher von Ägypten noch die von Alexander vorgezeichnete Bahn der Vermittlung wandelte.

[3]) Hundert Jahre später, als die ägyptische nationale Reaktion einzusetzen begann, wäre so etwas allenfalls noch denkbar gewesen.

[4]) Die zweite Geschwisterehe war diejenige des Ptolemaios IV. Philopator mit seiner viel jüngeren Schwester Arsinoe III., eine höchst unglückliche Verbindung, die bekanntlich mit der Ermordung der Schwestergemahlin endete. Der Sohn aus dieser Geschwisterehe war Ptolemaios V. Epiphanes, Strack S. 194 f., Niese II S. 405.

Ferner gehören hierher:

a) Die beiden Geschwisterehen der Kleopatra II., der Tochter des oben

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war und daher im Volke nicht auffiel, aber sie ist nicht den Landessitten entlehnt worden, sondern stammt anderswo her.

Wie schon Strack bei der Abfassung seines Buches über die Dynastie der Ptolemäer (1897) gesehen hat [1]), muss also das Problem auf breiterer Basis angefasst werden, d. h. es muss das gesamte Material, das für die Geschichte der hellenistischen und vorhellenistischen Geschwisterehe in Fürstenhäusern vorliegt, zur Grundlage der Untersuchung gemacht werden. Da ist es nun gleich sehr merkwürdig, zu sehen, dass auch demjenigen Reiche, das lange Zeit der Hauptgegner der Ptolemäer gewesen ist, dem Seleukidenreiche, die Geschwisterehe keineswegs fremd gewesen ist, obwohl gerade dieses Reich als besonders treuer Hüter makedonischer und hellenischer Sitte angesehen wird [2]). Zwar ist die angebliche Geschwisterehe Antiochos' II. Theos mit Laodike mit Recht bestritten worden [3]). Sicher aber waren unter den Seleukiden mit leiblichen Schwestern verheiratet: 1. der älteste Sohn Antiochos des Grossen, der, geb. ungefähr 220, wie sein Vater den Namen Antiochos trägt und einige Zeit Mitregent desselben gewesen ist. Er heiratete im Winter 196/5 seine Schwester Laodike [4]),

---

erwähnten Ptol. V. Epiphanes mit ihren beiden, wahrscheinlich jüngeren Brüdern Ptolemaios VI. Philometor (keine Kinderehe, wie ich früher glaubte, vgl. Stähelin, RE. XI 1, S. 740 f.), geschlossen etwa 173, mit vier Kindern, und mit Ptol. VII. (bei Strack VIII.) Euergetes II. seit 145, die mit der vorübergehenden Verstossung der Schwestergemahlin und der Verheiratung mit ihrer Tochter Kleopatra III. endete, Stähelin, RE. XI 1, S. 742 f.

b) die beiden Geschwisterehen des Ptol. VIII. (Strack X.) Soter II mit Kleopatra IV. vor 116 und mit Kleopatra Selene i. J. 115, Stähelin S. 782 ff.

c) Die Ehe des Ptol. XI. (Strack XIII.) Neos Dionysos (Auletes) mit Kleopatra V. Tryphaina, 80 oder 79 v. Chr.; P. M. Meyer, Klio VIII, S. 430, 1, drei Töchter.

d) des Ptol. XII. (Strack XIV.) mit der berühmten Kleopatra VII. Philopator 51—47 v. Chr., dann diejenige des Ptol. XIII. mit derselben Frau 47—44.

[1]) Dynastie S. 84.

[2]) Strack a. a. O. S. 84.

[3]) Es ist nur zweifelhaft, ob es eine Stiefschwester war oder eine Tochter des Antiochos Hierax. Dass hier auf keinen Fall eine wirkliche Geschwisterehe vorliegt, geht schon daraus hervor, dass Antiochos II., als er dann Berenike, die Tochter des Philadelphos, im Jahre 48 heiratete, Laodike an die zweite Stelle rückte, Hieron in Dan. XII, 5.; Schwestergemahlinnen pflegen in solchem Falle verstossen zu werden.

[4]) Appian, Syr. 4, Wilcken, RE. I, S. 2470, Niese II S. 679.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

starb aber schon im Jahre 193; 2. Seleukos IV. Philopator, König von Syrien 187—175, verheiratet mit derselben Schwester und vielleicht auch noch Antiochos IV. Epiphanes[1]), der im Jahre 175 zur Regierung kam; 3. Demetrios I. (162—150) war vermählt mit seiner Schwester Laodike (VI.), die in erster Ehe mit Perseus von Makedonien verheiratet gewesen war[2]). Bei dem traditionellen Antagonismus des Ptolemäer- und Seleukidenreiches kann es sich hier nicht um eine Nachahmung des ptolemäischen Vorbildes handeln[3]). Es legt vielmehr das Auftreten der Geschwisterehe auch in dem besonders stramm makedonisch orientierten Syrerreich die Annahme einer gemeinsamen Wurzel nahe und dies um so mehr, als zur selben Zeit, wie im Ptolemäerreich die wirkliche Geschwisterehe auftrat, im Seleukidenreich wenigstens eine Art fiktiver Geschwisterehe durch Benennung der regierenden Königin als „Schwester" des Königs zu beobachten ist[4]). Gerade dieser letztere Umstand, das Auftreten der fiktiven Geschwisterehe hier und der wirklichen Geschwisterehe dort, beides etwa genau zu derselben Zeit, beweist schlagend, dass die beiden rivalisierenden Großstaaten der ehemaligen Alexandermonarchie diese Sitte aus einer gemeinsamen Wurzel gehabt haben, und das kann nur das Perserreich sein[5]), welches Alexander zwar gestürzt, aber in seinem inneren Aufbau fortgesetzt hatte.

Es ist allbekannt, dass die Dynastie der Achaimeniden, deren „Königtum von Asien" (*βασιλεία τῆς Ἀσίας*) Alexander übernommen hatte, nicht nur die Geschwisterehe, sondern überhaupt

---

[1]) Wilcken a. a. O. S. 2471.

[2]) Willrich, RE. IV, S. 2796, Breccia S. 24.

[3]) Dazu neigt Beloch III 2, S. 152.

[4]) Schon in dem ilischen Dekret für Antiochos I. v. J. 277 wird die regierende Königin des syrischen Reiches mit dem Ehrennamen *ἀδελφή* belegt; Dittenberger OGI. 219, Z. 22.; dazu Droysen, Hellenismus III 1, S. 266 und Beloch III 2, S. 151 f. Ebenso ist der *ἀδελφή*-Titel bei Laodike, der Gemahlin des Antiochos II., nur titular zu verstehen.

[5]) So schon richtig Th. Reinach, Mithradates Eupator, Deutsch von A. Goetz 1895, S. 47: „Eupator erwählte zur Königin seine Schwester Laodike, dem alten persischen Brauche gemäss, den die Höfe von Antiochia und Alexandria schon längst befolgt hatten"; ebenso S. 291. W. Schubart, Ägypten von Alexander dem Gr. bis auf Mohammed, Berlin 1922, S. 13, spricht bei Erwähnung der ägyptischen Geschwisterehe wenigstens „von den immer vorbildlichen persischen Grosskönigen".

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Verwandtenheirat in grossem Umfang gepflegt hatte. Der erste Herrscher dieses Hauses, der in Geschwisterehe lebte, war Kambyses, also auch hier der Sohn des Reichsgründers, und zwar, was ausdrücklich hervorgehoben sei, schon vor der Eroberung Ägyptens [1]). Über ihn hat Herodot, III 27—37, eine lange, romanhafte Erzählung. Da wird ausgeführt: Es sei zuvor nicht Sitte bei den Persern gewesen, dass sie ihre Schwestern freiten. Erst weil Kambyses von Liebe zur Schwester entbrannt sei, sei diese Sitte bei den Persern aufgekommen. Diese Erzählung ist längst als ein Versuch erkannt worden, die griechischerseits unverständliche Sitte zu rechtfertigen [2]). In Wirklichkeit war es gerade umgekehrt, wie Herodot sagt. Es war seit langem Brauch bei den Persern, auch im Bereich der nächsten Verwandten zu heiraten, ein Brauch, der im Königshaus ganz besonders stark geübt wurde, wie die folgende Materialzusammenstellung zeigen soll [3]):

1. Kambyses war sogar mit zweien seiner Schwestern verheiratet, mit Atossa und einer jüngeren, deren Name Herodot entgangen ist, die aber wohl mit der von Ktesias genannten Kyrostochter Roxane identisch ist [4]). Atossa wurde dann später die Gemahlin Dareios' I. und die Mutter des Thronfolgers [5]).

2. Von Artaxerxes I. (464—424) hören wir zwar nicht von einer Geschwisterheirat, wohl aber wird berichtet, dass bei ihm das Wort seiner Mutter Amestris und das seiner an Megabyzos verheirateten Schwester Amytis sehr viel gegolten habe [6]).

3. Dareios II. (424—404) hatte seine Schwester Parysatis zur Frau; der Ehe sind im ganzen 13 Kinder entsprossen [7]).

---

[1]) Denn eine der beiden Schwestergemahlinnen begleitet den Herrscher bereits auf dem Zug nach Ägypten, Herodot III 31; Prašek, Geschichte der Meder und Perser I, S. 252.

[2]) Prašek I S. 269.

[3]) Bei der im persischen Königshaus herrschenden Polygamie ist nicht immer ganz sicher festzustellen, ob überall leibliche Schwestern in Frage kommen, so dass in dieser Beziehung die folgende Übersicht nicht ohne Fehler sein kann.

[4]) Prašek I S. 245 und 252. Nach Marquart, Philol. Suppl. VI, S. 608 handelt es sich hier schon nur um Halbschwestern des Kambyses, doch ist ein Beweis hierfür nicht erbracht.

[5]) Ed. Meyer, GdA. III, S. 41.

[6]) Prašek II S. 171.

[7]) Ebda. II S. 172 und 181.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

4. Artaxerxes II. (404—359) hat nacheinander sogar seine eignen Töchter, zunächst Amestris, in erster Ehe Gemahlin des Tiribazos, und dann eine andere, mit Namen Atossa, geheiratet[1]).

5. Die letztere wurde dann die Gemahlin ihres Bruders Artaxerxes III. Ochos (359—338), der ihr schon bei Lebzeiten ihres Vatergemahls die Ehe versprochen hatte[2]).

6. Auch der letzte Perserkönig, Dareios III. Kodomannos, lebte in Geschwisterehe[3]).

Über diese Sitte der persischen Verwandtenehe, die den Griechen, wie schon das Beispiel des Herodot zeigte, sehr auffiel, besteht eine ganze Literatur in griechischer Sprache, die schon vor Jahren Adolf Rapp[4]) zusammengestellt hat; sie ist schliesslich von den Kirchenvätern stark ausgebeutet worden, die sich vom Standpunkt des christlichen Glaubens über solche „Unsittlichkeit" sehr erregt haben[5]). Die in der griechischen Literatur sich findende Ansicht, dass diese Eheform von den heiligen Schriften Zarathustras geboten worden sei[6]), ist von der neueren iranistischen Forschung als unrichtig erwiesen worden[7]). Im übrigen aber hat die Darstellung der klassischen Autoren aus armenischen Quellen sowohl für die Perser selber wie für die in der Oberschicht gänzlich iranisierten Armenier noch weitere Stützen erfahren[8]). Die Fabel, dass das Avesta diese Sitte sanktioniert habe, erklärt sich am leichtesten dadurch, dass die Verwandtenheirat auf dem Boden Irans, wie wir nachher sehen werden, uralt, so zu sagen bodenständig war. Etwas Uraltes ist aber zu allen Zeiten und bei

---

[1]) Herakleides von Kyme, FHG. II 97, bei Plut. Artax. 23 und 27, Prašek II S. 217.

[2]) Plut. Artax. 26; Prašek II S. 216 und 230.

[3]) Arrian, anab. II, 11, 9.

[4]) Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft XX S. 112 ff.; vgl. auch Marquart, Philol. Suppl. VI, S. 576 f. und S. 602, Anm.

[5]) Das hierher gehörige Material aus den Kirchenvätern ist ausser von Rapp auch zusammengestellt von Weiß a. a. O. S. 344, 5 und S. 348 f.

[6]) Übernommen von A. v. Gutschmid, Gesch. Irans S. 11, 1 und S. 118; sowie Ed. Meyer, GdA. I, 1 [2], S. 31 und III, S. 41.

[7]) H. Hübschmann, Zeitschrift der Deutschen morgenl. Gesellschaft, 43, 1889, S. 308 ff.; Darmsteter, Revue de l'hist. des religions XXIV, 1891, S. 366 ff.; Justi in Geiger und Kuhn, Grundriss der iran. Phil. II, S. 435 f.; O. Schrader, Reallexikon S. 908.

[8]) Hübschmann S. 310 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allen Völkern gern den grossen Religionsstiftern oder den Staatsgründern beigelegt worden. Die starke Anwendung der Verwandtenehe bei den Persern bis hinauf zur Verheiratung mit der eigenen Mutter[1]) hat auch offenbar das hohe Ansehen hervorgebracht, das am Perserhof, ähnlich verhängnisvoll wie bei den osmanischen Sultanen[2]), die Mutter des regierenden Herrschers genossen hat.

Aber nicht nur das persische Königshaus der Achaimeniden selber hat die Geschwisterheirat in grossem Umfang gepflegt, sondern auch die Fürstenhöfe jener Kleinstaaten, die auf dem Boden des ehemaligen Perser- und Alexanderreiches neben den grösseren Staaten, wie Syrien und Ägypten, im Laufe der Zeit sich gebildet, und die gern das Vorbild der Grosskönige von Asien nachgeahmt haben. Da wären zu nennen:

1. Parthien. Hier ist eine neuerdings von englischer Seite veröffentlichte Rechtsurkunde auf Pergament[3]) vom Jahre 88 v. Chr. datiert nach dem damals regierenden Partherkönig Mithradates II. und seinen drei Gemahlinnen und Königinnen, von denen zwei ausdrücklich als die Schwestern des Herrschers bezeichnet werden, durch den Zusatz *ὁμοπαιρία* allerdings als Stiefschwestern, so dass die Urkunde streng genommen nicht hier hergehört. Josephos, Ant. Iud. XVIII 42. Niese, hat weiter die Nachricht, dass der Partherkönig Phraatakes, der schon als Knabe auf den Thron gekommen ist — er kann nicht vor 21 v. Chr. geboren sein als Sohn der seinem Vater von Augustus geschenkten italischen Sklavin Thea Musa, ist aber wahrscheinlich schon 9 v. Chr. zur Regierung gelangt —, mit seiner Mutter eine, wenn auch vielleicht zunächst nur fiktive, eheliche Verbindung eingegangen ist, wofür auch die Münzen der beiden zu sprechen scheinen[4]).

2. Armenien. Auch hier haben wir ein Beispiel von Geschwisterehe aus der Epoche des Augustus. Etwa vom Jahre 6 v. Chr. ab stehen hier an der Spitze der Regierung der König Tigranes III. und seine Schwestergemahlin Erato, von denen Tacitus ann. II 3 sagt: sociati more externo in matrimonium

[1]) Ktesias fr. 30.
[2]) Ed. Meyer, Gesch. des Altertums III S. 41.
[3]) Wieder abgedruckt bei P. M. Meyer, Juristische Papyri Nr. 36.
[4]) A. v. Gutschmid, Geschichte Irans, S. 118, u. U. Kahrstedt, Klio X S. 287.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

regnumque, eine Nachricht, die durch die erhaltenen Münzen bestätigt wird[1]). Dagegen erhält die Ansicht von Tacitus' Quelle, dass die Geschwisterheirat hier zu einer Samtherrschaft geführt habe[2]), in den Münzen, die den Titel *βασίλισσα* = weiblicher *βασιλεύς* vermeiden und nur von *ἀδελφὴ βασιλέως* sprechen, keine Stütze[3]).

3. Kommagene. Noch späterer Zeit, nämlich der Epoche der Kaiser Claudius und Nero, entstammen Münzen dieses kleinen (damals römischen) Vasallenstaates, auf denen der dortige Duodezfürst Antiochos IV. (38 bzw. 41—72 regierend) und seine Schwestergemahlin Jotape erscheinen[4]). Daneben kommen Münzen mit dem Bild der Jotape allein vor und mit der Aufschrift *βασίλισσα Ἰοτάπη Φιλάδελφος*, allerdings nur Kupfermünzen.

4. Pontos. In eine etwas frühere Zeit führen uns die Geschwisterehen dieses ebenfalls stark iranisierten Landes. Hier waren Mithradates III. oder IV. Philopator, ebenfalls mit dem Beinamen *Φιλάδελφος*, der seinem Bruder Pharnakes 170/69 gefolgt war, und Laodike das erste Geschwisterehepaar in diesem Königshaus. Münzen dieser Herrschergeschwister, vielleicht zur Hochzeit geprägt, zeigen auf der Vorderseite die Ehegatten und auf der Rückseite Zeus und Hera, letztere als das göttliche Prototyp der Geschwisterehe auf Erden. Es kommen daneben Stücke, hier auch in Silber, vor, nur mit mit Laodike allein auf der Vorderseite und Hera auf der Rückseite[5]). Weiter war der berühmte Mithradates VI. Eupator, der grosse Gegner der Römer im 1. Jahrh., anfangs (seit 111 v. Chr.) mit einer seiner Schwestern verheiratet, die gleichfalls Laodike (II.) hiess[6]). Die Ehe, der mehrere Kinder

---

[1]) Derselbe S. 299 f. Kopf und Legende des Königs befinden sich auf der Vorderseite, diejenigen der Königin auf der Rückseite.

[2]) Dafür soll auch die Übernahme der Regierung durch Erato nach des Bruders Tod (Tac. ann. II 4) sprechen.

[3]) So Kahrstedt a. a. O. S. 300. Doch bleibt zu beachten, dass, wie sich später zeigen wird, vielleicht auch hier *ἀδελφὴ βασιλέως* der höhere Titel ist.

[4]) Babelon, Rois de Syrie, 221 f.; Kahrstedt a. a. O. S. 303. Auch hier erscheint wie auf den armenischen Münzen der König auf der Vorderseite, die Königin auf der Rückseite.

[5]) Kahrstedt a. a. O. S. 281 f.

[6]) Iustinus XXXVII 3, 6, soror uxorque Laodice, Th. Reinach, Mithradates Eupator S. 47 und 291; Strack, Dynastie S. 84.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entsprossen sind, nahm bald wegen Untreue der Gattin ein tragisches Ende, etwa im Jahre 108 v. Chr.[1]).

5. Karien. Das in diesem Land regierende einheimische, aber vollkommen hellenisierte Herrschergeschlecht war schon in der vorhellenistischen Zeit in Geschwisterehe verheiratet. Nach Strabo (XIV p. 656) hatte der Stammvater Hekatomnos von Mylasa (395(?)—377) drei Söhne, Maussollos, Idrieus und Pixodaros, sowie zwei Töchter, Artemisia und Ada. Von den Söhnen waren die beiden älteren mit ihren Schwestern verheiratet: Maussollos (377—353) mit Artemisia und Idrieus mit Ada, und zwar, wie es ausdrücklich bei Arrian[2]) heisst, „nach der Sitte der Karer". Beide Geschwisterehen blieben kinderlos. Die Thronfolge verlief so, dass Artemisia nach dem Tode des Brudergemahls im Jahre 353 die Regierung selber übernahm und sie bis zu ihrem Tode 351 leitete, in welcher Zeit das gewaltige Grabmal des Brudergemahls, das Maussolleion, seitdem Name und Vorbild für die Fürstengräber der Antike überhaupt, in Halikarnass vollendet wurde. Dann folgte Idrieus (351—334), und nach dessen Tod trat wiederum eine Frauenherrschaft ein, indem dessen Schwestergemahlin, die oben genannte Ada, die Regierung in Händen behielt. Nach vierjähriger Regierung (344—340) wurde sie aber von ihrem jüngsten Bruder Pixodaros vertrieben und auf das karische Felsennest Alinda im Innern beschränkt[3]).

Diese Geschwisterehen in der Dynastie des Hekatomnos werden, wie wir oben sahen, als nach karischer Sitte geschlossen geschildert. Damit bekommen wir einen Fingerzeig für die Herkunft des ganzen Brauches. Gegenüber den indogermanischen Persern, die wir seither als das stärkst endogame Volk kennen gelernt hatten, sind die Karer, die zu der weder indogermanischen noch semitischen anatolischen Rasse gehören[4]), ein viel älteres

[1]) Th. Reinach S. 87, über die Kinder ebenda S. 293.

[2]) Strabo XIV p. 656 f.; Arrian anab. I 23, 7.

[3]) Judeich, Kleinasiat. Studien, S. 250 ff.

[4]) Paul Kretschmer, Einleitung in die Gesch. der griech. Sprache, 1896, S. 379 ff.; Joh. Sundwall, Zu den karischen Inschriften und den darin vorkommenden Namen, Klio XI, 1911, S. 464 ff.; derselbe, Die einheimischen Namen der Lykier nebst einem Verzeichnis kleinasiatischer Namenstämme, XI Klio-Beiheft 1913 und die eingehende Besprechung dieses Werkes durch Danielsson, GGA. 178, 1916, S. 490 ff.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Volkstum, das schon vor der Einwanderung der Indogermanen in Kleinasien sesshaft war. Hier also war die Geschwisterehe nach Ansicht der antiken Schriftsteller alteinheimischer Brauch. Zugleich war hier die Schwestergemahlin, im Falle ein Sohn fehlte, thronberechtigt[1]). Ja, es scheint, dass das Erbrecht über die Frauen überhaupt ging. Das zeigt sich, wenn wir die Regierung des jüngsten Hekatomnos-Sohnes, des Pixodaros, noch genauer betrachten. Aus dessen Ehe mit einer Kappadokierin (Aphnëis) war eine Tochter entsprossen, ebenfalls Ada genannt, die der Vater zunächst mit dem Sohne des makedonischen Königs Philipps II., mit Arrhidaios, zu vermählen suchte, und als dies an der Eifersucht des jungen Alexander und seiner Mutter gescheitert war[2]), dem vornehmen Perser Orontobates zur Frau gab, der durch diese Ehe Mitregent und nach dem Tode des Pixodaros Alleinherrscher von Karien wurde[3]). Letzteres war der Zustand der Dinge, als Alexander der Grosse nach der Schlacht am Granikos (334) in das Land kam. In diesem Moment benutzte die ältere Ada, die Witwe des Idrieus, die Gelegenheit, um ihr Herrschaftsrecht wieder geltend zu machen. Sie übergab Alinda, das einzige, was ihr geblieben war, dem makedonischen Eroberer und nahm ihn als ihren Sohn an, *παιδά οἱ τιθεμένη Ἀλέξανδρον*[4]). Alexander überliess ihr Alinda und nahm den Namen eines Sohnes an, *τὸ ὄνομα τοῦ παιδὸς οὐκ ἀπηξίωσε*, ja nach der Eroberung von Halikarnass bestellte er sie zur Herrin (Satrapin) über ganz Karien. Wir sehen also deutlich: wie der persische Satrap Orontobates sein Recht auf das karische Fürstentum auf die Ehe mit der jüngeren Ada gestützt hatte, so sucht jetzt die ältere Frau dieses Namens durch eine fiktive Adoption Alexander die Nachfolge zu sichern. Dadurch erscheint der junge makedonische König nicht nur als der Feind und Beseitiger der im Land verhassten persischen Fremdherrschaft, sondern zugleich als der Wiederhersteller des althergebrachten einheimischen Rechts- und Sittenzustandes[5]).

---

[1]) Das geht aus der Darstellung des Strabo XIV p. 656 deutlich hervor, dazu Judeich S. 248, 1.

[2]) Darüber Plutarch, Alex. 10, 1—3 und Arrian anab. III, 6, 5, dazu Judeich S. 253 f.

[3]) Strabo XIV p. 657.

[4]) Arrian anab. I 23, 8.

[5]) Diodor XVII 24, 2; Bachofen, Mutterrecht, S. 187.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rasseverwandt mit den Karern aber waren die Lykier, von denen Herodot an einer berühmten, viel zitierten Stelle (I 173) sagt[1]): „Ihre Sitten sind zum Teil kretisch, zum Teil karisch. Jedoch eine sonderbare Gewohnheit haben sie, die sonst kein anderes Volk hat: Sie benennen sich nach der Mutter und nicht nach dem Vater. Denn wenn man einen Lykier fragt, wer er sei, so wird er sein Geschlecht von der Mutterseite angeben und seiner Mutter Mütter herzählen." Wir haben weiter ein Fragment des Nikolaos von Damaskos[2]) (fr. 129), in welchem es heisst: „Die Lykier ehren die Frauen mehr als die Männer und nennen sich nach der Mutter. Auch hinterlassen sie ihre Erbschaft den Töchtern und nicht den Söhnen." Und wirklich ist durch die Münzen bewiesen, dass auch hier in Fürstenehen bisweilen die Frau vollberechtigt ihrem Manne in der Regierung folgte[3]). Dass wir uns also in Lykien ebenfalls in Anschauungen bewegen, die den für die Hekatomnos-Dynastie erschlossenen ähnlich sind, liegt auf der Hand[4]).

Noch weiter ostwärts und gleichzeitig zeitlich rückwärts werden wir geführt durch den Blick auf die Hethiter, von denen wir seit der epochemachenden Entdeckung des Reichsarchivs von Boghazköi wissen, dass bei ihnen die Königin eine besonders hohe Stellung im Herrscherhaus eingenommen und schliesslich einer der Könige auch in Geschwisterehe gelebt hat[5]). Da nun durch

---

[1]) Von dieser Stelle geht das eben erwähnte phantastische Buch von Bachofen (Stuttgart 1861) aus; vgl. über dasselbe die kritischen Bemerkungen von Berthold Delbrück, Abh. der Sächs. Gesellschaft der Wiss. XXV, Hist.-phil. Kl. Bd. XI, 1890, S. 391 f.

[2]) Vgl. auch Nymphis Heracl. bei Plut., De mul. virt. c. 9, FHG, III 15.

[3]) Six, Monnaies Lyc. zu Nr. 132, 172 u. S. 80 ff.; Judeich a. a. O. S. 248, 1. Die Anzweiflung des herodoteischen Berichtes durch Sundwall, Klio XI. Beiheft (1913) S. 257 f. ist nicht genügend fundiert.

[4]) Sonstiges Material aus dieser Gegend bei Toepffer, Art. Amazonen, RE. I 2, S. 1767 f.

[5]) In der eigentlichen Glanzzeit der Hethiter (14. Jahrhundert) treten nicht nur die Könige, sondern auch die Königinnen mit den auswärtigen Mächten in Verbindung, und von einem der letzten Könige, Arnuantas, nebenbei bemerkt gerade demjenigen, der einen indogermanischen Namen trägt (F. Hrozny, Boghazköi-Studien Heft 3, S. VII, Anm. 4), wissen wir, dass seine Frau gleichzeitig seine Schwester war; vgl. Br. Meissner, Zur Gesch. des Chattireiches, Jahresber. der Schles. Gesellschaft für vaterl. Kultur 95, 1917, S. 23, 25, sowie

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die neueren linguistischen Forschungen festgestellt wôrden ist, dass hier eine Überschichtung eines oder mehrerer anatolischer Völker durch eine oder mehrere indogermanische Herrenvölker stattgefunden hat[1]), so besteht die Möglichkeit, dass die Herrscher, die in Geschwisterehe gelebt haben, bereits indogermanischen Blutes waren[2]). Ist dies aber der Fall, dann darf man vielleicht vorsichtig die Vermutung wagen, dass wir hier Verhältnisse vor uns haben, wie wir sie wohl auch für Persien annehmen müssen[3]), dass nämlich aus dem vorindogermanischen Volksstum diese gänzlich fremde Sitte in das darüber gelagerte Indogermanentum eingedrungen ist[4]).

Diese zunächst rein als Vermutung geäusserte Behauptung

S. 28: „Chattuschils Gemahlin Puduchipa . . . muss eine besonders geachtete Stellung neben ihrem Gatten eingenommen haben. Das zeigten uns schon die Briefe der ägyptischen Königin Naptera an sie, dann aber wird sie auch in dem Vertrage Chattuschils mit Benteschina neben dem Könige als 'Grosskönigin' ausdrücklich genannt. Als der König starb, wurde sie erst Reichsverweserin und später Mitregentin ihres Sohnes Dudchalia".

[1]) Der derzeitige Stand des Problems ist am schärfsten und besten formuliert von Gustav Herbig, Gött. gel. Anz. 1921, S. 193 ff., bes. S. 212 f., und Wege und Ziele der hethit. Sprachforschung, Indogerm. Jahrbuch VIII, S. 1 ff., bes. S. 17 f. Vgl. auch schon F. Hrozny, Boghazköi-Studien, Heft 3, S. VII.

[2]) Die Namen der Herrscherreihe von 1600—1200 sind allerdings im allgemeinen ganz unindogermanisch, vgl. Ed. Meyer, Mitt. der Deutschen Orientgesellschaft Nr. 56, 1915, S. 12; Walter Otto, Hist. Zeitschr. 117, 1917, S. 202 f. und 222 f.; F. Hrozny, Boghazköi-Studien Heft 3, S. VII mit A. 4 und S. 95, sowie Heft 5, S. 53, und Herbig, GGA. 1921, S. 213; Jahrbuch S. 18 (statt Herrscherreiche lies hier Herrscherreihe).

[3]) Für Persien scheint der Einfluss der Ostvölker Irans (vgl. Marquarts Hinweis Phil. Suppl. VI S. 8, 602 auf den Roman der Sakenkönigin) besonders stark gewesen zu sein. Von hier aus erklärt sich dann auch die falsche Herleitung der Geschwisterehe aus den Vorschriften des Avesta, da Zarathustras Wirken in Ostiran begonnen hat. Über die vorindogermanischen Völker des Hochlandes von Iran, die „Anariaken", d. h. die Nichtarier, vgl. Ed. Meyer, GdA. I 2, 3. Aufl., S. 897 f und III S. 16 ff.

[4]) Ganz ähnlich formuliert Herbig (a. a. O. S. 213 bzw. S. 18) den Tatbestand auf dem Gebiet der Sprache: „Es scheint, dass die Boghazköi-Indogermanen einst als Eroberer vom Bosporus oder vom Kaukasus her das Halysland überrennend, bald von der protohethitischen Kultur durchtränkt und gebändigt wurden und nur das morphologische Knochengerüst ihrer Sprache vor der Kleinasiatisierung bewahren konnten"; zu dem im Text behandelten Problem vgl. auch die Andeutungen von O. Schrader, Reallex. S. 564 ff.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

legt uns die Verpflichtung auf, einmal weitere Umschau zu halten unter den älteren nichtindogermanischen Völkern des Mittelmeergebietes, die, wie wir längst wissen, das Substrat der Kulturen dieser Länder bilden. Von den Sabäern in Südarabien sagt Strabo gelegentlich (XVI p. 783), dass sie mit ihren eignen Müttern geschlechtlich verkehrten, und aus Nikolaos von Damaskos besitzen wir ein weiteres hierhergehöriges Fragment (fr. 148), in welchem es von den Äthiopen heisst: „Die Äthiopen lieben am meisten ihre Schwestern, und die Könige des Landes hinterlassen die Königsherrschaft meist nicht ihren Söhnen, sondern denen ihrer Schwestern. Nur wenn ein solcher nicht vorhanden war, wählten sie den schönsten und streitbarsten aller Männer zum König." Diese Stelle ist für unser Thema von der grössten Wichtigkeit. Denn aus ihr lernen wir, dass bei diesen „mutterrechtlich" organisierten Völkern, um den Ausdruck Bachofens zu gebrauchen, ein ganz anderes Erbrecht galt, als wir es heute gewohnt sind.

Damit aber fällt plötzlich Licht auf Gebräuche, die uns von ganz anderen Stellen der antiken Welt gemeldet werden. Eine Gottheit des ältesten mittelitalischen Götterkreises, Mater Matuta, die neben Vesta in engster Beziehung zu dem altitalischen Gotte Ianus stand, eine Gottheit des Frühlichts und zugleich eine Geburtsgöttin, empfing von seiten ihrer Gläubigen ein Gebet, in welchem man zuerst der Schwesterkinder und dann erst der eigenen gedachte[1]). Und aus einer noch viel weiter entfernten Gegend, aus Irland, berichtet Strabo (IV p. 201), dass die dortigen Bewohner — *Βρεττανοί* nennt er sie — Ehen mit Müttern und Schwestern eingehen. H. Zimmer ist es gelungen[2]), diese und andere antike Nachrichten auf die vorindogermanischen Pikten, die ehemals in Irland und in grossen Teilen Schottlands wohnten, zu beziehen. Er fasst seine auch auf Grund der einheimischen Quellen gewonnenen Ergebnisse in die Worte (S. 118) zusammen: „Bei den Resten der vorarischen (vorkeltischen) Urbevölkerung Britanniens bestand das Mutterrecht in voller Geltung. Es regelte die Erbfolge noch Jahrhunderte lang, als die Pikten längst christianisiert und sprachlich keltisiert waren, bis zum Untergang des Pikten-

[1]) Ovid, Fasten VI 559 ff.; Plutarch, Cam. 5, Quaest. Rom. 17, Wissowa, Religion und Kultus der Römer [2], S. 111.

[2]) Zeitschrift der Savigny-Stiftung, Rom. Abt. XV, 1894, S. 209.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

staates im 9. Jahrhundert. Die Frauen nehmen nicht etwa eine besonders hohe Stellung ein, im Gegenteil; nirgends herrscht, so viel wir sehen, eine Frau: die Mutter, also die Geburt, bestimmt aber die Stammzugehörigkeit, das Erbrecht. Auf einen Piktenherrscher und seine Brüder folgt nicht etwa der Sohn des ältesten, sondern der Sohn der Schwester; auf diesen und seine eventuellen Brüder von Mutterseite folgt wieder ein Schwestersohn und so fort."

Der nächste Schritt aus dieser Sachlage, die uns so in ganz gleicher Weise im äussersten Nordosten der alten Welt wie im äussersten Südosten (Äthiopien) entgegentritt und bei den Italikern noch in jenem Gebet an die Mater Matuta eine Spur hinterlassen hat, ist doch der, dass der König die leibliche Schwester, deren Kinder die eigentlichen erbberechtigten nach der Anschauung dieser Völker waren, heiratete. Die Geschwisterehe findet also grade in diesen Anschauungen, die dem Akt der Geburt und Blut der Mutter eine ganz andere erhöhte Bedeutung beilegen als dem Zeugungsakt und dem Samen des Vaters, ihre ureigenste Erklärung, und es ist kein Wunder, dass die Geschwisterehe dort besonders Eingang gefunden hat, wo die „mutterrechtliche" Erbfolge herrschte; dies aber war, wie wir gesehen haben, bei einzelnen vorindogermanischen Völkern des mittelmeerischen und westeuropäischen Kulturkreises der Fall. Erst von diesen älteren Völkern her sind dann indogermanische und semitische Völker, die sich als eine jüngere Schicht über diese Länder mit sehr alter, ganz anders gearteter Kultur gelagert haben, mit solchen ihrem Wesen ganz fremden Sitten [1]) beschenkt worden, am stärksten die Perser, offenbar aus dem Grunde, weil sie eine sehr dünne Oberschicht über zahlenmässig sehr stark vertretenen älteren Völkern bildeten. Hierfür sei noch ein besonders schlagender Beweis beigebracht: Aus der Entscheidungsschlacht des Kyros gegen die Meder unter Astyages im Jahre 550 v. Chr. berichtet Iustinus I 6, 13 ff. (ähnlich Plutarch, de mul. virt. 5 [2]): pulsa itaque Persarum acies cum paulatim cederet, matres et uxores eorum obviam occurrunt; orant

[1]) Berthold Delbrück, Die indogermanischen Verwandtschaftsnamen, ein Beitrag zur vergleichenden Altertumskunde, Abh. der Sächs. Gesellsch. der Wiss. XXV, Phil.-hist. Klasse XI, 1889, S. 379 ff.

[2]) Herodot I, 127, erwähnt die Geschichte nicht.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in proelium revertantur; cunctantibus sublata veste obscena corporis ostendunt rogantes, num in uteros matrum vel uxorum vellent refugere. Hac repressi castigatione in proelium redeunt. Ganz ähnlich erzählt Plutarch [1]) aus Lykien von Bellerophon, als dieser nach der einheimischen Sage wegen ungerechter Behandlung durch den Lykerkönig Iobates gegen das Land wütete und das Meer über das Land wälzte: *ἐπεὶ δὲ τῶν ἀνδρῶν δεομένων τὸν Βελλεροφόντην ἐπισχεῖν οὐδὲν ἔπειθον, αἱ γυναῖκες ἀνασυράμενοι τοὺς χιτωνίσκους ἀπήντησαν αὐτῷ· πάλιν οὖν ὑπ' αἰσχύνης ἀναχωροῦντος ὀπίσω καί τὸ κῦμα λέγεται συνυποχωρῆσαι.* H. Zimmer (S. 239) endlich bringt aus dem irischen sogenannten Cuchulinnsagenkreis folgendes bei: „Cuchulinn konnte im Kampfe, sowohl dem ernsten als in Kampfspielen, in ein dämonisches Rasen, eine Berserkerwut, verfallen, in der er Freund und Feind bei seinem Anstürmen gefährlich war. Hiergegen hatte man ein probates Mittel: man stellte drei Fässer kalten Wassers auf, Männer legten sich in der Nähe in den Hinterhalt, und wenn Cuchulinn angerast kam, trat ihm die Königin mit dem weiblichen Hofstaat entgegen mit entblössten Brüsten und hochgehobenen Röcken, dass die Scham sichtbar war. Wenn dann Cuchulinn verschämt die Augen niederschlug, ergriffen ihn die Männer und steckten ihn zur Abkühlung in die Fässer mit kaltem Wasser.“ Auch hier tritt uns dieselbe höchst auffällige Sitte bei drei Völkern entgegen, die nach unseren seitherigen Ausführungen auch in der Geschwisterehe und im Frauen-Erbrecht einander nahe gestanden hatten; von ihnen sind wieder zwei vorindogermanisch und nur eines (die Perser) indogermanisch. Damit wird auch von hier aus ganz klar erwiesen, wo der Ursprung dieser Bräuche liegt, und wer sich hat beeinflussen lassen.

Zweierlei aber ist schliesslich das Resultat dieser langen Betrachtung über die Wurzeln der Geschwisterehe, einmal, dass unter der indogermanischen Schicht, die in den jüngeren Jahrtausenden der Mittelmeerwelt kulturtragend gewesen ist, eine Unterschicht von Völkern gelegen hat, die ganz anderen Anschauungen über Ehe, Vererbung und Erbrecht gehuldigt hat, und zum anderen, dass die darüber sich ausbreitenden Indogermanen ganz

[1]) De mul. virt. 9.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verschieden gegenüber dem, was ihnen von unten entgegengebracht wurde, reagiert haben. Die grössten Antipoden bezüglich der betrachteten Eheform sind die Römer und die Perser gewesen. Während die Perser zunächst in den obersten streng aristokratisch organisierten Schichten, die auf äusserste Reinhaltung des Blutes bedacht waren [1]), ähnlich wie die einer anderen Rasse angehörenden Ägypter, letztere sogar bis tief in das niedere Volk hinein, den Anregungen ihrer Vorgänger aufs stärkste nachgegeben haben [2]), die Perser vielleicht vergleichbar in diesem Punkte jenem indogermanischen Volke des 2. Jahrtausends v. Chr., das über die anatolische Rasse von Boghazköi sich gelagert hat, sind die Römer dasjenige Volk unserer Rasse, das die Geschwisterehe am schärfsten abgelehnt [3]) und beim Zusammentreffen mit endogamen Völkern in der historischen Zeit eine Nachahmung von deren Sitte verboten hat [4]), trotzdem wir auch in Italien ein Überlebsel des

[1]) Über die bevorzugte Stellung der Häuser der sechs Männer, die allein unangemeldet Zutritt zum König hatten und aus deren Familien allein der König seine Gemahlin nehmen durfte, wenn es nicht aus der eigenen Familie geschah, vgl. Prašek I S. 203 f.; Ed Meyer Gd. A. III, S. 33.

[2]) Ganz anders die Inder, die, wie es scheint, die Geschwisterehe abgelehnt haben, Ṛgveda X 10, übersetzt von A. Hillebrandt, Lieder des Ṛgveda, Quellen der Religionsgeschichte, Göttingen 1913, S. 139; vgl. auch Schrader, Reallexikon S. 909. Dass aber auch in Indien Überlebsel alter mutterrechtlicher Anschauungen vorkommen, beweisen Mitteilungen von Missionaren, worauf sich G. u. F. Thudichum, Die Germania des Tacitus [2], 1913, S. 46, berufen. Danach ist in manchen Provinzen Britisch-Indiens die Erbfolge so geregelt, „dass Schwesterkinder den leiblichen Kindern vorgehen".

[3]) Laut Gaius I 61 war die Geschwisterehe, weiter die Ehe mit der *τηθίς*, amila und matertera, Gaius I 63, endlich mit der sororis filia, I 62, in Rom verboten. Vom Strafrecht wurde eine solche Verbindung als incestus (von castus = rein) bezeichnet. Sie war ursprünglich mit dem Tode bedroht, wurde aber in der Kaiserzeit in der Regel mit Deportation bestraft, Th. Mommsen, Röm. Strafrecht S. 688; Egon Weiß a. a. O. S. 357. Mommsen macht gelegentlich (a. a. O. S. 683, 2) aber darauf aufmerksam, dass die römische Pseudogeschichte sich an die strengen Einschränkungen der Ehe nicht gekehrt hat. Die Söhne bezw. Enkel des älteren Tarquinius (Liv. I 42, nach Piso-Dionys IV 28 die Enkel) heiraten die Töchter ihrer Schwester oder ihrer Vaterschwester.

[4]) Im Gnomon des Idios Logos BGU. V 1. Heft. = P. M. Meyer, Jurist. Pap. 93, § 23 (S. 323) heisst es ausdrücklich: *οὐκ ἐξὸν Ῥωμαίοις ἀδελφὰς γῆμαι οὐδὲ τηθίδας, ἀδελφῶν θυγατέρας συνκεχώρηται. Παρδαλᾶς* (Iulius Pardalas, 123 n. Chr., Plaumann, Der Idios Logos S. 68 und RE. IX S. 901 f.) *μέντοι ἀδελφῶν συνελθόντων τὰ ὑπάρχοντα ἀνέλαβεν.*

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

älteren Brauches im Gebet an Mater Matuta nachweisen konnten. Zwischen Römern und Persern in der Mitte stehen die Griechen, bei denen die Geschwisterehe wenigstens in die Götterwelt, z. B. in Gestalt des ἱερὸς γάμος von Zeus und Hera, der κασιγνήτη ἄλοχός τε[1]), eingedrungen ist, während in der menschlichen Welt nur allenfalls die Ehe zwischen Halbgeschwistern zugelassen war[2]). Nach unserer Anschauung ist es dann erst der Sieg des Persertums im Hellenismus gewesen, der auch in die griechisch-makedonische Oberschicht dieser Zeit die Geschwisterehe eingeführt hat, wobei von diensteifrigen Höflingen der eben erwähnte ἱερὸς γάμος des Zeus und der Hera hervorgeholt worden ist, um das Vorgehen der Diadochen Alexanders und ihrer Nachfolger griechischem Empfinden nahe zu bringen[3]). Mit anderen Worten, die Geschwisterehe ist eines der vielen iranistischen Elemente im Hellenismus[4]) und infolgedessen nur im östlichen Gebiet der Mittelmeerwelt zum Durchbruch gekommen.

Arsinoë II. aber, zu der wir jetzt zurückkehren, hat diese Eheform hervorgeholt, um auf diesem Wege ihrem einzigen Sohne aus der Ehe mit Lysimachos, der ihr noch geblieben war, die Herrschaft zu sichern. Es ist längst erkannt worden, dass der

---

[1]) Homer Ilias XVI 432, XVIII 356. In der berühmten Schilderung des ἱερὸς γάμος in der Διὸς ἀπάτη heisst es, dass Hera die Ehe geschlossen habe ohne Vorwissen ihrer Eltern (XIV 296). Über sonstige Anspielungen auf Geschwisterehen bei Homer und Hesiod (Alkinoos-Arete) vgl. Karl Kunst, Berl. phil. Wochenschrift, 1920, Nr. 3, Sp. 64—72; Geschwisterehe zwischen Okeanos und Tethys, Akusilaos, Geneal. fr. 1, Jacoby, FGr. Hist. I S. 49.

[2]) Ähnlich liegt die Sache bei den Germanen, worauf ich von Koll. Holtzmann hingewiesen werde. Auch hier erscheint wenigstens im Mythus die Geschwisterehe (Sigmund und Signy), Wolfgang Golther, Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung Richard Wagners [2], 1909, S. 46, sowie Brunner und Roethe bei Mommsen, Zum ältesten Strafrecht, S. 58 u. 65; anderes bei O. Schrader, Reallexikon S. 912, und W. E. Wilda, Das Strafrecht der Germanen, 1842, S. 855 ff.; über mutterrechtliche Restbestände in der Ehe und Erbfolge bei den Germanen vgl. J. Ficker, Untersuchungen zur Rechtsgesch. III, 1896, S. 419 ff. und V, 1, 1902, S. 70 ff.; zu erinnern wäre auch an die berühmte Stelle in Tacitus Germania c. 20: sororum filiis idem apud avunculum, qui apud patrem honor.

[3]) Siehe oben S. 25 Anm. 5 und S. 27.

[4]) Wir gebrauchen den von Droysen geprägten Begriff des Hellenismus allmählich immer mehr als Schlagwort. Es ist Aufgabe der Forschung, den Begriff nunmehr in seine Bestandteile aufzulösen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sohn und Mitregent des Philadelphos, der in den Jahren 267/6 — 259/8 v. Chr. in den Praeskripten ägyptischer Urkunden[1]) erscheint, zuletzt im Revenue-Papyrus, wo er zum Jahre 259/8 getilgt ist, identisch ist mit jenem Ptolemaios, der als Kommandant von Ephesos und Milet[2]) sich im Jahre 259 gegen den Vater aufgelehnt hat und dafür in Ephesos den Tod fand, sowie dass diese Persönlichkeit niemand anders ist, als Arsinoës genannter Sohn von Lysimachos[3]). Arsinoë schloss nach persischem Vorbild die Geschwisterehe, weil sie wusste, dass nach dem Grundsatz dieser Ehen die Erbfolge durch die Geburt, also von der Mutterseite, und nicht durch den Vater begründet wurde. Erst als der Sohn gegen seinen Stiefvater rebelliert hatte, griff dieser auf seine eigenen Kinder von der Arsinoë I. zurück, die er nunmehr der unterdessen längst verstorbenen Schwestergemahlin adoptierte[4]), um sie auf diesem Wege wenigstens künstlich zu Abkömmlingen der Schwester zu machen. Aus alledem geht hervor, dass die neue Ehe von denen, die sie schlossen, als eine höhere Form ehelicher Gemeinschaft aufgefasst wurde, und dass ursprünglich nach uraltem Ritus auf der Deszendenz der älteren Tochter des Dynastiegründers und nicht auf derjenigen des jüngeren Sohnes die Thronfolge aufgebaut werden sollte.

---

[1]) Vgl. Bouché-Leclercq, Histoire des Lagides I, S. 182.

[2]) Athen. XIII, p. 593, a. u. b., Trogus Prolog. 26. Für Milet vgl. jetzt die Inschrift in Theodor Wiegand, Milet I, 3, 1914, Nr. 139, bearbeitet von A. Rehm.

[3]) Zuerst unabhängig voneinander gefunden von Adolf Wilhelm, GGA. 1898, S. 210, und v. Prott, Rhein. Mus. 53, 1898, S. 461 ff.; dann weitergeführt und endgültig bewiesen von K. J. Beloch, Griech. Gesch. III, 2, S. 130 f, E. v. Stern, Hermes 50, 1915, S. 434 ff.; M. Holleaux, Journal of Hell. Stud. 41, 1921, S. 183 ff.; danach Ch. Picard, Ephèse et Claros, Paris 1922, S. 642 f.; anders W. Dittenberger, OGI. I, 224, A. 4, und A. Rehm a. a. O. S. 302 ff.

[4]) Schol. Theokr. XVII, 128: *καί εἰσεποιήσαιο* (Philadelphos) *αὐτῇ τοὺς ἐκ τῆς προτέρας Ἀρσινόης γεννηθέντας παῖδας.* Hierzu bemerkt Beloch S. 131 f. sehr richtig: „Also nicht Arsinoë selbst hat die Kinder adoptiert, sondern die Adoption ist erst nach ihrem Tode durch Philadelphos vorgenommen worden." Nur bei dieser Annahme einer Adoption nach dem Tode erklärt sich die seltsame Fassung der Nachricht. Das Wichtigste aber wird in der Regel übersehen: nur in diesem Falle hören wir von einer Adoption, während vorher beim Sohne der Arsinoë von Lysimachos keine solche durch Philadelphos erfolgte, nach den Regeln der Geschwisterehe auch nicht zu erfolgen brauchte, der Schwestersohn vielmehr eo ipso der legitime Nachfolger war; danach ist zu berichtigen, was v. Stern S. 434 ausführt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der einzige Versuch, die Institution auch nach dem Westen zu verpflanzen, ist nicht zur Ausführung gekommen. Das Wagnis ist unternommen worden von dem krankhaft erregten Kaiser Gaius, den wir in der Geschichte gewöhnlich mit seinem Spitznamen Caligula nennen, einem Urenkel des Marcus Antonius, der wie dieser frühzeitig grosses Interesse für Ägypten gezeigt hat[1]). Seine Absicht, eine Ehe mit seiner Lieblingsschwester Drusilla zu proklamieren, ist nur durch deren Tod verhindert worden. Derselbe Prinzeps hat auch den Plan gehabt, vom Nordwestrand des Palatins aus eine unmittelbare Verbindung mit dem Tempel des Jupiter auf dem Kapitol herzustellen. Damit hat er eine Angleichung des neuen Kaisergottes, als der er betrachtet zu werden wünschte, an den römischen Hauptgott vollziehen wollen, während er gleichzeitig durch die Ehe mit der Schwester den Bund Jupiter-Juno nach dem Vorbild von Zeus-Hera auf Erden zu realisieren gedachte. Dazu passt, dass er im Jahre 37 während einer schweren Erkrankung Drusilla zu seiner Erbin eingesetzt und deren Gemahl M. Aemilius Lepidus zum Nachfolger ausersehen hat[2]). Natürlich sollte dieser Aristokrat nur der Platzhalter sein, während die Kinder der Schwester die eigentlichen Erben werden sollten. Auch die Verherrlichung der allzu frühzeitig verstorbenen Schwester übersteigt dann das Mass dessen, was damals in Rom fürstlichen Frauen gegenüber Sitte war. Tatsächlich ist sie als erste Vertreterin des weiblichen Geschlechts im römischen Kaisertum von Staats wegen apotheosiert worden[3]), und bald wurde sie im ganzen Reiche als Panthea, d. h. als die Vereinigung aller weiblichen Gottheiten, verehrt[4]). Auch unter anderen Kultnamen, wie als Aphrodite und Demeter, erscheint sie im Osten des Reiches, der diese Anregung sofort dankbar aufgenommen hat. Der Senat aber stellte die Verstorbene im übrigen der dahingegangenen Livia gleich[5]), was eine ganz besonders

[1]) Vgl. dazu G. Ferrero, Die Frauen der Caesaren, 3. Aufl., 1921, S. 142 ff.

[2]) Vgl. Matthias Gelzer, RE. X, S. 392.

[3]) Livia war vom Senat aus unter die Götter erhoben worden, aber die Konsekration wurde von Tiberius verhindert, Cassius Dio 58, 2; Tacitus ann. V 2.

[4]) Falls nicht etwa Panthea die „Erzgöttin" bezeichnet, wie Pantheon neuerdings als „das Hochheilige" erklärt wird, vgl. F. Sandels, Die Stellung der kaiserlichen Frauen aus dem iulisch-claudischen Hause, Giess. Diss. 1912, S. 46.

[5]) Siehe oben Anm. 3.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hohe Ehrung war bei dem überragenden Ansehen, dessen sich die ehrwürdige Gattin des ersten Prinzeps erfreut hat; er machte sie neben vielen anderen Auszeichnungen zur Schwurgottheit für die Frauen[1]). Auch Gaius selbst schwur von da ab nur bei der schwesterlichen Gottheit. Man sieht deutlich, wenn auch die Geschwisterehe durch den vorzeitigen Tod der Drusilla nicht zur Ausführung kam, diese Ehrungen beweisen, dass sie vor der Türe gestanden hat. Rom war trotz seines viel strengeren Eherechtes im Jahre 38 mit anderen Worten dem Moment nahe, den Ägypten dreihundert Jahre früher durch die Geschwisterehe des zweiten Ptolemäus und der Arsinoë II. erreicht hatte. Für den grossen Widerstand, den das Unterfangen des jungen Throninhabers in Rom gefunden hat, ist bezeichnend der Umstand, dass in unseren Quellen sofort das Gerede von einem der Ehe vorangehenden blutschänderischen Verhältnis mit der Schwester auftritt[2]). Den betreffenden Schriftstellern fehlt einfach der grosse historische Hintergrund, von dem aus allein das Verhältnis Caligulas zu Drusilla betrachtet werden darf. Ein gütiges Schicksal aber hat die erste Frau, mit der das Experiment der Geschwisterehe in Rom gemacht werden sollte, durch den Tod hinweggenommen. So ist es schliesslich ein Zufall gewesen, der es verhindert hat, dass auch in dem streng exogamen Rom die persische Sitte Boden gefasst hat. —

Nun noch ein kurzes Wort über die staatsrechtlichen Folgen der Geschwisterehe. Überall, wo diese Form der Ehe in einem Fürstenhause auftritt, ist „Schwester" der höchste Ehrenname der Königin und dies sogar da, wo gar keine wirkliche Geschwisterehe vorliegt. So war es schon im alten Ägypten, wo die Bezeichnung der Ehefrau als „Schwester" über den königlichen Hof hinaus in das Volk sich erstreckte[3]). In den hellenistischen

[1]) Cassius Dio 59, 11, 1—3; M. Gelzer a. a. O. S. 392 f.

[2]) Vgl. Joseph. ant. XIX 204; Eutrop. VII 12, 3; Suet. Cal. 36, 1. Willrich, Klio III, S. 291 f., verhält sich mit Recht ablehnend gegen das Gerede, von dem auch Seneca dial. XI, 17, 4, ludus 4, 2, und Philo, leg. 87, nichts wissen.

[3]) Vgl. Erman-Ranke, Ägypten und ägypt. Leben im Altertum, neue Bearbeitung, Tübingen 1922, S. 180 f.; nachdem von den Bräuchen in dieser Hinsicht bei den Göttern und Königen die Rede gewesen ist — vgl. besonders S. 181, 4: So nennt Teje sich gelegentlich 'Schwester' Amenophis IV., obwohl sie nicht eine leibliche Schwester des Königs gewesen ist —, heisst es hier: „Und auch

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reichen aber liegt die Sache so, dass *βασίλισσα* ein Titel ist, der auch den königlichen Prinzessinnen, also nicht nur der Königin allein, zukommt[1]), dagegen *ἀδελφὴ τοῦ βασιλέως* ausschliesslich nur der letzteren, die feierlich auch *ἡ ἀδελφὴ βασίλισσα* genannt wird[2]). War der Herrscher polygam verheiratet, was in der hellenistischen Zeit sehr häufig vorkam, dann ging die Schwestergemahlin allen anderen voran[3]), und die Kinder dieser Ehe hatten einen Vorzug, was sich, wie wir gesehen haben, sogar auf Söhne der Schwester aus einer früheren Ehe ausdehnen konnte. Das Wichtigste aber ist das, was wir oben schon kurz berührten, dass im Seleukidenhaus diese Titulierung der Gattin als „Schwester", ohne dass sie es wirklich gewesen ist, bereits vor oder zum mindesten gleichzeitig mit der Geschwisterehe der Philadelphen auftritt[4]). Im Ptolemäerreich begegnet diese fiktive Geschwisterehe zuerst bei Ptolemaios III. Euergetes, dessen Gemahlin, Berenike, bekanntlich eine Tochter des Magas von Kyrene war; sie heisst auf den Inschriften noch in breiterer Form *ἡ ἀδελφὴ καὶ γυνὴ τοῦ βασιλέως* bzw. in umgekehrter Reihenfolge, d. h. mit Voranstellung von *γυνή*[5]). Aber in der Regel wird nur beim König die Deszendenz angegeben, nämlich die durch Adoption herge-

in den Inschriften von Privatleuten treffen wir häufig da, wo wir seine geliebte Gemahlin erwarten, statt dieser ‚seine geliebte Schwester' an. ‚Deine Schwester, die in deinem Herzen ist, die neben dir sitzt' beim Gelage oder ‚deine geliebte Schwester, mit der du so gern sprichst' — mit solchen Ausdrücken ist offenbar die Gattin des Betreffenden gemeint." Nebenbei sei hier auch noch auf das hingewiesen, was ebda. S. 182 f. über die grosse Verehrung der Mutter im alten Ägypten gesagt wird; weiter über den Brauch, auf den Grabsteinen die Herkunft des Toten nach seiner Mutter, nicht nach dem Vater anzugeben, endlich über die Erbfolge in den Adelsgeschlechtern des mittleren Reiches, die vielfach nicht auf die männliche, sondern auf die weibliche Linie übergegangen ist: „es erbt nicht der Sohn, sondern der Sohn der älteren Tochter", alles doch Reste „aus jenen Zeiten, in denen auf die Herkunft von der Mutter . . . mehr Gewicht gelegt wurde".

[1]) Pfeiffer, Kallimachos-Studien S. 17 f.

[2]) Dittenberger OGI. 1 219 Z. 21 f.; Strack, Dynastie im Inschriften-Anhang Nr. 71 und 77.

[3]) Das war der Grund, weswegen wir Antiochos' II. Gemahlin Laodike nicht für eine Schwestergemahlin halten konnten; denn sie wurde, wie dargelegt, nach der Ehe mit Berenike hinter dieser zurückgestellt.

[4]) Darüber oben S. 25 mit Anm. 4.

[5]) Vgl. Strack, Inschr. Nr. 40, 43.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellte von den *θεοί Ἀδελφοί*, während die Königin ohne Herkunftsangabe daneben steht, wie es z. B. bei Strack Nr. 40 heisst: *βασιλεὺς Πτολεμαῖος, Πτολεμαίου καὶ Ἀρσινόης | θεῶν Ἀδελφῶν, καὶ βασίλισσα Βερενίκη ἡ ἀδελφὴ | καὶ γυνὴ αὐτοῦ τὸ τέμενος Ὀσίρει.* Nur im Priesterdekret von Kanopos zu Ehren des Königspaares vom Jahre 238 steht im Eingang der eigentlichen Beschlussformel[2]): *βασιλεῖ Πτολεμαίῳ καὶ βασιλίσσῃ Βερενίκῃ θεοῖς Εὐεργέταις καὶ τοῖς γονεῦσι αὐτῶν θεοῖς Ἀδελφοῖς καὶ τοῖς προγόνοις θεοῖς Σωτῆρσι κτλ.* Hier also wird für die Königin neben der fiktiven Schwesterschaft auch noch die fiktive Abstammung von den *θεοί Ἀδελφοί* behauptet, die ja tatsächlich durch den Schwesternamen schon bedingt wird. Hierin zeigt sich besonders mächtig der mutterrechtliche Gedanke, der der ganzen Institution zugrunde liegt. Wo die Königin nicht mehr in Wahrheit die Schwester des Königs ist, soll sie wenigstens so heissen. Der Name vertritt wie so oft die Sache. Wenn etwas, so vermag dieses nur titulare Schwestertum der hellenistischen Königinnen, das fast gleichzeitig an verschiedenen Stellen auftritt, die Herkunft des Ganzen aus einer Wurzel und die hohe Bedeutung der Institution zu illustrieren. Von allen Ehrentiteln, die die Königinnen des Altertums bekommen haben, ist der der „Schwester" bezw. der „Schwester-Königin" der höchste gewesen, weil darin die reinste Form der Ehe und der Fortpflanzung, wie sie früher verlangt wurde, wenigstens noch angedeutet wird.

Doch zurück zur Geschwisterehe selbst. Wir schliessen mit dem Hinweis auf eine sehr richtige Bemerkung von Ed. Meyer[1]): „Gänzlich fernzuhalten ist der Begriff der Blutschande, insofern er eine angeborene Abneigung des Menschen gegen bestimmte geschlechtliche Verbindungen bezeichnen soll." Die Tatsache besteht, dass es Völker gegeben hat, die das Blut der Mutter und die Geburt für die nachfolgende Generation und deren Erbrecht höher eingeschätzt haben als den Zeugungsakt und den väterlichen

---

[1]) Dittenberger, OGI. I, 56, Z. 20 ff.

[2]) Gesch. d. Altert. I, 1[2] S. 31. Vgl. dagegen G. Ferrero, Der Untergang der Zivilisation des Altertums, S. 90: „eine Art von dynastischer Blutschande, die an die Gepflogenheiten der Pharaonen und Ptolemäer in Ägypten erinnert"; derselbe, Die Frauen der Caesaren, 3. Aufl., 1921, S. 148, spricht von einer „unheimlichen Verirrung".

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Samen. Von den Anschauungen dieser Völker aus ist auf die über sie sich hinweglagernden Indogermanen und Semiten [1]) manches übergegangen, auf die einen, wie wir sahen, mehr, auf die anderen weniger. Wenn nicht allgemein, wie die Ägypter, so sind doch Indogermanen wie die Perser wenigstens in den herrschenden Geschlechtern dem vorgefundenen älteren Ehesystem verfallen, offenbar aus dem Bestreben heraus, das reinste Blut für die Nachkommen auf diese Weise zu erzielen, und das persische, nicht das ägyptische Vorbild ist es gewesen, das den hellenistischen Fürstenhäusern zum Muster gedient hat. Das für die nachantike Entwicklung wichtigste Volk der Römer aber hat sich von allen Beeinflussungen in dieser Richtung, wenigstens in der historischen Zeit, ferngehalten. Die hohe sittliche Lebensanschauung und die streng juristische Denkweise dieses Volkes ist es schliesslich gewesen, die schon vor dem Sieg des Christentums das Abendland in seinen weitaus grössten Teilen vor der Invasion der iranisch-hellenistischen Monarchie reinster Prägung bewahrt hat. Wohl ist das antike Gottkönigtum, also der Teil, der gerade nicht iranisch ist, wenn auch in der abgeschwächten Form des Gottesgnadentums über Rom hinweg bis zu uns gedrungen, aber bezüglich der fürstlichen Geschwisterehe hat es, wie wir sahen, in Rom beim ersten und einzigen Versuch sein Bewenden gehabt. Dadurch ist innerhalb des grossen Kreises der indogermanischen Völker die Verwandtenehe in der Hauptsache auf die Welt des Altertums beschränkt geblieben, und auch hier auf einzelne Zweige unserer Rasse, jene Zweige, die in ganz dünner Oberschicht über viel ältere Völker mit ganz anderen sittlichen und rechtlichen Anschauungen bezüglich der Stellung der Frau sich gelagert hatten. Stellenweise ist diese dem indogermanischen Empfinden gänzlich zuwiderlaufende Eheform auch nur von den herrschenden Familien des Landes rezipiert worden, die über Gesetz und Brauch des Volkes sich offenbar leichter hinwegsetzen konnten. Und wenn dann in einem Fürstengeschlecht durch Generationen hindurch

[1]) Was die Semiten betrifft, so verweise ich auf das oben betreffs der Sabäer Gesagte, weiter auf J. Wellhausen, Die Ehe bei den Arabern, Nachrichten der Gött. Ges. der Wiss. 1893, 3, S. 440 f. über wenige sonstige Fälle von Verwandtenehe und S. 474 ff. über mutterrechtliche Überlebsel bei den Arabern; vgl. auch Goldziher bei Mommsen, Zum ältesten Strafr., S. 107.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese Eheform Verwendung gefunden hat, ist schliesslich, wie in Ägypten, zu welchem wir noch einmal zurückkehren, als Ergebnis herausgekommen, dass nicht mehr ein Herrscher mit einer Schwestergemahlin, sondern, wie das Beispiel der siebenten und letzten, der grossen Kleopatra beweist — die, nebenbei bemerkt, um das medizinische Problem noch kurz zu berühren, obwohl selbst einer Geschwisterehe entstammend und zweimal mit Brüdern vermählt, nichts von Entartung zeigt, sondern eher das Gegenteil, d. h. einen wenn auch nicht sittlich, so doch intellektuell hochentwickelten Menschentypus darstellt —, dass eine Herrscherin mit einem Brudergemahl zur Seite an der Spitze steht[1]). In Ägypten ist also unstreitig etwas sehr Merkwürdiges als schliessliches Resultat der fortgesetzten Anwendung der vorindogermanisch-persischen Sitte zu konstatieren: Arsinoë II. hat gesiegt. Die Frau ist ohne Frage in der Ptolemäer-Dynastie das erste Element nicht nur in der Ehe, sondern auch in der Regierung geworden. Diese Herrscherfamilie ist, ich möchte sagen, dem Feminismus verfallen, eine Familie, die dem grossen, männlich so starken makedonischen Volksstamm entstammte, das in seinen Anfängen nacheinander solche Männer wie Philipp II. und Alexander hervorgebracht hat.

Beiträge zum Wörterbuch der Soldatensprache.

Von Helmut Wocke.

Die folgende Arbeit entstammt durchweg eigenen Sammlungen. Wie Mausser lege ich auf die Wortgeographie grossen Wert. Diesen Gesichtspunkt lassen Horn, Bächtold, Bergmann, Bischoff, Hochstetter und Imme, deren Bücher unten genau angeführt sind, so gut wie ganz ausser acht Trotzdem glaubte ich, bei meinen Zusammenstellungen im einzelnen auf sie hinweisen zu müssen, falls sie über den Geltungsbereich eines Wortes Mitteilungen machen. Ich gebe das Gebiet an, für das ich den betreffenden

---

[1]) Strack S. 2 und 70; Staehelin a. a. O. S. 752. Kleopatra VII. hat als einzige unter allen Ptolemäerinnen eigne Münzen mit ihrem Bildnis und ihrem Namen als Münzherrin geschlagen. Mit Kleopatra VII herrscht also zum ersten Mal ein Weib, „ausgerüstet mit allen Rechten und Befugnissen des absoluten Herrschers", wenngleich nie ohne die formelle Mitregierung eines Mannes.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ausdruck mit Bestimmtheit nachweisen kann, ohne damit behaupten zu wollen, dass er möglicherweise nicht auch anderwärts üblich sei. Nur solche Worte nehme ich auf, die man bei Horn, Bächtold, Bergmann usw. gar nicht oder in anderer Bedeutung findet oder für die ich einen neuen oder überhaupt erst einen Geltungsbereich feststellen konnte. Die Beziehungen zum Rotwelsch sind nicht ausser acht gelassen. Auch auf literarische Belege, die ich zum ersten Male in grösserer Anzahl biete, darf die wissenschaftliche Forschung nicht verzichten [1]).

Abkürzungen und Auswahl aus der Literatur:

Ahnert = Sprühende Heeressprache. 2000 witzige Soldatenausdrücke aus der Weltkriegssprache. Ges. von Kurt Ahnert. Nürnberg o. J. (das Vorwort ist vom 21. Aug. 1917 datiert). Ohne selbständigen Wert. — Ahnert, Heerfahrt = Fröhliche Heerfahrt! 100 heitere Soldatengedichte an Eisenbahnwagen. 1. Folge. 100. Taus. Ges. von K. Ahnert. Nürnberg o. J. — Bächtold = Hanns Bächtold, Aus Leben und Sprache des Schweizer Soldaten. Basel und Strassburg 1916. — J. Balassa, Deutsche Elemente in der ungarischen Soldatensprache. Die Neueren Sprachen XXVI, Heft 7/8, S. 359 f. — Bergmann = Karl Bergmann. Wie der Feldgraue spricht. Scherz und Ernst in der Soldatensprache. Giessen 1916. — K. Bergmanns kleinere Aufsätze verzeichnet mein Beitrag in Pommers Volkslied, 20. Jahrg. S. 48 f. — P. Beyer, Beiträge zur Feldfliegersprache Zeitschr. f. d. d. Unterricht 1917 S. 162—165. — Bischoff = Ernst Bischoff, Wörterbuch der wichtigsten Geheim- und Berufssprachen. Jüdisch-deutsch, Rotwelsch, Kundensprache; Soldaten-, Seemanns-, Weidmanns-, Bergmanns- und Komödiantensprache. Leipzig 1916. — Bölcke = Aus Hauptmann Bölckes Feldberichten. 151.—200. Taus. Gotha 1917. — Brandis = Die Stürmer von Douaumont. Von v. Brandis, Oberleutnant im Inf.-Reg. Nr. 24. Berlin o. J. — Bröger, Soldat = Karl Bröger, Der unbekannte Soldat. Kriegstaten und Schicksale des kleinen Mannes. Leipzig o. J. Reclams Universalbibl. Nr. 5954. — Callisen, Torpedoboot-Kriegsfahrten = V 188. Meine Torpeboot-Kriegsfahrten. Von Callisen, Kapitänleutnant und Kommandant. — Crompton U 41 = Crompton U 41. Der zweite „Baralong"-Fall. Selbsterzählt von Oberleutnant z. S. Crompton. Berlin o. J. — Die Artillerie = Artillerie. Krieg und Sieg nach Berichten der Zeitgenossen. Herausgeg. von H. Hillger. 23. Band. Berlin u. Leipzig o. J. — Die Pioniere = Die Pioniere. Krieg und Sieg nach Berichten der Zeitgenossen. Bd. 14. Herausgeg. von Hermann Hillger. Berlin o. J. — Eilenberger = Rudolf Eilenberger, Pennälersprache. Entwicklung, Wortschatz und Wörterbuch. Strassburg 1910 [2]). — Felde, Kriegserlebnisse

[1]) Wichtige Beiträge zur Soldatensprache des Weltkrieges wird gewiss auch die geplante Sammlung von Feldpostbriefen liefern.

[2]) Weitere Literatur über die Pennälersprache in meinem Aufsatz über Schülergeheimsprachen in den Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. XX (1918) S. 215 ff. und bei Fr. Kluge, Unser Deutsch. Leipzig 1919 (4. Aufl.) S. 65 ff., bes. S. 82 f.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

= Max Felde, 1914—15. Denkwürdige Kriegserlebnisse. 3. Aufl. Stuttgart o. J. — Feldmann, Nach Weissrussland = Wilhelm Feldmann, Mit der Heeresgruppe des Prinzen Leopold v. Bayern nach Weissrussland hinein. München 1916. — Gorch Fock, Nordsee = Nordsee. Erzählungen von Gorch Fock. Hrsg. von Aline Bussmann. Hamburg 1916. — Gorch Fock, Sterne = Gorch Fock, Sterne überm Meer. Tagebuchblätter und Gedichte. Aus dem Nachlass hrsg. von Aline Bussmann. Hamburg 1917. — Ganghofer, Reise = Ludwig Ganghofer, Reise zur deutschen Front 1915. 151.—200. Taus. Berlin u. Wien 1915. — Ganghofer, Die stählerne Mauer = Ludwig Ganghofer, Die stählerne Mauer 1915. Berlin u. Wien. — Ginzkey, Front in Tirol = Die Front in Tirol. Von Franz Karl Ginzkey. Berlin 1916. — L. Günther, Rotwelsch = Das Rotwelsch des deutschen Gauners. Strassburg 1905. — L. Günther, Die deutsche Soldatensprache und ihr Humor. Köln. Ztg, Anfang Sept. 1914. — L. Günther, Soldatensprache, Rotwelsch und Kunden-Deutsch in ihrem Verhältnis zueinander. Zeitschr. f. d. d. Unterr. 33 (1919) S. 129—150. — Günther, Gaunersprache = L. Günther, Die deutsche Gaunersprache und verwandte Geheim- und Berufssprachen. Leipzig 1919; dazu meine Anzeige in den Mitt. XXII, 102. — Hedin, Nach Osten = Sven Hedin, Nach Osten! Leipzig 1916. — Hedin, Volk in Waffen = Sven Hedin, Ein Volk in Waffen. Leipzig 1915. — Hegeler, Flandrische Erlebnisse = Wilhelm Hegeler, Bei unseren Blaujacken und Feldgrauen. Flandrische Erlebnisse. 11.—15. Taus. Berlin o. J. — Hochstetter = Gustav Hochstetter, Der feldgraue Büchmann. Berlin o. J. — Horn = Paul Horn, Die deutsche Soldatensprache ². Giessen 1905; dazu Fr. Kluge, Zeitschr. f. d. Wortf. 1, 351. — A. Hübner, Zur Charakteristik der Soldatensprache. Die Neueren Sprachen XXVIII (1920) S. 152—164. — Imme = Theodor Imme, Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor. Dortmund 1917. — Immelmann = Max Immelmann, Meine Kampfflüge. 51.—100. Taus. Berlin o. J. — Janoske I = Die Schnutenorgel u. a. Feldzugsgeschichten von der Warthe und Weichsel. Von Felix Janoske. 6.—10. Tausend. Breslau 1915. — Janoske II = Der Kompagniehund und andere Feldzugsgeschichten. Von Felix Janoske. Breslau 1915. — Jösting, Erinnerungen = Erinnerungen eines kriegsfreiwilligen Gymnasiasten aus dem Jahre 1870/71. Von Werner Jösting. Zweite Aufl. München 1912. — Kirsch, Abenteuerliche Fahrt = Fremdenlegionär Kirsch. Eine abenteuerliche Fahrt von Kamerun in den deutschen Schützengraben in den Kriegsjahren 1914/15. Von Hans Paasche. 1.—50. Taus. Berlin o. J. — Kluge, Studentenspr. = Deutsche Studentensprache. Von Friedrich Kluge. Strassburg 1895. — Kluge, Seemannsspr. = Friedrich Kluge, Wortgeschichtliches Handbuch deutscher Schifferausdrücke älterer und neuerer Zeit. Halle a. d. S. 1911. — Kriegsnovellen aus Österreich = Der Kaiser rief. Kriegsnovellen aus Österreich-Ungarn. Herausgeg. von E. Triebnigg. Stuttgart 1916. — Kriegstagebuch U 202 = Kriegstagebuch „U 202". Von Frhr. Spiegel von und zu Peckelsheim, Kapitänleutnant. 301.—350. Taus. Berlin o. J. — Kutscher I = Artur Kutscher, Kriegstagebuch. Namur, St. Quentin, Petit Morin, Reims, Winterschlacht in der Champagne. München 1915. — Kutscher II = Artur Kutscher, Kriegstagebuch, II. Teil

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vogesenkämpfe. München 1916. — Kutscher, Soldatenlied = Artur Kutscher, Das richtige Soldatenlied. Verse und Singweisen, im Felde gesammelt. Berlin 1917 [1]). — Lauterbach, Weltkrieg = F. Lauterbach, Deutsches Heldentum im Weltkrieg. Berlin o. J. — Martin-Lienhart = Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Bearbeitet von E. Martin und H. Lienhart. Strassburg 1899 ff. — Matthias, Kriegserinnerungen = Meine Kriegserinnerungen. Blätter aus der Werdezeit von Kaiser und Reich. Von Adolf Matthias. 3. Aufl. München 1913. — Mausser = Otto Mausser, Deutsche Soldatensprache. Ihr Aufbau und ihre Probleme. Strassburg 1917 [2]). — John Meier, Hallische Studentensprache. Halle a. d. S. 1894. — John Meier, Deutsche Soldatensprache. Mein Heimatland 4 (1917) S. 1—12. — R. Mothes, Die Feldfliegersprache. Zeitschr. f. d. d. Unterr. XXIX 465 ff. — Müller-Fraureuth = Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten. Von Karl Müller-Fraureuth. Dresden 1911 ff. — Nerger, S. M. Wolf. 1.—100. Taus. Berlin o. J. — Ostwald, Rinnsteinspr. = Rinnsteinsprache. Lexikon der Gauner-, Dirnen- und Landstreichersprache. Von Hans Ostwald. Berlin o. J. — Richthofen = Rittmeister Manfred von Richthofen, Der rote Kampfflieger. 201.—250. Taus. Berlin und Wien 1917. — Rosner, Vor dem Drahtverhau = Karl Rosner, Vor dem Drahtverhau. Bilder aus dem Grabenkriege in Frankreich und Flandern. 16.—20. Taus. Berlin o. J. — Rotwelsch I = Friedrich Kluge, Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen. I. Rotwelsches Quellenbuch. Strassburg 1901. Für das bisher nicht erschienene Wörterbuch hatten Prof. Euting und Prof. Pischel ihre Mithilfe zugesagt; sie wollten den judendeutschen und den zigeunerischen Bestandteilen des Rotwelsch ihre Aufmerk-

[1]) Soldatenlieder, die man bei Kutscher nicht findet, habe ich veröffentlicht in den Hessischen Blättern für Volkskunde XVI (1917) S. 81 ff. Weitere Proben aus meinen Sammlungen in den Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde 1918, Heft 9.

[2]) Über Maussers Buch sowie über die oben genannten Schriften von Bächtold und Imme habe ich mich ausgesprochen in dem Aufsatze „Soldatische Volkskunde" in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied", 20. Jahrg., 4./5. Heft, S. 48 ff. Dort auch weitere Literaturangaben. Jetzt wären noch zu erwähnen: Die Sprache an der Front, in der Zeitschrift „Dem deutschen Volke" 1917, Nr. 41; P. M., Panje, Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau vom 29. 1. 1918; Stefan Wangart, Aus der Sprache unserer Flieger, „Die Wochenschau" vom 27. 7. 1918; ein kurzes Verzeichnis „Küchenlatein" im Soldatenliederbuch, Reclam, Leipzig o. J.; Weises Literaturbericht in der Zeitschrift f. d. d. Unterr. 1918, S. 380. Marcell Lyon hat aus eigenen reichen Sammlungen bisher nur Proben veröffentlicht in dem Beitrag „Die Frau im Wortschatz unserer Feldgrauen", Häuslicher Ratgeber, 32. Jahrg. (1917/18), S. 6. Mannigfache Hinweise auf die Soldatensprache enthält mein Aufsatz „Ein schlesisches Quellenbuch der Kundensprache", Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksk. Bd. XIX (1917) S. 248 ff. Viele Versehen bei Artur Streich, Militärwörter in der Gaunersprache und in der volkstümlichen Arzneisprache, Liller Kriegszeitung vom 18. 2. und 21. 2. 1918. Eine Bibliographie der Soldatensprache wollte A. Bass in Leipzig herausgeben.

Generated on 2020-01-18 10:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY

samkeit widmen. Über Pischel vgl. jetzt: W. Schulze in den Abhandl. d. Kgl. preuss. Akad. d. Wissensch. 1909 und F. N. Fink, R. Pischel. Ein Nachruf. Reprinted from the Journal of the Gipsy Lore Society, April 1909. Liverpool. Ein rotwelsches Wörterbuch bereitet jetzt L. Günther in Giessen vor. — K. Scheffler, Zur Namengebung, mit Rücksicht auf die Soldatensprache. Wiss. Beihefte der Zeitschr. d. Allg. d. Sprachvereins, April 1918, S. 307—312. — Steinhäuser, Muttersprache = Die Muttersprache im Munde des Breslauer höheren Schülers und ihre Läuterung im deutschen Unterricht. Von Oberlehrer Dr. Steinhäuser. Wissensch. Beilage zum Jahresbericht der ev. Realschule I, Ostern 1906, Breslau 1906. Die Arbeit gibt S. 18—24 ein Verzeichnis von Schülerausdrücken. — Treue Waffenbrüder = Treue Waffenbrüder. Heldentaten der Österreicher, Ungarn und Deutschen im Weltkrieg 1914/15. Von A. Oskar Klaussmann. Berlin o. J. — Wath, Breslau-Midilli = Breslau-Midilli. Ein Jahr unter türkischer Flagge. Selbsterlebtes nach Tagebuchblättern. Von W. Wath. Berlin o. J. — Wegener I = Georg Wegener, Der Wall von Eisen und Feuer. Ein Jahr an der Westfront. Leipzig 1915. — Wegener II = Georg Wegener, Der Wall von Eisen und Feuer II. Champagne, Verdun, Somme. Leipzig 1918. — Wehrhan, Gloria, Viktoria! = Gloria, Viktoria! Volksdichtung an Militärzügen. 200 Wagenaufschriften, gesammelt und mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Karl Wehrhan. 11.—15. Tausend. Leipzig 1915. — Weinhold = Karl Weinhold, Beiträge zu einem Schlesischen Wörterbuch. Wien 1855. Anhang zum XIV. Bande der Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

Abbauen 1) schlapp machen, 2) fortgehen, sich zurückziehen (schles.; bad.; Gren.-Reg. 6). Bischoff 104 (= fort-, zurückgehen, heimgesandt werden; beide Bedeutungen kennen Mausser 45 (sächs. und weiter verbreitet) und Imme 120. Abbauen = weggehen, sich zurückziehen ist in der Gaunersprache öfters belegt. Das Wort stammt her vom hebr. bô' = kommen. Schon in Schwenters Steganologia um 1620 (Rotwelsch I 142): wöll wir abbauen = was davon stehlen. Vgl. Bischoff 11: bô sein = kommen, künftig sein, gehen (vom hebr. bâ, kommend); ferner Ostwald, Rinnsteinspr. 9. Das Wort findet sich auch in der Studentensprache: Kluge, Studentenspr. 77 (mit Beleg aus d. J. 1791) und John Meier, Hallische Studentenspr. 13 f. Vgl. noch Augustins Idiotikon der Burschensprache (Neudruck in „Studentensprache und Studentenlied in Halle vor 100 Jahren", Halle a. d. S. 1894) S. 7. — **Abendsegen.** Bergmann 18, Beleg: Kutscher I 101: „Bekannt wird uns allmählich das starke Feuer gegen die Dämmerung, das wir den „Abendsegen" nennen." — **Abhauen** fortgehen, sich zurückziehen. Hochstetter 8, Imme 37 (Fliegerspr. = abfliegen) und 127. Beleg:

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gorch Fock, Sterne 152: „Auf diesem beschwerlichen Wege „hauten“ unsere Maschinengewehre „ab“.“ — **Abprotzen** austreten (schles.; Ostfront). — **Abschmieren** einen Angriff abschlagen (schles.). Horn 124 (= prügeln), Mausser 32 (Fliegerspr. = abstürzen), 37 (bair.), 91, 92, Imme 128. — **Abschwimmen** (bad.). Mein Gewährsmann schreibt mir: „Bekommt ein Offizier den blauen Brief, so „schwimmt“ er „ab“.“ Horn 120 (= Arreststrafe, sächsisch). — **Abteilung,** in der Verbindung Sr. Majestät Abteilung = Schwere Minenwerfer-Abteilung [S. M. A.] (nordd.). — **Ackerdünger** gefallener Soldat (Ostfront). — **Affe** Tornister (allgemein). Horn 43 (= Zwölfpfünder), 52 (Messingschild mit dem bair. Löwen im Lorbeerkranz, Abzeichen), 65 (Tornister), Bächtold 60, Bischoff 104, Hochstetter 10, Mausser 29 und 89, Imme 117. Über das Alter des Wortes vgl. Gombert, Beiträge z. dtsch. Wortgesch. Wissensch. Beil. zu den Schulnachr. d. König-Wilhelm-Gymn. in Breslau 1908 S. 3 f. „Unter Voraussetzung des Ausdruckes der Heeressprache“ wird das Wort schon 1840 „kühn auf geistige Verhältnisse übertragen.“ Kluge, Etym. Wb.[8] S. 7 b. Matthias, Kriegserinnerungen 61: „Alles beiseite geschafft und in den „Affen“ gepackt.“ Ebendort 82: „Alte Reservisten, die 1866 mitgemacht hatten, erklärten: wenn die „Affen“ eingesperrt würden, werde die Sache allemal brenzlicht.“ Ebendort 130 f., 185. Janoske I 22: „Der „Affe“ dient einerseits, dem gemeinen Soldaten das nötige Gewicht zu verschaffen, andererseits zur Befestigung des gerollten Mantels.“ Wegener I 246: „Auf dem gewundenen Weg zwischen den uralten Stämmen, durch deren Wipfel die Goldlichter der Sonne spielten, und dem seltsamen Gefels kamen sie heran, den schwerbepackten „Affen“ auf dem Rücken.“ Kutscher, Soldatenlied 130: „Und kehren wir aus dem Manöver zurück mit schwergepacktem „Affen“, so soll es uns ein leichtes sein, auf Kammer ihn zu schaffen.“ — **Gelber Affe** Japaner (Westfront). — **Affenfang** Gefangenschaft. Der Ausdruck ist mir begegnet bei Matthias, Kriegserinnerungen 95: „... dass wir nicht auf den „Affenfang“ müssten. Der Soldatenhumor nannte nämlich die Gefangenschaft „Affenfang“, weil die gefangenen Deutschen vielfach nach Algier geschickt wurden, und der Soldatenwitz behauptete, dort sei es die Hauptbeschäftigung der deutschen Gefangenen, „Affen zu fangen“. Ebendort 147:

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Dann wären wir . . . gefangen genommen und auf den „Affenfang“ nach Algier geschickt . . . .“ — **Affenfett** Schmalzersatz (Lille). Imme 107 (Schmalz) und 108 (Margarine), Ahnert 132. In der Gaunerspr. findet sich: Affenfett = Schmalz. Vgl. Schütze in Gross' Archiv Bd. XII (1903) S. 62; Günther, Rotwelsch 72 Anm. 74, und Ostwald, Rinnsteinspr. 11. — **Affenschaukel** a) Schiessschnur (Rumänien). Ahnert 140, Hochst. 66 (= Sturmband, bei der Marine) u. 68. b) Hängematte (Marine). — **Die aus dem Affentheater.** Beleg: Hegeler, Flandrische Erlebnisse 65: „Für die Turkos, Algerier, die man trifft, haben unsere Soldaten gutmütige Spottnamen erfunden: „Die aus dem Affentheater“, „Die Maskierten“, „Die Hagenbecktruppe“. Aber an den Engländern gehen sie in schweigendem Hass vorbei. Selbst zum Spott gehört noch ein Rest von Zuneigung.“ — **Akklamator** Akkumulator (schles.). Mausser 30 (bair.). — **Läuse werden alarmiert** sich kratzen (Polen). Bergmann 29, Hochstetter 80. — **Der Alte** Hauptmann (schles., bad.). Horn 55 (= Feldwebel), 57, Bächtold 59, Bergmann 41, Imme 22. Das Wort findet sich auch in der Pennälerspr. (= Direktor), vgl. Eilenberger 17 (= Rektor) und Steinhäuser, Mutterspr. 18. Zur Seemannsspr. (Der Alte = Kapitän) vgl. Kluge, Unser Deutsch 103. — **Aluminiumsoldat** Armierungssoldat (schles.). Bergmann 40, Hochstetter 47, Mausser 13 (nordd.), 83 ff., Imme 40 u. 48 (= „Soldat von leichtem Gewicht, sowohl im körperlichen Sinne als auch im geistigen“. — **Amoretten.** Beleg: Callisen, Torpedoboot-Kriegsfahrten 37: „Ihr Grossschiffsleute, was wisst ihr vom Manövrieren? Was wisst ihr überhaupt von der Seefahrt, von Ölrock und „Amoretten“ . . .“ Eine Anmerkung erklärt: „Amoretten heissen die hohen Seestiefel“. — **Sich anärgern** Handgranaten werfen. Beleg: Richthofen 42: „Man unterhielt sich mit ihnen [den Franzosen], und trotzdem suchte man sich auf alle möglichen Arten „anzuärgern“ (Handgranaten).“ — **Er hat sich einen angedudelt** er ist betrunken (schles.). — **Aperna** Kartoffeln (schles.). Dialektwort, entstanden aus árdberna = Erdbirnen. — **Apfelsinen** Handgranaten (Westfront). Bergmann 14, Hochstetter 42, Imme 140. — **Apfelsinenorden** lippischer Orden. Imme 119 (= Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisorden). — **Äppelkahn** (Fliegersprache) Grosskampfflugzeug. Belege: Richthofen 60: „Dabei vergass ich, dass das infame Ding, mein „Äppelkahn“,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zwei Propeller hatte, die sich rechts und links neben meinem Beobachtersitz drehten". S. 63, ferner 69: „So ein grosser „Äppelkahn" ist zum Kämpfen zu unbeweglich." — **Appetitzigarre** gute Zigarre (bad.). — **Gute Arbeit tun** siegen (Westfront). — **Armeefett** Marmelade (bad.). Hochstetter 54, Mausser 30 (= Stiefelschmiere), Imme 107. — **Armeekraftschmiere** Marmelade (Ostfront). — **Artillerieduell** Artilleriefeuer (bad.). — **Athletenbutter** Marmelade (Ostfront). — **Auerochsenwald.** Feldmann, Nach Weissrussland 90 f.: „Bei unseren Truppen heisst der Bialowieskaforst nun einmal „Auerochsenwald", mögen die Gelehrten auch noch so oft betonen, dass seine Auerochsen in Wirklichkeit Wisente sind. Die Heeresleitung hat es für klug gehalten, den ungelehrten Wortgebrauch anzuerkennen." — **Aufstiemen** Fahrt vergrössern (Marine). — **Aufwaschwasser** a) dünne Suppe (schles.), b) Griesssuppe (Ostfront). — **August** feindlicher Scharfschütze (Westfront). Mausser 18 (beim deutschen Alpenkorps). Belege: Kutscher II 45: „Das Vorarbeiten mit Gräben ist sehr schwer. Der Franzose beobachtet ausgezeichnet und hat den Wald drüben mit Schützen besetzt, die in den Baumkronen versteckt sitzen und alles, was sich zeigt, befeuern. Die Baiern nennen diese „August", wir sagen „Baumaffen"." Ebendort 42: „Die Mannschaftsunterstände tragen ihre Namen. . . . Wo feindliche Baumschützen sich bemerkbar machen, steht zu lesen: Obacht auf den „August"." Ebendort 109: „Die allgemeine Ruhe ist so lächerlich, dass der Major meint, der Feind drüben sei abgerückt und habe als Scheinbesatzung nur zurückgelassen drei Geschütze, ein Maschinengewehr, einen „August" (Scharfschützen) und den alten Herrn Ormont (den gefürchteten Artillerieberg)." Bröger, Soldat 56: „Merkwürdig still ist es doch da drüben. Nicht einmal der „August" schiesst. — Du, Michl, ob die Franzosen auch an Weihnachten denken?" — **Aurora** Name, den deutsche Infanterie einer deutschen Batterie (vor Dünaburg) beigelegt hat. — **Ausblasen.** Imme 97: einen ausblasen = trinken. Die Wendung: (einen) blasen = (einen) trinken als kundensprachlich belegt z. B. in Rotwelsch I 424 und bei Ostwald 23. Die mundartlichen Formen blassen und blosen schon in Pfullendorfs Jauner-Wb. 1820 (Rotwelsch I 337 u. 345); Bloser = Rausch ebendort (Rotwelsch I 343). Mir ist das Wort ausblasen nur begegnet bei Crompton U 41 S. 50: „Dieser beobachtete nun

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Dampfer etwa 3000 m hinter uns, worauf der Befehl zum „Ausblasen“ (Leeren aller Tauchtanks mit Pressluft) und Klarmachen der Ölmaschinen gegeben wurde.“ — **Ausfahren** (Seemannsspr.). Beleg: Callisen, Torpedoboot-Kriegsfahrten 61: „Nun wurden die Dienstbriefe, die ich für die verschiedenen Flotillen und Halbflotillen bekommen hatte, „ausgefahren“, d.h. man geht von hinten je nach Wind und Seegang 2—15 m an das betreffende Boot heran und wirft dann einen Sandsack hinüber, der an einer langen Leine des Briefbeutels sitzt. Der erste Wurf geht stets 1 m zu kurz — das ist noch nie anders gewesen. Also nach dem zweiten Wurf wird der wasserdichte Gummibeutel mit seinem Inhalt hinübergeholt. Eine zweite Leine wird bei uns festgehalten, um ihn wieder zurückzuholen.“ — **Ausstechen,** in der Redensart: die Augen ausstechen. Wegener II 222: „Damit waren den Franzosen an dieser Stelle, wie ein Ausdruck lautete, „die Augen ausgestochen“, d.h. ihre sehr günstige Beobachtung über einen beträchtlichen Teil des Kampfgeländes war ihnen genommen.“ — **Ballern** schiessen, von der Artillerie gebraucht (schles.; Ostfront). — **Ballettgamaschen** Schnürschuhe (Ostfront). — **Ballonfritze** Luftschiffer (nordd.) — **Ballononkel** Luftschiffer (nordd.). — **Bändel** Eisernes Kreuz II. Klasse (schles.). Horn 70 (= Tressen der Unteroffiziere). — **Bändeljunge** Husar (Posen). Horn 51 (= Unteroffizier). — **Bandwürmer** Nudeln (Ost- und Westfront; Oldenburg). Bergmann 46, Hochstetter 53, Imme 110. — **Bau** Unterstand (schles.). Mausser 27 (sächs.), 43 (= Arrest), Imme 88 (= Arrestort). — **Bauen,** in der Verbindung einen Hasen bauen = weglaufen; z. B. an Land sich vor der Patrouille zurückziehen (Marine). Ähnliche Wendungen in der Gauner- und Kundensprache; z. B. Gross' Archiv III 278: einen Hasen machen; ebendort XII 70: Hasen machen; Ostwald 66: den Hasen machen; Bedeutung überall etwa = weglaufen (bes. vor der Polizei). Im Berner Matten-Englisch (Schweiz. Archiv f. Volkskunde IV 43) findet sich hase = rennen. — **Baumaffe** feindlicher Schütze, der sich auf einem Baume verbirgt. Bergmann 26, Hochstetter 19, Mausser 18 („bair. und sonst weit verbreitet“), 24 (= Maschinengewehr) u. 89, Ahnert 143. Belege: Kutscher II 45 (siehe u. „August“) und II 53: „Den Reichsackerkopf kann man bei Tage und bei klarem Wetter nicht begehen; die „Baumaffen“ nehmen jeden einzelnen Mann

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aufs Korn." Wegener I 248: „Auch hier wurde mir von der Gefährlichkeit der von den Leuten „Baumaffen" genannten feindlichen Schützen erzählt, die in den Wipfeln verborgen stecken und von dort herunterschiessen." — **Bayerngraben.** Beleg: Rosner, Vor dem Drahtverhau 90: „Am Fuss des „Zillertales" steigen wir wiederum in die Gräben ein, die jetzt quer durch die trübseligen Mauerreste führen, die von dem Dorfe Dreslincourt noch übrig sind. Seltsame Bezeichnungen haben diese Gräben: da gibt es einen „Landwehrgang" und einen „Bayerngraben" — sogar einen „Krokodilgraben", der seinen Namen dem Umstand zu verdanken hat, dass bei seiner Anlage grosse Mengen von Saurierresten ans Licht gefördert wurden." — **Bazillenhengst** Sanitäter (nordd.). — **Beasung** Artilleriefeuer (Ostfront). Das Verbum „beaasen" bei Bergmann 18, Hochstetter 23, 44, 69 (beaast werden = „stark belästigt werden von 1) Artilleriefeuer, 2) Ungeziefer"), Mausser 34, 35, 37 und Imme 88 (in der Redensart „der hat mich schön beaast") und 127. — **Bedüngen,** in der Verbindung: den Acker bedüngen = austreten (nordd.). — **Bedürfniseimer** Stahlhelm (bad.). — **Beerdigungskommando** Patrouille, die in zwei Rotten getrennt längs des Fahrdammes ankommt (Wilhelmshaven, Marine). — **Begrabbel** schwer von Begrabbel, schwer von Begriffen (nordd.). — **Beipulen** einem eins beipulen, jemand eins versetzen (Marine). — **Benzinhusar** Kraftfahrer (Flandern). Bergmann 40, Hochstetter 27, Imme 34, Ahnert 25. — **Beobachtungsstand** Abort (Ostfront). — **Berta** Gewehr (schles.). Mausser 21 (= Munition). — **Die dicke (fleissige) Berta** · deutsche 42-cm-Mörser (allgemein, oder vielmehr — wie Bergmann 6 mit Recht sagt — „Gemeingut des deutschen Volkes"). Bischoff 104, Hochstetter 23, 41, 60 (= Nachtstuhl), 69 (a) 42-cm-Mörser, b) 42-cm-Geschoss, c) Nachtstuhl im Lazarett), Mausser 20, 26, 87 und Imme 135. Vgl. Gorch Focks Gedicht „De dicke Berta" (Plattdeutsche Kriegsgedichte, 1. Folge), dazu K. Busse, Deutsche Kriegslieder, Leipzig 1916 [3], S. 174 f., ferner Joseph von Lauffs Verse auf „Die fleissige Berta" (Aufgemerkt, ihr Herrn Soldaten! Aufgemerkt in Reih' und Glied) und das Lied Wilhelm Räderscheidts, das auch im Felde gesungen wurde: „Als wir 1914 sind nach Welschland ausmarschiert, ist die dicke, dicke Berta immer hinterdrein spaziert." (Abgedruckt bei Kutscher, Soldatenlied 6 f.) In Janno-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

witz im Riesengebirge z. B. war das Lied auch unter der Schuljugend sehr bekannt. In der Fassung, die ich mir dort aufgezeichnet habe, fehlt — von kleinen Textänderungen abgesehen — die von Kutscher mitgeteilte 6. und 7. Strophe. Feldmann, Nach Weissrussland 72: „Die „dicke Berta" klapperte mit ihren eisernen Elefantenfüssen drohend auf Nowo-Georgiewsk zu." Wegener I 258: „Am südwestlichen Horizont, die höchste der kahlen Bodenwellen krönend, erschien das berühmte Sperrfort Manonviller, das als das stärkste aller in Frankreich bezeichnet wurde, und das unsere „dicke Berta", im Verein mit den Kruppschen 21-cm-Mörsern, doch Ende August 1914 so glatt zu Fall gebracht hatte. Ich sah die Stelle, von der aus die „dicke Berta" ihre Arbeit getan." Zur Entstehung des Namens vgl. Rotheit, Kernworte des Weltkrieges, 1916, S. 102 f. — **Bibelhusar** Feldgeistlicher (schles.). Mausser 16 („besonders westfälisch"). In der Studentensprache wird der Theologe als „Bibelhusar" bezeichnet. Vgl. Kluge, Studentenspr. 70 u. 83, und John Meier, Studentenspr. 54. — **Bienen** a) Läuse (allgemein). Das Wort stammt aus der Sprache der Landstreicher. Vgl. Bischoff 10 und Rotwelsch I 422 u. 424. Ostwald, Rinnsteinspr. 22, verzeichnet (nur als Ausdrücke der Dirnen und ihrer Kreise) „Biene" = a) Laus, b) Frauenzimmer und „Bienen" (Bruchbienen) = Soldatendirnen. Zur Soldatensprache: Horn 106 (= Flöhe), 131 („allgemein zugängliche Mädchen sind Bienen oder Bruchbienen [Sachsen]"), Bächtold 65 (Sammelname für Wanzen, Läuse, Flöhe), Bergmann 29, Hochstetter 69 (= Laus und Floh), 79, 86 („Besonders leichtfertige junge Damen" werden Bienen oder gar Bruchbienen genannt), Imme 93. b) Gewehrkugeln (beim Gren.-Reg. 6). Bergmann 18 (die Bienen schwärmen = die Kugeln pfeifen). — **Zum Bienenvater.** Diese Aufschrift trug ein Schild an einer Entlausungsanstalt im Osten (vor Dünaburg). — **Bienenkorb** Unterwäsche (Ostfront). — **Bildungskanone** Feldbücherei. Hochstetter 36, Imme 100. Beleg: B. Tanzmann, Erfahrungen eines Bücherwarts, Unterhaltungsbeilage der Tägl. Rundsch. (Nr. 171) vom 25. 7. 1918: „Jedenfalls als ich mit der „Bildungskanone" an die Front kam, wurde ich nicht mit Begeisterung, sondern mit dummen Witzen empfangen." — **Bilge-Krebse** Maschinenpersonal (engl. bilge = Schiffsraum). — **Binde,** in der Verbindung: einen hinter die Binde giessen = einen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(Schnaps) trinken (schles.; nordd.; Marine; aber gewiss noch weiter verbreitet). Müller-Fraureuth I 109, Imme 97. — **Bindfaden** Nudeln (Oldenburg). Horn 91, 95 (= Schnaps), Bischoff 105, Hochstetter 53, 57 (= Schnaps), 69 (= Husarenschnüre, Schnaps, Nudeln), Imme 97 (= Schnaps) und 110, Müller-Fraureuth I 109 Nr. 2. — **Bindfadenjunge** a) Telegraphist (Ostfront), b) Husar (schon im Frieden). Horn 30, Bischoff 105, Hochstetter 27, Imme 29, Müller-Fraureuth I 109 Nr. 4. — **Birne** Mine (Westfront). Bischoff 105 (= Kopf des Soldaten), Imme 114 (= Helm, Königsberg). — **Blausack** Soldat, der das 2. Jahr dient (schon in der Friedenszeit; brandenb.; schles.; aber gewiss weiter verbreitet). Horn 51 (Kapitulant; auf Unteroffizierschulen: der im 2. Jahre Dienende. Bischoff 105 (= Infanterist in der alten Friedensuniform), Imme 14 („die Bezeichnung Blausack für den 2. Jahrg. kennt auch die Marine") u. 26 (= Infanterist). — **Blechhering** Torpedo (Marine). — **Blechmarie** ein weittragendes Geschütz (Ostfront). Mausser 20 (= franz. Langrohrgeschoss, dessen Abschuss blechern klingt; bair.). — **Blechquäler** Musiker (nordd.). — **Blechspucker** Musiker (schles.). Müller-Fraureuth I 119, Horn 34 (Pfeifer und Hornisten), Imme 42. — **Bleisoldat** Schipper (schles.). Horn 127 („wer eine Quecksilberkur durchmacht, ist ein Bleisoldat"), Hochstetter 61 (in ders. Bedeutung wie Horn), Mausser 13 (beim 12. bair. Inf.-Reg.) und 84, Imme 133 (in ders. Bedeutung wie Horn und Hochstetter). — **Bleistift,** in der Verbindung: mit gutem Bleistift vorangehen = mit gutem Beispiel vorangehen (schles.). Mausser 42 (sächs.). — **Blindgänger** a) nicht krepierendes Artilleriegeschoss (allgemein); b) Mein Gewährsmann, der bei einem badischen Regiment stand, schrieb mir: „Nicht gern hat man die Einjährigen oder Blindgänger; warum Blindgänger? Wenn es keine wären, dann wären sie längst krepiert!" Horn 67 (in der 1. Bedeutung), Bergmann 40 (= Armierungssoldaten), 47 (gefüllte Kognak- und andere Flaschen), 48 (= schlechte Liebeszigarre), 51 („die Blindgänger in Gestalt von Stollen mit Rosinen seien hier noch angefügt"), Bischoff 105 (a) in unserer 1. Bedeutung, b) Soldat, der im Kriege nur Garnisondienst tut, c) (leere) Bier- und Weinflasche), Hochstetter 11 (= leere Feldflasche), 22 („Villa zum Blindgänger"), 38 (= schlechte Liebeszigarre), 69 (a) nichtexplodiertes Artilleriegeschoss, b) leere Flasche). Mausser 13 (= Schipper, sächs.), 14

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(= Leute mit ungefährlichem Posten hinter der Front, hess.), 15 (= Soldat, der nie ins Feld kam, bair.), 51 (= Grosssprecher, der aber wohl darauf sieht, sich zuerst in Sicherheit zu bringen, pfälz.), Imme 16, 118 (= leere Flasche), 127 (= Drückeberger), 146 (= leere Wein- und Bierflaschen), Ahnert 16 (Armierungssoldaten, wegen Fehlens der Waffen). — **Blindschleiche** langsam dahinziehendes schweres Geschoss (schles.). Bergmann 10, Mausser 22 (bair.), 39 (= nichtexplodierendes Geschoss, bair.), Imme 70 (Spitzname für den, der eine Brille trägt), 137, Ahnert 115. Zu Imme 70 vgl. Ostwald 183: Blindschleiche = Bettler mit schlechten oder kranken Augen. — **Blitzkerle.** Beleg: Felde, Kriegserlebnisse 166: „Wir waren eine kleine Abteilung von „Blitzkerlen", d. h. von Telegraphenleuten" (aus der Liller Kriegszeitung). — **Blitzkutsche** elektrische Bahn (Lodz). — **Blaue Bohnen** Gewehrkugeln (allgemein). Horn 66, Bächtold 60 (= Patrone), Bischoff 105, Hochstetter 42 (hier auch Bohnenspritze = Maschinengewehr), Imme 115, Ahnert 103. Bohnen = Bleikugeln, Schrot schon im Rotwelsch zu Beginn des 19. Jahrh. (1814) bezeugt, vgl. Rotwelsch I 317. Horn 67 Anm. 1 führt Friedrichs des Grossen Ausspruch an: „Wollt ihr bald grobe Bohnen wieder essen?" Gewiss ist soldatischer Ursprung für den Ausdruck „blaue Bohnen" anzunehmen. Grimm, KHM., hg. von Friedr. von der Leyen 2, 39: „und es war grosse Gefahr und regnete blaue Bohnen"; ebendort 2, 165: „und war immer der Vorderste, wenn es blaue Bohnen regnete". Vgl. auch E. M. Arndt, Das Lied vom Gneisenau: „Da donnert's aus Kanonen, | Da sät man blaue Bohnen, | Die nimmer Stengel treiben, | Zu Kolberg auf der Au." Fr. Th. Vischer, An Uhlands Geist: „Wenn er gefällig anzuschauen, | Mit grünen Bohnen uns bedenkt: | Jüngst hat er mit gegossnen blauen | Aus heissem Rohr den Feind beschenkt." — **Dicke Bohnen** Handgranaten (Westfront). — **Bollern** schiessen, von der Artillerie (schles.). Müller-Fraureuth I 131 (= Dröhnen von Schüssen). — **Bombenschmeisser** Artillerist (Posen). Horn 31, Bischoff 105, Imme 31. — **Brandzünder** Rotwein (Westfront). Beleg: Hegeler, Flandrische Erlebnisse 48: „Bald standen auf unserem Tisch mehrere Flaschen Rotwein, „Brandzünder" genannt, Brot, Speck und eine Büchse mit Hummer." Vgl. dazu das schon im Liber Vagatorum (1510) bezeugte Wort Schurnbrant (d. h. schür den Brand) = Bier. — **Bratpfannen-**

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schieber Sanitätssoldat (Oldenburg; aber wohl weiter verbreitet). Imme 132. — **Braunbier** Kaffee (Ostfront). In der Gauner- und Kundensprache Braunhans = Kaffee; schon 1820 hier bezeugt (Rotwelsch I 341); Ostwald 28 (als Kundenspr.) Braunhaus (Druckfehler). — **Braut** Gewehr (Ost- und Westfront). Horn 65 (Soldatenbraut), Hochst. 7, Mausser 23 und 88, Imme 115, Ahnert 103. Vgl. die folgenden Verse bei Wehrhan, Gloria, Viktoria 16:

Meine Braut ist mein Gewehr, | Ich mag jetzt keine andre mehr,
Drum, Mädel, geh' mir aus dem Sinn, | Jetzt reisen wir nach Frankreich hin.
Nun drückt den liebeheissen | Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippe fest, | Fluch, wer die deutsche Braut verlässt!

Briefträger Spitzname für das 13. Inf.-Reg. Hochstetter 65 (Torpedomatrosen [rote Biese an der Mütze]), Imme 49 (Garde-Gren.-Reg. Nr. 5 in Spandau), 90 (= Angeber). — **Brocken** Ausrüstung (bad.). Horn 62, Imme 2, 3, 112. Brocken = Kleider auch in der Kundensprache; vgl. Gross' Archiv Bd. 59 S. 281. Ursprünglich wohl Bezeichnung für die Berliner Brockensammlung, die Heruntergekommenen gegen ein kleines Entgelt, auch umsonst, alte Sachen abgibt. Vgl. noch Ostwald 29 und L. Günther in Gross' Archiv Bd. 59 S. 267. — **Dicke Brocken** grosse Granaten (Gren.-Reg. 6; aber gewiss weiter verbreitet). Hochstetter 43 (= schwere Granatschüsse), Imme 3 und 127 (die durch die Luft fliegenden Sprengstücke der Granaten), Ahnert 111 (schwere Granaten, Granatsplitter). Vgl. auch Walter Heynen, Deutsche Rundschau, Okt. 1916, S. 118. — **Bruch** (Fliegerspr.). Horn 131 (Bruch bezeichnet etwas Schlimmes, Schlechtes), Mausser 32 (Bruch machen), Imme 36 (dgl.). Belege: Richthofen 116: „Denn so eine Landung ist meistenteils mit Bruch verbunden. Und so ein Bruch läuft nicht immer günstig ab, also — aufpassen!" Immelmann 17, ferner 53: „Achtung! Festhalten, es gibt Bruch. . . . Wir stiegen aus, um uns den Bruch anzusehen." Ebendort 123: „In A. habe ich einmal, in V. zweimal Bruch gemacht, einmal davon ganz leicht." Bölcke 55: „Er war sehr traurig, dass er Bruch gemacht hatte." Hingewiesen sei auf das Vorkommen des Wortes in der Kundensprache; Rotw. I 424: im Bruch sein = in der Kleidung herabgekommen sein; Gross' Archiv XII 65: Bruch, schwerer Bruch; Ostwald 29: Bruch = Not; schwer im Bruch = in grosser Not, schlechter Kleidung; im Bruch sein = in Kleidung herabgekommen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein. Dazu Bruchkadett = Zerlumpter, Bruchstaude = zerrissenes Hemd, Bruchflebbe = zerrissenes, beschmutztes Ausweispapier. Nach Horn 131 bezeichnet Bruch „auch in der württembergischen Soldatensprache etwas Schlimmes, Schlechtes, z. B. heut ist Bruch, Bruchbande, Bruchschütze.“ Vgl. auch: „Die junge Mannschaft ist Bruch“ = taugt nicht viel (November 1914, mündlich). — **Dicke Brummer.** Horn 66 (Brummer = Geschütz), Bischoff 105 (ebenso), Hochstetter 41 (Brummer = 42-cm-Mörser), 69 (Brummer = Mörsergeschütz und Mörsergeschoss), Mausser 87 (Brummer = dicke Berta), Imme 32 (Brummer = Geschütz), 98 (Brummer = Katzenjammer), 134 (vgl. 32), 138 (Brummer = schweres Geschoss und Querschläger). Beleg: „Die Pioniere“ 24: „Und vor allem schossen die Russen zum ersten Male in diesen Tagen hier mit schwerer Artillerie. . . . Rechts und links von der Brücke schlugen die dicken Brummer oder, wie man auch sagt, die schweren Koffer ein“ (Leutnant Knaus im „Köln. Stadtanz.“). — **Bubi** ein Tankabwehrgeschütz (schles.). — **In die Bucht gehen** schlafen gehen (schles.). Müller-Fraureuth I 262 (sich in die Bucht hauen), Mausser 43 (Bucht = Gesellschaft, Gesindel; bei sächs. Unteroffizieren). Auch in der Sprache des Breslauer höheren Schülers gebräuchlich; vgl. Steinhäuser, Mutterspr. S. 19: „Bucht, n. Bett“. Aus meiner Breslauer Schülerzeit und sonst aus der Breslauer Umgangssprache kenne ich nur die Bucht. **Grosse Bude** Grosses Hauptquartier. Der Ausdruck ist mir begegnet bei Richthofen 154: „Am Abend desselben Tages klingelte es, und nichts Geringeres als das „Grosse Hauptquartier“ wünschte mich zu sprechen. Ich kam mir ganz spassig vor, so mit der „Grossen Bude“ verbunden zu sein.“ Ebendort 158: „So kamen wir am Nachmittag im Grossen Hauptquartier an, herzlich empfangen von einigen mir bekannten Kameraden, die dort in der „Grossen Bude“ zu arbeiten haben.“ — **Buddeln** schanzen (schles.). Auf das Wort bin ich auch bei Richthofen 42 gestossen: „Aber dort vorn an der Combres-Höhe buddelte alles emsig. Jeder hatte ein Grabscheit und eine Hacke und gab sich unendliche Mühe, möglichst tief in die Erde hineinzukommen.“ — **Bummratscher** französische leichte Feldgeschütze (bad.). Mausser 21 verzeichnet nur „Bumratschkanone“ = franz. 7,5-cm-Geschütz. — **Bumser** Artillerist (schles.). Hochstetter 26, Mausser 12 (= Soldat der schweren Artillerie; bair.), Imme 31.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— **Bumskopp** Artillerist (schles.; Posen und weiter verbreitet). Hochstetter 26, Imme 32 u. 102, Ahnert 20. — **Bunker** Unterstand (schles.). Ahnert 139. — **Buntspechte** Maschinengewehrleute (Westfront). — **Buttertrine** (poitrine) Brust des Pferdes (brandenb.) — **Chausseefloh** Motorradfahrer (Flandern). Hochst. 32. — **Christus zu Pferde** Feldgeistlicher (schles.). — **Collanizeug** Extrauniform (Marine), nach der Firma Collani. — **Dachdecker** Ulan (Westfront; schles.). Bergmann 17 (Die Dachdecker arbeiten = feindliches Maschinengewehrfeuer), Bischoff 105 (= Maschinengewehrabteilung), Hochstetter 26 (wie Bischoff), Mausser 18 (= feindliche Maschinengewehrtruppen; ferner: „Die Dachdecker sind wieder an der Arbeit"), Imme (zitiert Hochstetter 26), Ahnert 8 (auf Hausdächern postierte Maschinengewehre). — **Dachs** Tornister, bei den Jägern (allgemein bekannt). Vgl. Gombert a. a. O. S. 4; siehe auch unter „Affe". Horn 65, Bächtold 60, Imme 93 (Name für den, der viel schläft) und 117. Belege: Jösting, Erinnerungen 47: „Die Märsche wurden immer weiter, die „Dächse", Brotbeutel und Patronentaschen immer beschwerter . . .", ferner S. 52, 55, 58 usw. — **Damenschleier** Drahtverhau (Westfront). Hochstetter 34, Imme 34. — **Dardanellensuppe** Reissuppe (Oldenburg). — **Decksbauern** seemännisches Personal (Marine). — **Delikatessen werden zugeworfen** der Feind wirft mit Handgranaten (Polen). Bergmann 14, Ahnert 11. — **Dienst im Zoo.** Beleg: Hegeler, Flandrische Erlebnisse 65: „Dienst im Zoo! Jeder von uns weiss, was das heisst: Dienst bei den Gefangenen." — **Dienstficker** dienstlich übereifriger Soldat (schles.). Dazu: **dienstfickrig** (schles.). — **Dingi** (Seemannsspr.). Kluge, Seemannsspr. 185 (kleines Ruderboot). Belege: Callisen, Torpedoboot-Kriegsfahrten 20 und 81: „Herrmanns, der als Hapag-Offizier besonders geeignet schien zur Prüfung der Papiere, wurde mit dem Dingi hinübergeschickt, während wir unsere Kreise schlugen." — **Division Kummer und Elend.** Beleg: Matthias, Kriegserinnerungen 60: Die Division Kummer hatte viel auszuhalten, . . . deshalb nannte der Soldatenhumor sie „Division Kummer und Elend". — **Divisionsfett** Marmelade (beim Gren.-Reg. 6; aber wohl weiter verbreitet). Hochstetter 54, Imme 107. — **Divisionswurst** Fesselballon (Flandern). Hochstetter 16, Mausser 31 (bair., sächs.), Imme 37. — **Doktor** Sanitätsgefreiter (Ostfront). Horn 126 (= Lazarettgehilfe).

Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY

— **Der Dollste** Bataillonsführer (bad.). — **Donnerbüchse** Gewehr (Westfront). Imme 115. — **Das Dorf** Landouzy-la-Cour. — **Drahtverhau** a) Dörrgemüse (schles.; bad.; Posen; Lille; auch von der Ostfront gemeldet). Bergmann 47, 51 (= struppiger Bart), Hochstetter 13 (einen durch den Drahtverhau ziehen = anulken), 28 (= struppiger Bart), 34 (= Damenschleier), 38 (Marke Drahtverhau (= schlechte Liebeszigarre), 55 (= Dörrgemüse), Mausser 60 (= Bart), 62 (= Fleischkonserven) und 99, Imme 45 (= Stoppelbart), 70 (wer eine Brille trägt, hat ein Drahtverhau vor Augen), 110 = a) Nudeln, b) Sauerkraut), 111 (gedörrtes Drahtverhau = Dörrgemüse). Gefr. Friedrich (von der Ostfront) schrieb mir am 17. 1. 18: „Für Dörrgemüse wird Drahtverhau gesagt, und wenn dieser Ausdruck verboten wird, so wird es Regimentsbefehl genannt." b) Speise von Kohlrüben und Fleisch (Flandern). — **Druck.** In einem Briefe eines meiner Gewährsmänner (bad. Regiment) heisst es: „Die Abkommandierten in der Küche sind Küchenhengste. Dieselben haben viel freie Zeit oder Druck." Mausser 42 (= leichter Dienst; bair.), Imme 86. — **Feiner Druck** leichter Dienst (Ostfront). — **Drücken.** Das Wort ist mir nur bei Immelmann 83 f. begegnet: „Er (der feindliche Flieger) ist etwa 1000 Meter tiefer als ich. Infolgedessen kann ich im Vorwärtsfliegen „drücken" und komme dadurch ausserordentlich rasch näher." — **Druckposten** angenehmer Posten (schles.). Hochstetter 13, Imme 83. — **Druckpunkt.** Bröger, Soldat 54: „. . . Mittags sind doch vier Mann vom ersten Zug zurück in die Unterkunft. „Zum Postempfang!" hat der Zugführer noch extra gesagt. — Du, dass wir zwei da nicht mit sein können. Wäre doch ein ganz feiner Druckpunkt. Pass auf, heute nacht erwischt's uns auf Sappenwache." — **Druckpunkt nehmen** sich drücken (bad. u. württb.). Horn 78 u. 95 (e. Schnaps trinken), Bächtold 62 (Druckpunkt fassen = ausruhen), Hochstetter 70 (a) sich drücken, b) Schnaps trinken, c) [Marine] schlafen gehen) und 75 (einen Schnaps trinken; hess.), Mausser 45 (bayr.), Imme 87. — **Dubbas** Ausdruck für die verschiedensten Gegenstände. (Unter Pionieren und Infanteristen üblich; Polen, Westfront.) Beispiele: Wie schmeckt der Dubbas (Zigarre)? Ich habe einen Dubbas (Brief) bekommen. Den Dubbas (Tornister) umschnallen. Mein Dubbas (Stiefel) ist zerrissen usw. Auch für Gewehr, Brot, Schnaps z. B. kann „Dubbas" gebraucht werden.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wohl Zusammenhang mit poln. Dupa = Arsch; wie man auch etwa sagt: das Dreckzeug, das Scheisszeug. — **Dum-Dum-Geschoss** Mohrrübe (Ostfront). — **Dunst** Artilleriefeuer (schles.). Mausser 93, Imme 126. — **Es gibt Dunst** vom Feinde beschossen werden (schles.). Bergmann 18 (Dunst bekommen), Mausser 37 (wie Bergmann) und 93 (Dunst bekommen, kriegen), Imme 126. — **Dunstkiepe** Helm (Posen; auch von der Ost- und Westfront sowie vom rumänischen Kriegsschauplatz mir bezeugt). Müller-Fraureuth I 265, Horn 77, Bischoff 106, Hochstetter 10, Imme 114. — **Sich durchschwindeln.** Der Ausdruck ist mir bei Rosner, Vor dem Drahtverhau, begegnet. S. 116: „Wir halten uns weiter links, schlagen e. Bogen über ein altes Kornfeld, um so der Schussrichtung der Batterie zu entgehen — uns, wie der Hauptmann meint, durch dieses Feuer „durchzuschwindeln". Ebendort 117: „Wohl schwimmt der Graben reichlich — aber wie hier die Dinge liegen, wird die Wahl zwischen Wasser und Feuer keinem von uns besonders schwer. . . . Doch da wir, eine Strecke weiter, wieder „an Land gehen", liegt das Feuer hinter uns — wir haben uns „durchgeschwindelt". — **Ehrenfett** Marmelade (Rumänien). **Eier** a) Fliegerbomben. Bergmann 45, Hochstetter 23 (Eier legen), Imme 36, 37 (Eier legen), Ahnert 40. Belege: Richthofen 58: „Wir konnten aber über dem Ding ganz ruhig herfliegen und hätten den Moment abpassen können, wo es auftauchte, um Luft zu schnappen, um unsere Eier zu legen." Ebendort 81: „Wir beschäftigten uns damit, die Russen zu ärgern und legten auf ihre schönsten Bahnanlagen unsere Eier." b) Seeminen, Imme 42. Belege: „Deutsche Taten", begründet von Prof. Dr. Karl Brunner, Bd. 51, Minenstreuung und Minenfang, Dresden, o. J., S. 21: „Nun ging's vollste Kraft voraus, und unser „A . . ." hatte innerhalb zwanzig Minuten 330 Eier (Minen) gelegt." Callisen, Torpedoboot-Kriegsfahrten 20: „Sehen kann man die Eier (Minen) unter Wasser doch nicht, weswegen dann sich drum bekümmern!" c) Schalkartoffeln (Ostfront). — **Eins 0** der 1. Offizier (Abkürzung I O). — **Eisenbahnschienen mit Drahtverhau** Schnittbohnen (Lille). — **Elle** langer Säbel (Lille). Horn 116 (mit der längsten Elle, dem Spiesse, messen). — **Emil** a) (Fliegerspr.) Flugzeugführer. Hochstetter 15, Mausser 32, Imme 35. Beleg: Richthofen 58: „Dieses

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schien mir als „Franz“ nicht ganz geheuer, und ich machte meinen „Emil“ darauf aufmerksam.“ b) Franzose (Westfront). Bergmann 25 (= feindlicher Schütze). — **Engelsmann** Engländer [englishman] (Westfront, Marine). Kluge, Seemannsspr. 221 mit Beleg aus d. J. 1720. Hochstetter 18 (Engelmann), 49, Imme 62. Beleg: Fritz Graf, Im Torpedoboot gegen England, Berlin o. J., S. 62: „Unsere Geschützmannschaften sind sehr enttäuscht, dass die Beschiessung schon zu Ende sein soll. Sie hätten sie gern fortgesetzt, um ihr Mütchen an dem „Engelsmann“ zu kühlen.“ — **Epi** Schnaps (norddeutsch). Imme 97. Beleg: Kutscher II 84 f.: „Für sämtliche alkoholischen Flüssigkeiten haben sie (die Mannschaften) den Sammelnamen „Epi“.“ — **Erbsen** Handgranaten (Westfront). Horn 67 (schwarze Erbsen = Gewehrkugeln), Imme 115 (wie Horn). — **Erbsendroschke** Mensch (Ost- und Westfront). Bergmann 46 (= Feldküche), Hochstetter 53 (= Feldküche), Imme 44 (= Feldküche). — **Erdratte** · Armierungssoldat (Westfront). Bischoff 106 (= Pionier), Hochstetter 27 (= Pionier), Imme 33 (= Pionier), Ahnert 13 (= Pionier). — **Erdwurm** Pionier (schles.). — **Ins Erholungsheim kommen** auf Festung kommen (nordd.). Vgl. dazu Bächtold 62: Erholungsheim für Schwergeprüfte = Arrestlokal, Horn 120: in Erholungsurlaub gehen = in Arrest gehen. In der modernen Gaunersprache: Erholungsheim = Gefängnis; Deutsche Strafrechts-Ztg. 1916, sp. 408. — **Kleiner Esel** 7,5-cm-Granate (beim Gren.-Reg. Nr. 6). — **Eselsbatterie** Batterie, die ihre Geschütze auf Eseln heranbringt (schles.): Beleg: Kutscher II 46: „Eine grosse Knallerei setzt ein! Die berühmte Eselsbatterie uns gegenüber schiesst ein paar Schrappnells.“ Ebendort 53: „Den Reichackerkopf kann man bei Tage und bei klarem Wetter nicht begehen; die Baumaffen nehmen jeden einzelnen Mann aufs Korn, und auch die Eselsbatterie lässt nicht lange auf sich warten.“ Die Eselsbatterie wird auch **Eselspritsche** genannt (schles., vor Verdun, Ende 1914). — **Etappenhengst** in der Etappe verwendeter Soldat (schles.). — **Etappenschwein** bedeutet dasselbe wie Etappenhengst (ziemlich allgemein). Bischoff 106, Hochstetter 31, Mausser 14, 16, Imme 23. Beleg: Richthofen 41: „Ich werde von Kämpfenden zum besseren Etappenschwein degradiert“. — **Extrabelustigung** Nachexerzieren (schles.). (Forts. im nächsten Bande.)

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur schlesischen Literaturgeschichtsschreibung.

Von Hans Heckel in Breslau.

Wiederholt ist in den letzten Jahren der Ruf erhoben worden nach einer Gesamtgeschichte des schlesischen Schrifttums. Ein solcher Wunsch entspringt keineswegs blosser provinzialpatriotischer Eitelkeit. Die Dichtung eines Volkes ist nicht nur einfach ein Teil der grossen Weltliteratur, der lediglich durch die Gemeinsamkeit des Sprachgewandes zu einer Einheit zusammengeschlossen wird. Sie ist vielmehr zugleich, ja vor allem Ausdruck einer durchaus eigentümlichen und von andern verschiedenen Geisteskultur, wie sie sich aus dem Gefüge einer geschichtlich gewordenen Gemeinschaft ergibt. Was für die Völker im grossen, gilt für die Glieder eines Volkes, die Stämme, im kleinen; und es gilt für die Stämme des deutschen Volkes, dem das Betonen der Stammesart gegenüber der Volksgemeinschaft von jeher eigen war, ganz besonders. Josef Nadler hat in seiner Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften den stammesgeschichtlichen Gesichtspunkt in unserer Literaturentwicklung hervorzuheben und die hohe Bedeutung aufzuweisen gesucht, der ihm für das Werden des grossen Ganzen zukommt. Dieser Gesichtspunkt, für die allgemeine Literaturgeschichte eines Volkes einer unter vielen, wird für die Darstellung des Schrifttums eines Stammes wesentlich. Für den deutschen Osten kommt ein weiterer wichtiger Umstand hinzu. Die Geschichte des schlesischen Geisteslebens ist zugleich die Geschichte der Bildung eines neuen Volksstammes. Die deutschen Ansiedler des ursprünglich slavischen Landes haben die eingeborene Bevölkerung in sich aufgenommen und mit deutschem Geiste durchdrungen; man darf also trotz des überwiegend deutschen Grundzuges der östlichen Grenzmark doch von einer eigentümlichen Mischkultur reden. Es handelt sich demnach bei der Literaturgeschichte eines Sondergebietes wie Schlesien um eine ganz bestimmte Eigenaufgabe.

Erst in neuester Zeit ist man sich voll bewusst geworden, welche Bedeutung der Stammesart für die geistige Entwicklung zukommt. So ist es nur natürlich, dass dieser Gedanke für die schlesische Literaturgeschichtsschreibung, die ja seit Kahlert nur in Einzelheiten weitergefördert wurde, erst in sehr bescheidenem

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Masse fruchtbar geworden ist. Was wir vor Kahlert haben, hat sich zu fortlaufender Darstellung geistiger Zusammenhänge überhaupt kaum erhoben. Die älteren lateinischen und deutschen Werke sind in der Hauptsache Sammlungen von Notizen über Leben und Werke namhafter Dichter und Gelehrten, entsprungen aus dem Wunsche, den geistigen Reichtum Schlesiens im hellsten Glanze erstrahlen zu lassen. Hierher gehören u. a. Joh. Chr. Kunkel, De Silesiorum in Poesi praestantia (1694); Joh. Henr. Cunradus, Silesia togata (1706); Martinus Hancke, De Silesiis eruditis indigenis (1702/7); Sigism. Johnius, Parnassus Silesiacus (1728/29). Und auch als, nach dem geistigen Tiefstande Schlesiens im 18. Jahrhundert, wieder das Bedürfnis rege wurde, sich über die schriftstellerischen Leistungen des einstigen Dichterlandes unter den deutschen Landschaften Rechenschaft abzulegen, kam man nicht wesentlich weiter. Die literargeschichtlichen Aufsätze Mansos und Fülleborns, Streits Alphabetisches Verzeichnis aller im Jahre 1774 in Schlesien lebenden Schriftsteller, Schummels Breslauer Almanach auf 1801, des Joh. Georg Thomas preisgekröntes Handbuch der Literaturgeschichte Schlesiens von 1824 (ein wahres Muster von Systemlosigkeit und Verworrenheit), Hoffmanns von Fallersleben Angaben in seiner Monatsschrift von und für Schlesien (1829), Nowacks Schlesisches Schriftstellerlexikon (1836/43) — das alles sind nur Materialsammlungen; ihr Zweck ist, das „Ausland" (d. h. nach damaligem schlesischem Sprachgebrauch das übrige Deutschland), das Schlesien ein wenig von oben herab als geistig zurückgeblieben behandelte, über die geistige Leistung des Landes aufzuklären. Aber der Vorwurf war nur allzu berechtigt. An dem grossen Aufschwung der deutschen Dichtung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist Schlesien völlig unbeteiligt, und jene eifrigen Verteidiger ihrer Heimat konnten bei ihren Zusammenstellungen lebender Schriftsteller nur eine lange Liste von Namen liefern, unter denen sich kaum der eine oder andere über die dürftigste Mittelmässigkeit erhob. August Kahlert sah sich 1835 schon in wesentlich günstigerer Lage, als er seine Schrift „Schlesiens Anteil an deutscher Poesie" veröffentlichte. Es ist eine durchaus ernst zu nehmende Arbeit, die auch für die Folge grundlegend geblieben ist; mit sorgfältigen Quellennachweisungen und anziehend geschrieben. Auch was die Bedeutung der Stammes-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

art für das Geistesleben angeht, scheint Kahlert ziemlich klar gesehen zu haben. In der Einleitung rechtfertigt er sein Verfahren, nicht nur die Dichter und Schriftsteller aufzunehmen, die in Schlesien gewirkt haben, sondern auch die im Lande geborenen, die später in der Ferne ihre Werke schufen. Er begründet das damit, dass Abstammung und Herkunft nicht minder folgenreich für die geistige Entwicklung eines Menschen seien als der Einfluss der Umgebung.

Kahlert wollte nur einen Grundriss liefern für den künftigen Geschichtsschreiber schlesischer Dichtung. Der Erwartete kam aber nicht, und so muss man auch heute noch auf Kahlert zurückgreifen, trotzdem das für seine Zeit mustergültige Büchlein inzwischen natürlich an allen Ecken und Enden von der Forschung überholt ist. In der Folge erfuhr die schlesische Literaturforschunug überhaupt keine systematische Pflege mehr. Die deutsche Philologie an der Breslauer Hochschule wandte sich seit Weinhold immer mehr von der schlesischen Literaturgeschichte ab und bebaute dafür um so eifriger das Gebiet der eigentlichen Volkskunde. Die beiden kleineren Gesamtdarstellungen der schlesischen Literaturgeschichte von Hermann Jantzen (in der Festgabe des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 1903) und von Max Koch (in der Schlesischen Landeskunde von Frech-Kampers 1913) sahen sich durch den Zweck der Veröffentlichung in ihrem Umfang aufs äusserste beschränkt und mussten daher ihre Aufgabe vor allem darin sehen, Kahlert nach der neuesten Zeit zu ergänzen. Für einzelne Gebiete, Glatz (1910), Neisse (1913) und Oberschlesien (1918) hat Paul Klemenz ein manches Neue aus älteren Quellen bringendes Bild des Gesamtverlaufs gegeben. An Einzeldarstellungen fehlt es ja nicht; die in den Breslauer Beiträgen zur vergleichenden Literaturgeschichte vereinigten Arbeiten des Kochschen Seminars enthalten zahlreiche Untersuchungen dieser Art. Sie behandeln aber entweder Erscheinungen der schlesischen Blütezeit, der sogenannten schlesischen Dichterschulen, oder die neueste Entwicklung vom Ausgange des 18. Jahrhunderts an. Dagegen sind die älteren Zeugnisse des schlesischen Schrifttums, sowohl die ersten Anfänge wie der in Schlesien zu hoher Blüte gelangte Humanismus, ziemlich stiefmütterlich behandelt worden. Gerade hier aber liegen die eigentlichen Probleme.

Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY

Die gewohnte Darstellung der Frühzeit ist einseitig und daher irreführend. Man nahm die ältesten vorliegenden Denkmäler deutscher Poesie in Schlesien, reihte sie aneinander und fügte so mit einfacher Selbstverständlichkeit Schlesien der grossen deutschen Literaturentwicklung ein, ohne sich über die Grundfragen des ganzen Werdens Rechenschaft abzulegen. Das Ergebnis war dann etwa dies: seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ist die höfische und geistliche Dichtung in Schlesien mit mehreren zum Teil recht ansehnlichen Werken vertreten, und damit fängt die deutsche Poesie in Schlesien an. So einfach liegen die Dinge aber durchaus nicht. Erstens einmal: die wichtigsten Dichtungen, um die es sich hier handelt, die dem Herzog Heinrich IV. zugeschriebenen beiden Minnelieder, der Borte des Dietrich von der Glezze, der in Wien entstandene Krûziger des aus Frankenstein stammenden Mönches Johannes, die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig von Thüringen und der sogenannte Wiener Oswald — diese alle sind zum Teil noch sehr umstritten, und manche gewichtige Fragen harren noch der Lösung. Zwar ist die schlesische Herkunft der Bortedichtung nach der Dissertation von Otto Richard Meyer (Heidelberg 1915) nun wohl ziemlich gewiss geworden. Dafür aber ist der Dichterruhm des Herzogs Heinrich, auf den Schlesien so stolz war, durch die Untersuchungen Konrad Wutkes ernstlich in Frage gestellt (vgl. Wutkes Aufsatz Der Minnesänger Heinrich von Pressela in der bisherigen Beurteilung, Zeitschrift des Vereins f. Gesch. Schlesiens, 56. Band, Breslau 1922). Soviel ist sicher, dass die Zuverlässigkeit der grossen Heidelberger Liederhandschrift als erschüttert gelten darf, soweit die Verfasserangaben fürstlicher Dichter in Frage kommen; ein einwandfreies Zeugnis für die Verfasserschaft Herzog Heinrichs kann sie jedenfalls nicht bieten. Weiter wird man allerdings kaum gehen können. Die Piasten haben nicht nur aus volkswirtschaftlichen Gründen die deutsche Besiedelung gefördert; sie haben auch durch wiederholte Eheschliessungen mit deutschen Fürstentöchtern, durch deutsche Erziehung einzelner ihrer Mitglieder eine bewusste Annäherung an die westliche Kultur gezeigt, und ihre Freigebigkeit gegen deutsche fahrende Sänger ist uns von diesen wiederholt bezeugt. So scheint mir die Möglichkeit, dass ein begabter Fürst dieses Stammes sich in der Sprache des bewunderten Nachbar-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

volkes als Dichter versucht habe, trotz Wutkes Bedenken durchaus gegeben. Um klar zu sehen, müssten wir über die kulturellen Verhältnisse am Piastenhofe im einzelnen genauer Bescheid wissen, als es heute der Fall ist. G. Baeseckes Hypothese endlich von dem Musenhofe Bolkos II. von Münsterberg (in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Wiener Oswald, Heidelberg 1912), die die meisten der genannten Dichtungen in einen geistigen und kulturellen Zusammenhang bringen würde, hat zweifellos viel Bestechendes. Aber bei näherem Zusehen erweist sie sich doch als eine etwas gewaltsame Konstruktion, gegen die sich gewichtige Bedenken erheben. B. wirft nicht nur Bolko von Münsterberg mit seinem gleichnamigen und gleichzeitigen Schweidnitzer Vetter zusammen, sondern datiert auch seiner Hypothese zuliebe ziemlich kühn.

Abgesehen aber von all diesem erhebt sich eine Frage von grosser Tragweite: sind denn alle diese Dichtungen als schlesische zu bezeichnen im Sinne eines aus der neu sich bildenden Stammesgemeischaft geborenen Kunstschaffens? Man wird hierauf schwerlich mit Ja antworten können. Die höfische Dichtung Schlesiens ist Übernahme einer im Mutterlande gepflegten Kunstübung, von einzelnen fürstlichen Gönnern angeregt und gefördert, die deutsche Bildung genossen hatten, fahrende Sänger gern an ihrem Hofe sahen und danach strebten, sich mit dem Glanze des Kunstfreundes zu umgeben. So ist diese Poesie nur als Ausstrahlung einer internationalen Hofkunst zu betrachten, der keinerlei stammestümliche Besonderheit zukommt. Die deutschen Ansiedler Schlesiens hatten noch zu sehr damit zu tun, die Wälder auszuroden und das Land urbar zu machen, als dass sie sich schöngeistigen Bestrebungen hätten hingeben können. Mit Bolkos Tode erlischt denn auch diese Hofkunst spurlos; ein künstliches Fremdgewächs, weil sie nur einer dünnen Oberschicht zugehörte und noch kein kulturell in sich geschlossenes Bürgertum vorhanden war, um die ritterliche Dichtung nach seiner Weise weiter zu entwickeln wie im deutschen Westen und Süden.

Als erste Träger schlesisch-deutschen Geisteslebens, das dann allmählich immer weitere Kreise erfasste, erscheinen vielmehr durchaus die Klöster. Manches unscheinbare geistliche deutsche Lied, die ersten deutschen Predigten, Traktate und Gebete gewinnen in diesem Zusammenhange eine hohe Bedeutung,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

indem sie die ersten Zeugnisse geistigen Lebens in der neuen Volksgemeinschaft darstellen. Hier erhebt sich die Aufgabe, Licht zu bringen in den Vorgang, wie neben diese ersten Geisteserzeugnisse der aus dem alten Deutschland eingewanderten Mönche nun die Einflüsse des in Böhmen unter Karl IV. und seinem Kanzler Johann von Neumarkt aufblühenden deutschen Frühhumanismus treten, die Wirksamkeit der humanistischen Zentren in Prag, Olmütz und auch im polnischen Krakau zu erforschen. Die ungemeine Bedeutung dieser ostdeutschen Kulturbewegung ist erst durch die grundlegenden Forschungen Konrad Burdachs und seiner Mitarbeiter in ihrer vollen Tragweite deutlich geworden. Für Schlesien bilden die in diesen Arbeitszusammenhang gehörenden Veröffentlichungen von Josef Klapper den fast einzigen Versuch, in die Frühzeit des schlesischen deutschen Schrifttums einzudringen, soweit dieses abseits des höfischen Kulturkreises liegt. Hier stehen wir erst in den ersten Anfängen. Grundlegende Fragen sind noch ungeklärt, und es wird der Arbeit von Jahrzehnten bedürfen, ehe sich endgültige Ergebnisse gewinnen lassen. Es sei z. B. nur daran erinnert, dass allein die Breslauer Universitätsbibliothek an 3000 Handschriften aufweisst, die erst jetzt in zureichender Weise katalogisiert werden, eine Arbeit, die noch Jahre in Anspruch nehmen wird. Diese Handschriften müssen erst ausgewertet werden, und dazu gehört auch, festzustellen, welche Werke und Schriftsteller in den einzelnen Zeitabschnitten abgeschrieben und gelesen wurden; denn auch dies ist für den Stand der geistigen Bildung, für die vorherrschenden Anschauungen entscheidend. Literaturgeschichte ist nun einmal Bildungsgeschichte; ohne das Verständnis der grossen geistigen Strömungen ist auch das Verständnis der poetischen Schöpfungen aussichtslos und muss ihre Darstellung Stückwerk und innerlich unverbundenes Nebeneinander bleiben.

Nicht besser steht es mit dem Schrifttum des eigentlichen Humanismus selbst. Hier hat es auf die Forschung hemmend eingewirkt, dass die humanistische Literatur vor Opitz im wesentlichen in lateinischer Sprache abgefasst ist. Im Gegensatz zu den Werken früherer Jahrhunderte ist diese lateinische Literatur des Humanismus von der Forschung allzulange ungebührlich vernachlässigt worden; von Schlesien gilt das ganz besonders. Sie

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehört aber unbedingt in den Rahmen des deutschen Schrifttums hinein: sie ist von Deutschen für Deutsche geschrieben, wenn auch nur für den engen Kreis der gelehrten Welt; die fremde Sprache ist nur eine zeitbedingte Zufälligkeit. Auch hier ist auf Jahrzehnte hinaus noch Arbeit für viele Köpfe, und die alte Philologie könnte hier ein fruchtbares Tätigkeitsgebiet in schwesterlichem Zusammenarbeiten mit der deutschen Literaturforschung finden. Für Schlesien haben wir fast nur die Arbeiten von Gustav Bauch. Sie beschränken sich auf einen kleinen Ausschnitt: auf die Zeit, während der sich der von Wien ausgehende Späthumanismus durchsetzt, dessen Bahnbrecher Konrad Celtes gewesen ist. Dann aber hatte Bauch bei der völligen Vernachlässigung des von ihm bearbeiteten Gebietes zunächst die unsäglich mühevolle Arbeit zu leisten, durch eingehende Vergleichung von Universitätsmatrikeln, von Briefsammlungen usw. geschlossene Lebensbilder der beteiligten Persönlichkeiten zu liefern. Darüber ist ihr Schaffen selbst, der Inhalt ihrer Schriften, noch nicht zu seinem Rechte gelangt.

Für das Werden der deutschen Geisteskultur in Schlesien ergeben sich somit drei auf verschiedene Bildungsschichten gestützte Entwicklungsstufen: 1. die aus dem Mutterlande übernommene höfische Dichtung; sie ist noch Angelegenheit einer zahlenmässig schwachen Oberschicht und erlischt, ohne Nachwirkungen zu hinterlassen; 2. die klösterliche Geistesentwicklung, in ihren deutschen Zeugnissen bedeutsam für die deutsche Volksfrömmigkeit des Landes; sie ist rein theologisch und wird schliesslich vom Humanismus befruchtet. Infolge der humanistischen Bildungseinflüsse erwächst endlich 3. ein die Oberschicht des Bürgertums umfassender Gelehrtenstand, der sich auf den neugegründeten Hochschulen seine Bildung holt und für die spätere geistige Entwicklung die Grundlage abgibt. Am Beginne der Neuzeit ist das Bürgertum als Gesamtheit bereits so weit erstarkt, dass es selbständig auf den Plan tritt und sich an dem ausgehenden Meistergesange nicht unerheblich beteiligt.

Von Opitz an wird der Stand der Dinge besser; hier ist eifrig gearbeitet worden, wenn auch noch viel zu tun bleibt. Zwar ist auch noch das 18. Jahrhundert, etwa seit dem Tode Günthers, von der Forschung wenig angebaut worden; doch sind

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hier, bei der reichen Menge des zur Verfügung stehenden Stoffes, die Schwierigkeiten unvergleichlich geringer als bei der Frühzeit.

Es dürfte deutlich geworden sein, dass eine zusammenfassende Behandlung des schlesischen Schrifttums noch darauf verzichten muss, schon jetzt eine endgültige und abschliessende Darstellung des Gesamtverlaufs zu geben. Namentlich was die Frühzeit angeht, wird sie noch manche wichtige Frage in der Schwebe lassen müssen. Notwendig bleibt sie trotzdem: es ist hohe Zeit, dass die Ergebnisse der Einzelforschung seit Kahlert zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet und die Grundlinien des inzwischen entscheidend veränderten Bildes neu gezogen werden. Es kann kein Zweifel sein, dass sich hieraus mannigfache neue Gesichtspunkte ergeben müssen, die ihrerseits wieder auf die Einzelforschung wegweisend und befruchtend wirken können. Freilich wird sich der Versuch, auf der Grundlage der Einzelergebnisse ein neues Bild einheitlichen Werdens aufzuzeigen, über seinen zum Teil nur hypothetischen Wert von vornherein klar sein müssen.

Proben zu einem Günther-Wörterbuche.

Zum 200jährigen Todestage des Dichters.

Von Bernhart Maydorn in Berlin-Steglitz.

Der Striegauer Dichter Christian Günther (1695—1723) ist nach einer kurzen Zeit weitverbreiteten Poetenruhmes immer mehr in Vergessenheit geraten. Und wer dann noch von ihm wusste, stand unter dem Einflusse des ebenso einseitig-zugespitzten wie missverstandenen Urteiles von Gottsched und Goethe, das nicht zu einer regeren Beschäftigung mit ihm anlockte. Erst in den letzten Jahrzehnten hat er wieder mehr Beachtung gefunden. Die urkundlichen Forschungen von Kalbeck, Litzmann, Wittig, Enders und Hoffmann haben in die Hinterlassenschaft des Dichters und in seine persönlichen Verhältnisse tiefer hineingeleuchtet, ihm seine feste bedeutsame Stelle in der Entwicklung des vorklassischen deutschen Schrifttums gesichert. Wenn er trotzdem auch durch die bequemen neueren Ausgaben (Litzmann 1879, v. Scholz 1902, Hoffmann 1912, Höfer) noch nicht weiter in die deutsche Lesegemeinde eingedrungen ist, so liegt das in erster Reihe mit an dem Abstande, der uns heute, nach 200 Jahren, von ihm

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trennt. Dieser Abstand ist zwar nicht so gross, dass wir einer völligen Umdeutung oder Übersetzung bedürften, andererseits aber doch wieder gross genug, dass in Sprache und Gedanken dem richtigen Verständnisse mancherlei Dunkelheiten entgegenstehen, die zugleich die Anteilnahme und die Freude an den Dichtungen beeinträchtigen.

Hiergegen hilft nur der Versuch einer genauen Erläuterung, die alle Schwierigkeiten des Verständnisses zu beseitigen und das geschichtlich Wertvolle, das vielfach gerade in ihnen liegt, zu beleuchten sucht. Gerade jetzt, wo wir uns rüsten, das 200jährige Gedächtnis von Günthers Todestage (15. März 1723) zu begehen, wird ein solcher Versuch am Platze sein, und der Verfasser dieser Proben darf sich dazu für berufen halten, weil er aus dem Heimatskreise des Dichters stammt.

Die Sprache Günthers unterscheidet sich von der heutigen besonders dadurch, dass Wortsinn und -gebrauch sich seit seinen Tagen verändert haben, und dass er in seiner frischen uud kraftvollen Ausdrucksweise manche provinziellen, mundartlichen Ausdrücke anwendet. Ausser diesen bedürfen die zahlreichen örtlichen und persönlichen Beziehungen der Aufklärung, die von einzelnen Stücken geradezu den Hauptgegenstand abgeben und seine Dichtung mit den Jahren immer mehr zu natürlicherer Erlebnisdichtung gestalten. Endlich drittens stehen die ausgesprochenen Gedanken so fest in den gesellschaftlichen Zuständen und den geistigen Strebungen der Zeit, dass ohne Erläuterung vielfach das Beste am Verständnisse verloren geht.

Was bisher zur Aufhellung [1]) geleistet ist, ist immer noch nicht erschöpfend, steht zerstreut in Einzelschriften und lässt sich in kulturgeschichtlicher Richtung vielfach ergänzen. Hierzu soll die folgende Probe eines Güntherwörterbuches beitragen, das Worte mit beachtenswerter Bedeutung aus Günthers Werken erläutert und auch den vielen Spuren volkstümlichen Brauches nachgeht und damit für manche volksmässige Sitte neues Zeugnis beibringt.

[1]) Sprachliches bei Groschupp, „Die Sprache J. Chr. G.s", Diss. Leipzig o. J.; Literargeschichtliches und Volktümliches bei Volkmann, „J. Chr. G. im Rahmen seiner Zeit", Berlin 1907, und bei Stelzmann, „Die psychologischen Grundlagen der Volkstümlichkeit", Köln 1920, Persönliches und Örtliches bei Kalbeck, Litzmann, Wittig, Enders und A. Hoffmann.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abkürzungen: H, Z, E, U = Haupt-, Zeit-, Eigenschafts-, Umstandswort; m, w, s = männlich, weiblich, sächlich; ahd, mhd, nhd = alt-, mittel-, neuhochdeutsch, nd = niederdeutsch. DW = Deutsches Wörterb. der Brüder Grimm; Whd = Weinhold, Beiträge zu einem schles. Wörterb., Wien 1853; Drechsler = P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien, 2 Bde., Leipzig 1903—6; Kühnau = R. Kühnau, Schles. Sagen, 4 Bde., Leipzig 1910—13; Rüb. = Rübezahl, Schles. Provinzialblätter, neue Folge, Breslau 1862 ff. Die Beispiele aus Günthers Werken sind nach der Ausgabe von 1746 angeführt.

Achsel. H w in der Redensart über Achsel speien oder spucken, alter abergläubischer Gebrauch. G 853 Hinkt das Gleichnis, so gedenke: Verse brechen oft ein Bein, | Wenn der Jungfern Zaubereien dreimal über Achsel spein. G 940 Wer uns von vorne grüsst und lecket, der spuckt uns über Achseln nach. Spucken ist in schles. Volksbräuchen ein Mittel zur Abwehr böser Mächte „Wenn man in einen Wirbelwind gerät (im Wirbelwinde dreht sich eine alte Hexe herum, Drechsler II S. 152), spuckt man abgewendet dreimal aus, oft mit den Worten: Pfui, alte Sau (Hexe)!" Ist einem etwas ins Auge gefallen, so spuckt er mit zugedrücktem Auge dreimal über die Achsel (Drechsler II 280, 281, 296). G. meint also die Feindseligkeit, die ihn und seine Verse als boshafte Geister ansieht und behandelt. — **Aglaster.** H w Elster. G 467 Bald schwatzt sie wie das Maul der artigsten Aglaster. Näheres über die Wortform vgl. Whd S. 5 b, 80 b, vor allem auch Bruinier, Zeitschr. für vergl. Sprachforschg. 34, 345 ff. In Schlesien heisst es, dass man sprachgewandt wird, wenn man von einer alten Schalasterzunge isst u. a. m. (Drechsler II 267, 199). — **anwacken** Z. G 514 Die Unschuld anzuwacken, . . . ist seine ganze Kunst und müss'ges Fleissigsein. Die Strophe (Nr. 13 des berühmten Gedichtes „Apollo ein Patient" G 511) ist gegen den Schweidnitzer Vielwisser und Vielschreiber Th. Krause gerichtet, dem G wiederholt boshafte Verleumdungssucht und heimtückisches Splitterrichtertum vorwirft. Dazu passt der Ausdruck anwacken, der hier wohl „ins Wankenbringen, schädigen" meint, vgl. DW XIII 215 (labefacere Maaler 840 a). — **bald** U. Die schriftdeutsche Bedeutung: „in kurzer Frist, in wenig Zeit", die auch im schlesischen bāle „sogleich" lebendig ist, erklärt auch den mehrfachen Gebrauch bei G, z. B. G 542 Und Sterne kennt man nicht bald aus dem ersten Scheine. G 280 Ich dörfte dich bald töricht nennen. G 461. Ich aber dörfte sie dir bald mit Recht versagen. — **bange** E, U beängstigt, beklemmendes Gefühl habend, alte schon md Zusammenziehung aus be-ange = ahd. ango. Das Wort ist also ursprünglich nur U, so noch bei Luther, wird aber dann, auf hochdeutschem Gebiete zuerst von den Schlesiern, als E gebraucht. G hat es nur in der Verbindung bange tun = wehe tun. G 680 Wirf nun, betrübtes Haus, dies was dir bange tut, | Mit deiner Leich' ins Grab. G 972 Vielleicht und gar gewiss tut ihm der Abschied bange. G 907 Die Ruten tun dem Fleische bange. G 89 Die Spötter tun mir freilich bange. — **Bärenhäuter** H m Faulenzer, Nichtstuer. Der Schlesier sagt dafür sonst auch: „Nischteguts". Einer der „auf der Bärenhaut liegt". Die Bärenhaut galt im 15. Jahrhundert als Ausrüstung für einen Kriegszug in fremdes Land, daher der Bärenhäuter

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer, der ein müssiges Lagerleben führt, oder auch ein Landsknecht, der, nicht angeworben, zurzeit ohne Beschäftigung herumliegt. G 163 Hier satzt es nichts als Bärenhäuter (im Studentenquartier). G 167 Du Bärenhäuter (als Scheltwort). — **bauen** Z in der Redensart: das Elend bauen = bewohnen, wie mhd daz lant bûwen. Demnach heisst das Elend bauen: in der Fremde wohnen, sich aufhalten (s. Elend). — **beissen** Z „schelten, schimpfen" noch heute im Schlesischen gang und gäbe, namentlich von bösen Weibern heisst es, dass sie immer „beissen". So sagt G 493 von der Zwietracht: sie zankt' und biss fast durch den ganzen Weg. Im Neuen Testament gibt Gal. 5, 15 „So ihr euch aber untereinander beisset", d. h. „zanket", das δακνύετε des griech. Textes wieder. — **Bitte.** Die siebente Bitte des Vaterunsers: „Erlöse uns von dem Übel". G 451 Serrantens Klapperwerk (das unermüdliche Mundwerk des Weibes) gehört zur letzten Bitte. Vgl. Hippel (Lebensläufe, herausg. von Öttingen, Leipzig, 3. A. 1893, S. 387): „Ein politisches Weib ist wahrlich das Unausstehlichste unter allem aus der siebenten Bitte", s. auch Litanei. — **Bôszt** H w echtschlesische Zusammenziehung von hd Bosheit, aber in dem Sinne: das Bösesein, Erbosstsein, der Ärger, Zorn, die Wut. Whd S. 11 b. Die Vorliebe Gs für das häufig vorkommende Z erbosen und erbost sein, berechtigt dazu, dieses Hauptwort an einer offenbar verderbten und sonst nicht verständlichen Stelle für „Lust" einzusetzen. G 579 Es fesselt mich kein Zwang gemeiner Sittenlehren, | Ich seh der Sachen Lauf mit andern Augen an | Und glaube sonder „Lust" den Satz mit anzuhören, | Dass zweimal fünfe zehn und Narren glücklich sein. Bôszt ist offenbar auch an einer anderen Stelle einzusetzen, wo die Ausgaben die Form Bosheit haben (G⁴ 425, G⁶ 826), wo aber das Versmass ein einsilbiges Wort verlangt: Dass jener Narr aus blinder Bosheit ein Weib und Vieh vor eins erklärt. — **Brautsuppe** H w. Das erste Gericht beim Hochzeitsmahle, eine Suppe mit Erbsen oder anderwärts eine Biersuppe mit Rosinen, mit deren Genusse allerlei Volksglauben und Gebräuche verbunden sind (vgl. Drechsler I 266). Dann auch für das Hochzeitsmahl und für die Hochzeitsfeier überhaupt gebraucht. G 600 Man soll, ich weiss es wohl, die Brautsupp' oft besingen, | Doch hat sie sonst kein Fett, so wird mein magres Blatt | Den Gästen deiner Lust nicht heiss're Kohlen bringen, | Dieweil mein Pegasus kein gutes Futter hat. In anderen Gegenden wird die Brautsuppe, eine Nudelsuppe, den „Jungferndienern" (= Brautführern), altem Brauche gemäss, vor der Trauung aufgetischt. S. „Wir Schlesier" III 3 b. — **Brett** H s = Sitz, in der Redensart: ans Brett kommen oder bringen, am Brett sein soviel wie: Ehrensitz, Ehrenplatz, Amt und Würde. In älterer Zeit waren die Sitze, auch der Vornehmen, einfach aus Brettern gezimmert (DW 2 374). Von daher hat sich die verengerte Bedeutung der Redensart: „in die Höhe, zu Ehren und Ansehen kommen" formelhaft bis ins 19. Jahrhundet erhalten. F. Th. Vischer, Auch Einer, Volksausg. S. 351: „wenn dann gegen wildes Unmass die Gewalt wieder ans Brett kommt, . . ." Der Prosa und Dichtung des Barock-Zeitalters im 16. und 17. Jahrhundert ist die Wendung ganz geläufig, auch den Schlesiern. G braucht es im Sinne von „in die Höhe, zu Ansehen kommen", z. B. durch Heirat, in ein Amt usw. G 445 Er sucht ein hoch Geschlecht, um

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an das Brett zu kommen. G 445 . . . Ja kommt auch unter allen | Ein Mädchen ohne Geld bisweilen an das Bret . . . G 485 War wo ein Ignorant, den seines Junkers Macht | Mit samt der Kammermagd geschwind ans Bret gebracht, . . . G 472 Wie mancher ist ein Narr . . . | Und kommt gleichwohl ans Bret, so tumm er angefangen. G 866 Hätten Ehrsucht, Geiz und List die Begierden eingenommen, | Vor wie vielen wärest du da und dort ans Bret gekommen. G 1123 Um nur das Volk in Furcht und sich ins Bret zu setzen. G 989 Wie hör ich? Ist auch der bei ihr so hoch am Brete. Im Schles. ist Länge in Ein- und Mehrzahl die Regel: brät, bräter oder bräter. Reim auf verdreht G 445, Geräte 989 erweist die Dehnung. — **einbinden** Z nach alter, auch in Schlesien herkömmlicher Sitte: dem Taufkinde ein Patengeschenk in das Taufbettchen stecken. Dieses „Eingebinde" oder „Patengröschel" war meist Geld, entweder ein neues, blankes Stück oder doch sauber gewaschen und geputzt. Der Ausdruck wird dann aber auch auf andere und auf anders dargereichte Patengeschenke angewandt. (Drechsler I 189, 191.) G 588 Die Leier, so mir selbst der Phöbus eingebunden. G 1167 Der grossen Mutter tapfre Kunst | Weiss diese Lehren schon dir besser einzubinden. — **Elend** H s eig. „fremdes Land" ahd elilenti. Verengt erscheint der Sinn, in der Zeit religiöser Vertiefung nach der Reformation, indem das irdische Jammerleben gegenüber dem Zustand im Paradiese und in der Ewigkeit als „Elend" bezeichnet wird. Das Elend bauen d. h. das irdische Jammertal bewohnen (s. bauen), bei frühnhd Schriftstellern häufig, im Gegensatze dazu auch: das Elend räumen = aus der Welt scheiden, sterben (DW 3, 407). G hat die Redensart aus dem Wortschatze der halbfrömmelnden, halbschlüpfrigen Dichtung seiner Zeit übernommen. Der von ihm zuerst gern nachgeahmte Hunold-Menantes schreibt z. B.: Mit meinem Ehgemahl muss ich das Elend bauen (1, 184). Auch bei G ist die erste Bedeutung, wohnen in der Fremde, Verbannung, noch lebendig, im „Theodosius": G 1012/3 Sie sterbe — doch — nur ja — mir kommt was andres ein, | Sie mag das Elend baun und unsern Hof verlassen, sagt der Kaiser (3, 5) von seiner verstossenen Gemahlin. Auch später noch braucht G den Ausdruck ohne religiöse Färbung für ein kümmerliches Leben. G 625 Ich habe schon genug, bringt mich nur Gott zur Ruh, | Dass ich mit dir, mein Kind, dies Elend bauen könne. G 579 Indessen, weil ich noch mein nasses Elend bauen | Und durch viel Kreuz und Not mein Leben schleppen muss. G 784 Jedoch, wer fragt nach dem, wenn nur die treue Braut Das Elend dieser Zeit mit uns verträglich baut. Nur einmal ist die Redensart deutlich religiös: G 74 So will ich dir mit treuem Herzen | Die ganze Lebenszeit vertraun — Und als ein Christ mit klugem Scherzen | Das Elend dieses Lebens baun. — **erbôsen** 1) böse, zornig werden; davon erbôst, wofür in der engeren Heimat Gs meistens verbôst gesagt wird. So: erbôst sein G 77, 414, 710, 980, 1025, 1159. In der Stelle N² 236 ist „erbosst" eine Textverderbnis für „verhasst". Das werte Schlesien ist meinem Musenorden | Teils durch der Pfaffen Groll, teils durch der Missgunst List, | So ängstlich, so erbost und so zum Abscheu worden, | Als einem Isaschar der beste Frischling ist. Das richtige, hierher allein passende „verhasst" hat die Parallelfassung

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

G⁴ 1122. Ebenso steht in der 6 Aufl. (Straube) S. 502 verhasst gegenüber S. 503 erbost. 2) böse, zornig machen; z. B. G 928 sie will dich erbossen (vgl. DW III 734); auch reflexiv, G 203, 495, 668. Das s ist eigentlich stimmlos, dann aber im Schles. zwischen Vokalen stimmhaft geworden. — **Finkeljochem** H m Branntwein geringster Sorte; aus der Gaunersprache, dem Rotwälschen; jochem ist, wohl mit Anlehnung an den Namen Joachim, aus hebr. jajin „Wein" verderbt. Finkel gehört zu rotwelsch finkeln fünkeln „brennen" (< Funke). Im Schles. ist finkeln und fünkeln = hd funkeln. Whd S. 24 a. G 945 . . . harten Pompernickel . . ., den bloss das Musquetier-Geschlechte in Finkeljochem riechen kann. G 467 Wenn Evens Näscherei und ihrer Tochter Kuss nach Finkeljochem stinkt. — **flennen** Z mit verzogenem Munde weinen, im Schles. überhaupt: weinen. Whd S. 22 a. ahd flannen den Mund verziehen, vgl. mhd vlans und nhd Flunsch. G 405 So lass ich mich darum in keine Tränen ein | Und mag darüber nicht ein Flenne-Balzer sein. Balzer (= Balthasar) hierbei als typischer Name wie sonst Hans und Michel, auch Barthel: Faselhans, Tapermichel, Saubarthel Whd S. 7 b verzeichnet noch die Ausdrücke: Engelbalzer, Blökabalzer (DW 1 1095) und Plischebalzer (aus Gomolke). S. 54 a auch Flenn-Liese. — **Fontange** H w Haarputz der Frauen, als Gegenstück zur Allongeperücke der Männer, modisch von 1660—1715, benannt nach der Herzogin von Fontanges, einer Geliebten Ludwigs XIV. — **Funze** H w schlecht brennendes, geringes Licht oder Lämpchen, Whd S. 24 b, sonst im östl. Mittel- und Süddeutschland Funse, Norddeutschland Funsel. Ein Wörterbuch vom Jahre 1632 (Kilian Dufflaeus = Kiel aus Düffel Etymologicum teutonicae linguae) hat die Wortform voncksel Zunder Zündstoff. Im bayrischen steht dazu: funkezen fünkezen = funkeln. Das Wort ist also von Funke abgeleitet: Funkeze > Funkze > Funze, ebenso wie Blitz aus Blick (Blickeze > Blickze > mhd blitze) mit Ausfall des k. G 1100 Wir steckten Fremden nur die Heller-Funzen an, | Dir aber musste stets der Tisch mit Kerzen prangen . . . — **galant** f die kennzeichnende Benennung der Ausdruckskultur des Barockzeitalters, 17. und 18. Jahrhundert, in Kleidung, Gesellschaftssitten und Sprache, die auch von G in auffallenden Zügen verspottet wird. Die Mode liebt das Auffallende und verwendet überreichlich Seidenspitzen, Bänder. Die Männer verbringen ihre Zeit vor dem Spiegel (G 414, 430), sie gehen einher wie „Pfauen in bunter Majestät" (G 457), mit Halskrausen, Damastwesten (N² 247) und Puderperücken, sie tragen „Dose, Stock und Uhr" und lassen ihre Finger beständig daran spielen, vergeuden stark duftende Essenzen, so dass sie „nach ganzen Apotheken riechen" (G 430). Die Frauen prunken im Steifrock (G 414) und Haaraufsatz (N² 255) und parfümieren sich mit Bisam und Rosenöl (G 467); insgeheim lieben sie die Branntweinflasche (G 465, 467) und vertreiben sich die Zeit mit schlüpfrigen Romanen (G 590, 1085). Der Verkehr ist auf eine heuchlerische, nur nach aussen hin glänzende Geselligkeit eingestellt, bei der der „Hausfreund" seine zweifelhafte Rolle spielt und bei der es vor allem gilt, den nächsten zu „verschneiden", d. h. zu verleumden (G 79/81) und sich gegenseitig „galant zu betrügen" (G 82). So wird „galant" geradezu zu: „verlebt, hochmütig, gewissenlos" (N² 246/7). Die galante Sprache ist gespreizt und

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwülstig, sie umgeht mit voller Absicht alle natürlichen Ausdrücke, vor allem verwendet sie mit Vorliebe französische Fremdwörter: G 431 . . . Ma chère, ma charmante, was fehlt, was ist's, was fällt ihr drein? | Wie hält's, mon cœur? Sie werden blass. Mon Dieu, hab doch Erbarmen! | Mon ange fasse nur den Arm! Ach Himmel, welch ein trostlos Carmen | Erzwäng ich, wenn Sie jetzo stürben! Ach lassen Sie mich doch verstehn, | Was jetzt vor traurige Penséen in Ihrem Cerebellchen gehn! G weiss die galante Dichtung in seinen späteren Jahren gut zu verspotten, z. B. G 376 (1721), hat aber anfänglich in ihren Fesseln gedichtet, vgl. G 777 (Januar 1713). Kennzeichnend für die galante Dichtung sind besonders gewisse, mit Vorliebe angewandte Modewörter und -wendungen so: allerliebst, angenehm (a. Kind, a. Blick), artig (a. Bräutchen, a. Gedanken, a. lügen), aufgeräumt (a. Gemüte, a. Sinnen), empfindlich, munter, nett (n. Lied, n. Glieder), niedlich (n. Gedanken), gemein (= gewohnheitsmässig und weitverbreitet), ungemein (= aussergewöhnlich, besonders geartet), zärtlich, zierlich — das Gedicht heisst ein schlechtgesetztes Lied, ein lahmer Vers, ein ungereimter Reim, ein schlechtes dürres welkes Blatt, die schreibende Feder ein schwacher matter Kiel. Sehr beliebt ist in der poetischen Satzbildung die sog. Anaphora, die mehrmals nacheinander gesetzte Wiederholung derselben Anfangsworte, wie z. B. G 334: Nun kriegt — Nun sieht — Nun findet — Nun flieht — Nun blüht — Nun werden — Nun wird — Nun stirbt — oder G 225 sechs mit „soviel" anfangende Nebensätze (Priamel). Überhaupt ist Wiederholung und Häufung derselben Satzbestandteile sehr beliebt. G 673 stehen zwölf Prädikate in einem Satze in zwei Versen, G 689 und N² 18 je acht Objekte, G 691 in zwei Versen elf Vokative. Die Satzglieder werden in korrespondierender Reihenfolge gestellt, so Subjekte und Objekte G 477 Wenn Schatten Stern und Schlaf Welt, Luft und Augen füllen, oder Hauptsatz und zugehöriger Relativsatz G 696 Gesegnet sei der Tag, gesegnet sei die Kammer, der unsern Bund gesehen, die unsern Kuss gehört. — **gedrange** E enge, eng zusammen gedrängt, mhd gedrenge; in der Schriftsprache (Schiller gebraucht es noch, „auf gedrangem Steg" Kraniche des Ibykos), jetzt geschwunden, in schles. Mundart noch üblich, vgl. Whd 15 a. G 981 „in dem gedrangen Schranke", N² 29 „dem macht die Furcht den Raum gedränger". — **Geklünsel** H s zu klinseln verdriesslich, weinerlich reden, auch eigensinnig klagen und jammern. So von einem üblen Weibe: G 467 Bald aber zeigt sie uns den gröbsten Einfaltspinsel | Und martert unser Herz mit törichtem Geklünsel. — **Gevatter** H m „zu Gevattern stehn", Redensart der Studentensprache = auf der Pfandleihe versetzt sein. G 167 Der Stiefel lauft schon von den Füssen Und muss nun zu Gevattern stehn. Hier scheint dem Versatzgegenstande die Rolle des Gevatters zugesprochen zu sein. Anderwärts wird der Pfandleiher und Geldborger als „Pate" bezeichnet. G 480 Dein Bressler riecht es wohl. Ach wär' er jetzt so gross | Und risse noch einmal den Rock vom Paten los! — **haben** Z 1) „es hat" = es gibt, ist vorhanden; diese mundartliche, auch im Schles. verbreitete Wendung slawischem oder gar französischem Einflusse zuzuschreiben, liegt kein genügender Grund vor. G 664 Herr Bruder, sag es uns, wo geht die Reise zu? | Nach Holland nimmermehr! Hier hats zu viel

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Moräste. — 2) ausbaben = zu Ende sein. G 851 Hier schweigt endlich der Verfolger und hier hat die Missgunst aus — heisst es in einem Leichengedichte. — **hauben** Z eine Haube aufsetzen. Volksbrauch ist, dass gegen Ende der Hochzeit, wenn der Brautkranz „ausgetanzt" ist, die junge Frau von den anderen Frauen eine Haube als Zeichen ihrer neuen Würde aufgesetzt bekommt, „unter die Haube kommt" (Drechsler I 276). G 504 Wer, sag ich, . . . herzuschnattern weiss . . . | Welch Weib des Isaacs Braut am Hochzeitabend haubte | . . . Der heisst galant gelehrt. Nr. 178 „Frau" das ist mir ungelegen, denn du bist noch nicht gehaubt. — **Heiland** H m, der Heilende, eig. Partizip. In älterer Sprache wird das Wort noch allgemein, wie zum Teil heute noch, in profanem und appellativem Sinne gebraucht. So auch bei G öfters, z. B. 992 Medic: Dies wünschet dero Knecht. Theodos: Der jetzt von mir den Titel des Heilands wohl verdient. G 422 Als wenn man ihn zuvor der Länder Heiland hiess (d. Römer Curtius). G 717 Damit . . . die so grosse Not des Heilands Grösse priese (August der Starke). G 451 Bis endlich noch der Tod sein Heiland werden musste. G 103 Endlich steht ein Heiland auf, der das Joch der Knechtschaft wende. — **Husche** H w Griff ins Haar, Haarzausen. In besonderem Sinne bei Logau (Sinngedichte Nr. 2269): Calvus, der ganz kahl am Kopfe, meint man, werd ans Holz noch kleben. | Sorgt drum selbsten, wie der Henker ihm wird doch die Husche geben (DW). Hier also der Griff des Henkers in die Haare des armen Sünders vor dem Beilhiebe. huschen Z bei Holtei = raufen, sich in die Haare geraten. Daneben, auch schriftdeutsch = leicht und schnell sich fortbewegen. Daher auch Husche H plötzlicher kurzer Regenguss. G 418 Der mache sich geschickt bei Zeiten einzupacken, | Soll ihm die Schwarte nicht von mancher Husche knacken. Das Raufen der Haare. — **jährlich** U = im vorigen Jahre. G⁴ 123 Er steht, beschleusst und ficht schon wieder | Und, wo er jährlich Palmen brach, | Erweitert er so Grenz als Glieder. — **Krien** H m. Die schlesische, aber auch im Nürnberger vocabularius theutonicus von 1482 belegte Wortform von Kren = Meerrettich. Nur landschaftlich, bayrisch-österreichisch und schlesisch. Whd S. 47a: aus dem Slavischen (chren kren cren chrzan) in die ostdeutschen Mundarten eingedrungen. G 974 Das Wörtchen fährt ihm in die Nase, | Wie Niesewurz und junger Krien (Reim auf: Paulin). In dieser Theodosiusstelle ist das Wort der lustigen Person (Polylogus) in den Mund gelegt. — **Kuh.** „Die Kuh am Schwanze nehmen" in sprichwörtlichem Gebrauche: G 447 Denn wem die Kuh gehört, der muss sie ohne Schämen, | So wie der Deutsche spricht, fein selbst am Schwanze nehmen. G 418 Wer . . . seine Kuh nicht bei dem Schwanze zeucht. Die Redensart geht auf althergebrachte Sitten beim Stallwechsel des Rindviehs zurück. Neugekaufte Kühe, Schweine usw. werden rückwärts, also am Schwanze in den Stall gezogen, auch das abgewöhnte Kalb führt man rückwärts in seinen Stand. (Drechsler II 102, 118.) „Rübezahl" XII (1873) S. 239 verzeichnet als sprichwörtliche Redensart: „Wem die Kuh gehört, der nimmt sie beim Schwanze" (Riedel, Volktümliches vom und am Zobten). — **lamper** E und U behaglich, angenehm, wohlig. Der Wortstamm lamp steht im Ablautsverhältnisse zu Glimpf, mhd gelimpf glimpf Angemessenheit, artiges Benehmen. „Rübezahl"

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

VII 357 verzeichnet die Redensart: „mir ist lamper". N² 179 Denn wenn Winter, Reif und Schnee uns im kalten Lager kränken, | Scheint doch keinem was so lamper und so zärtlich wohl zu tun, | Als wenn ohngefähr zwo Augen neben uns handgreiflich ruhn. — **langsam** E U abweichend vom schriftsprachlichen Gebrauche, spät, zu später Stunde. So im Schles. häufiger, z. B. die Frage nach der Tageszeit: „Wie langs'm is's denn?" So bei G 970 Mein Magen mahnt mich schon. Drum muss es langsam sein. G 1053 Ach, so verzeih der Tat, die ich an dir verübt, | Indem ich dich jüngsthin so langsam aufgehalten. Aber auch in den anderen Stellen, wo die Verbindung langsam kommen in schriftsprachlichem Sinne aufgefasst werden kann, schimmert die mundartliche Bedeutung durch: G 1058 Ich komme ziemlich spät, doch langsam nährt sich auch. G 1122 Doch was so langsam kommt, das gönnt man nur der Wand. Dafür N² 236 Doch wer zuletzte kommt, den gönnt man nur der Wand. G 434 Und kommt er langsam von dem Trunke, so sucht er seine Raserei, Nachdem die Magd nicht recht gewollt, an meiner Unschuld auszugiessen. N² 114 Schreit, Hirten, Berg und Tal, weil ihr der Tod zu früh | Und mir zu langsam kommt. — **Laus deo.** In der Crailsheimschen Liederhandschrift der Berliner Staatsbibliothek (A. Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit, Berlin 1899) S. 511 Nr. 280 (bei Kopp S. 228) liest man in Str. 5: „Dem Schuster ist sein Geld gezählet, der sein Laus Deo hergeschickt." Und in Jean Pauls „Flegeljahren" Nr. 17 (Reclam S. 127) steht: „Der Elsasser tanzte reichgekleidet und lustig — obgleich seine Te deum laudamus in Laus deo bestanden —" Dazu in Fussnote: „Unbezahlte Rechnungen". L. d. ist eine Rechnung, die im Vordruck oder vornan geschrieben als dankbaren frommen Herzenserguss nach vollendeter Lieferungsarbeit die Worte Laus deo enthielt, wie der Schlesier noch heute nach vollbrachtem Werke gerne sich mit den Worten erleichtert: „Gott sei's gelobt!" Dann gewinnt der Ausdruck die abgezogene Bedeutung: Forderung, Geldverpflichtung, Schuld. G 487 Die Mutter, die daheim zu allen Nachbarn rennt | Und vor den lieben Sohn, dem Strumpf und Hose trennt, | Ein reiches Mädchen sucht, die manch Laus Deo zahle. G 421 Als dass die Erben sich mit lustigem Behagen | Bei seiner Himmelfahrt um manch Laus Deo schlagen. G 1155 Ja, wenn mir Neukirch seinen Geist vor sein Laus Deo hiergelassen . . . G 342 Das alles macht bei kluger Müh Aus Fischern Nobili | Und aus Laus Deo Herzogshüte. — **Litanei.** In dem grossen Sammelgebete, das unter dem altkirchlichen Namen der Litanei in den Kirchengesangbüchern steht, wird eine lange Reihe von Übeln abgeschlossen mit der Bitte: „Behüt uns, lieber Herre Gott". In diese Reihe schliesst G auch die modischen Mädchen seiner Zeit ein: G 456 So muss ich klüger sein und dich in etwas lehren, | Dass Mädchen unserer Zeit zur Litanei gehören. Derselbe Gebrauch bei W. Alexis (Der falsche Woldemar, Berlin, O. Janke, 6. A. S. 340): „Dies Land gehört auch in die Litanei, davor uns Gott behüte" (s. auch Bitte). — **lorken** Z unbekannter Bedeutung. N² 179 Sachte, sachte, nicht zu grob, weil man sonst den Argwohn nähme, | Als ob jetzo dies mein Blatt von dem Zotenberge käme. | Scherzen mag man, doch nicht lorken. Jenes steht dem Klugen an, | Dieses aber zeigt die Würmer, die man nicht

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verbergen kann · Das Wort bedeutet hiernach wahrscheinlich, im Gegensatze zu klugem Scherzen, einen Spass, der Zoten enthält, wie unter Umdeutung des Namens Zobtenberg, schles. Zotabarg, angedeutet wird. Vgl. Müller-Fraureuth L. S. 183 lorke Fopperei, Neckerei. Im nd bedeutet lork Schelm, Schuft. — **Mandelbaum, Mandelblüte, Mandel.** Nach Pred. Sal. 12, 5 ist die weisse Blüte des Mandelbaumes das Abbild der weissen Haare des Greisen. So braucht G die Wendungen der Mandelbaum blüht G 134, G 762, G 794, G 809, der Baum blüht voll Mandeln G 923, die Mandelblüten kommen G 767. Das Ged. 809 lehnt sich in den Anfangszeilen auch sonst an Kap. 12 des Predigers an, das eine allegorische Schilderung des Greisenalters enthält. — **Mörge,** Merge H w Whd S. 62 a Mädchen. Poln. mercha, myrcha mit üblem Nebensinne, lit. mergà Magd, verklein. mergélė Mädchen, hieraus preuss. margelle, marjelle Mädchen, sowohl liebkosend wie auch herabsetzend. „Rübezahl" X 560 wird auch der Ausdruck „Alte Morchel" hierzu gestellt. G 999 f Siehst du nicht, wie sich die / kleine Werk-Mörge so züchtig stellt? — **Niederträchtigkeit** H w, niederträchtig E und U nach DW 1, 553 (unter dem Worte „arm") in der Schriftsprache: elend, gemein, in der Volkssprache: herablassend, gnädig. Whd S. 65 a wie allgemein, so auch schles. für herablasssend. Ein leutseliger Herr wird als niederträchtig gerühmt. G gebraucht das Wort 1) im Gegensatz zu höherem Tun und Denken, als „gewöhnlich", z. B. G 426 Die Mädchen . . . wachsen stets in eigenem Sode | Und werden unter Rauch und Küche zur Niederträchtigkeit gewöhnt; G 862 Man getraut sich nichts zu wagen; man verfällt von Zeit zu Zeit | Und gewöhnt sich ganz gelassen zu der Niederträchtigkeit; 2) mit moralischer Betonung, von niederer, unedler Gesinnung, G 201 Du Abgott niederträchtiger Sinnen, | Dich, falsches Glücke, red ich an; G 84 So lang ein Puls noch schlägt, ist Hoffnung zum Genesen; | Wer niederträchtig weint, ist keiner Hilfe wert. — **Politicus** im 17. und 18. Jahrhundert der fein Gebildete und Gekleidete, der Stutzer und Modenarr. Auch das verdeutschte Wort „politisch" hat diesen Sinn = frz. poli. G 940 Aus Komplimenten und Flattieren | Erkennt man den Politicum. Eine Musterbeschreibung eines solchen Politicus in Weises Erznarren (Ausg. v. Braune, Halle 1878) S. 32. — **Protzel** H w ironische Verkleinerung zu Protze Pratze Bratze, die Tatze des Bären oder anderer ungefüger Tiere (Lehnw. aus ital. braccio lat. bracchium Arm), verächtlich oder scherzhaft auch von der Menschenhand. N² 237 Und Quasten jeder Mops an seine Protzeln henkt (Mops = Modebengel). An andrer Stelle dient das Wort als Metapher für den „Poetengaul": G 1110 So aber werde ich aus Not gezwungen, die faule Protzel mit dem papiernen Zeichen meiner Ergebenheit forthinken zu lassen. — **Riebe** H w ist die mundartlich schlesische Form für Ribbe, Rippe. Nach 1. Mos. 2, 22 wird das Wort für Weib, Ehefrau, Braut gebraucht; so G 1082 Das Feuer unsrer Liebe | Verlöscht kein Tränenguss. | Jetzt reicht dir deine Riebe | Den letzten Abschiedskuss. N² 260 Du weisst, mein Schwesterchen, dass keine heisse Riebe | So stark und heftig brennt als eben diese Liebe; wo allerdings der überlieferte Text die offenbar missverstandene Lesart Rübe hat. Und so wird in dem Geburtstagsgedichte G 915 die Strophe 21 auch mit Beziehung auf die Geliebte

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Gefeierten zu ergänzen sein: Singt dabei: Seine Riebe lebe! In anderen Mundarten (z. B. schwäbisch) wird Rippe auch in ungünstigem Sinne für Frau gebraucht, z. B. das böse Ripp; vgl. eine böse Rippe (v. Redwitz, Stark I 63). — **Ritter.** „Arme Ritter" Gebäck aus Semmelschnitten, die in Ei gewälzt und in Fett gebraten sind, schon seit dem 14. Jahrhundert in Deutschland bekannt; auch in Schlesien üblich. G braucht es für eine ärmliche Speise in dürftigen Verhältnissen. „Arme Ritter braten" = in Not und Schulden stecken. G 458 Man gönnt es ihr zwar nicht. Doch lässt sie sich nicht raten, | So mag sie immerhin an armen Rittern braten. G 464 Der, wenn ihm nicht dein Fleiss in seinem Kummer riete, | Bei Wechselbriefen jetzt noch arme Ritter briete. — **Rocken** H m. Der Stock, um den der Flachsbausch zum Abspinnen gewickelt ist, auch dieser Bausch selber. Die Spinnstuben und Spinnabende nennt man auch Rockenstuben, Rockenabende (Drechsler I 168). Vielfach waren die Rockenstuben der Ort böser Klatschereien, und darauf bezieht sich G 501 Da klatscht, da kümmert sich das alte Trödelweib | In jener Rockenzunft um alle Spindelgrillen. — **Rübezahl.** Der Name des Riesengebirgsgeistes kommt bei G zunächst in einem bei der Koppenfahrt des Landeshuter Freundeskreises am 6. August 1722 verfassten Gedichte vor: G 550 Beschriener (d. h. berühmter) Rübezahl, du König der Sudeten, | Hilf, dass ich ohn' Gefahr auf deinen Hügeln geh. Neuerdings ist er von A. Hoffmann auch in der Handschrift der grossen Satire N² 251 „Schon wieder ein Pasquill" entziffert worden; s. die Graupesche Bibliophilenspende S. 19 = N² 257: So flucht er dem Accis und wünscht des Fürsten Zölle | Mit samt dem R(übezahl) von Stund an in die Hölle. Die Lesung wird dadurch gestützt, dass G auch sonst das schlesische Gebirge zu bodenständiger, landschaftlicher Veranschaulichung heranzieht: G 341 Riesengebirge, G 393 Riesenhügel, G 493 Riesenhöh, G 1098 Riesenberg, G 733 Riesenkopf, G 392 Dort um jenen Berg, der Schnee im Sommer heget. Hieraus erhellt zugleich die Zugehörigkeit dieser Gebirgssagen zu dem allgemeinen volkstümlichen Vorstellungskreise jener Zeit. — **Ruhe** H w. Schles.: zu, zur Ruhe lassen für „in Ruhe lassen" (ohne Artikel, wie in gleicher Bedeutung: zu Friede lassen). G 217 Die Tadelsucht . . . lässt so wenig Tracht und Beutel | Als Mienen und Person zu Ruh. — **Rumpelscheit** H s. Ein ausgetrocknetes Scheit oder Holzstück, mit dem man reibend oder aufschlagend gut rumpeln d. h. hohle dumpfe Töne hervorbringen kann. Das Wort dient dann zur Bezeichnung eines alten abgemagerten und verrunzelten auch wohl eines bösartigen Weibes, überhaupt eines Weibes, dem man sein Alter und seine Hässlichkeit vorwerfen oder das man wegen seiner polterigen Bosheit verspotten will. G 1101 Das alte Rumpelscheit begehrt noch einen Mann. G 438 f Der soll anstatt des Macherlohns ein böses Rumpelscheit bekommen, Die sieben Männern schon den Hals, wie ihr die Zeit den Zahn genommen. In verwandter Bedeutung steht „Marterholz". G 467 Sie sei, so gut sie will, so hat der Männer Leib gleichwohl ein Marterholz. — **schäckern** Z neckisch, mutwillig scherzen. Bei G auch tschäckern; heute schäkern gesprochen G 238, 925. Ob nach dem Vogelrufe (die Elster schäckert) oder nach hebr. schēqer „Lüge", ist unsicher. — **Schelfe** H w. Dünne Fruchtschale, Schote.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Whd 81 b. G 504 Man tritt den wahren Kern und sättigt sich an Schelfen. — **Schellenberg.** Name eines Berggipfels, der durch Sagen — wohl auch vom Teufel — bekannt ist (vgl. Kühnau I 271). G 341 Zu früh gekräht wird ausgelacht | Wie Tallhard auf dem Schellenberge (T. etwa = Tollhart, Name des Teufels?). — **Schnate** H w junger Zweig, schles., noch heute = Pfropfreis; bei G auch übertragen auf Abkömmlinge eines Stammbaumes. a) G 502 Aus Schnaten werden Bäume. G 952 Dein Stammbaum schlage täglich aus, | Bis einst die Nachwelt Schnaten bricht | Und um der Enkel Kronen flicht. G 1069 Sie brachen hier und da die besten Schnaten ab. b) G 1047 Denn der Erstling deiner Schnaten, | Kann der Phöbus glücklich raten, | Wird ein Alexander sein. — **seigen** Z verwandt mit seihen, eine Flüssigkeit zur Läuterung abtropfen lassen durch ein engmaschiges Gewebe oder durch ein englöcheriges Sieb (Seihe w = Sieb, Durchschlag). Bei G seigen 1) intrans. = abtropfen: G 546 Verwirf das schöne Gift, so aus der Geilheit seigt (: zeigt); und 2) trans. nach Matth. 23, 24: G 534 Indem doch euer Herz ein Pharisäer ist, | Der eine Mücke säugt (so!) und zehn Kamele frisst. — **Seiger** H m Uhr jeglicher Grösse. Whd S. 90 a; wird im Obersächs. und Schles. noch heute allgemein für Uhr gebraucht. Bei G ist die Sanduhr gemeint. G 433 Hier fiel die Klugheit in die Rede und wandte gleich den Seiger um. Es ist ein bildlicher Ausdruck, hergenommen von dem Kanzelgebrauche der Sanduhr; das Umwenden bedeutet, dass nun eine neue Rede beginnt, ein anderer Redner das Wort hat. Sonst verwendet G die Sanduhr nur, um die Lebensuhr zu bezeichnen, mit dem Herabrinnen des Sandes verrinnt die Lebenszeit. So besonders in ernsteren und religiösen Gedichten. G 675 Läuft unser Seiger aus, so hilft hier kein Verweilen. G 841 Doch genug, die Stunde kommt und der Seiger läuft zum Ende. G 110 Mein Seiger ist gewiss bald leer. G 1018 . . . die Stunde rückt heran, | Die meine Jahre schleusst, die Arbeit ist getan, | Der Feierabend da, der meiste Sand verflossen, | Der Seiger ziemlich leer. G 1163 Der Seiger ist bald aus. G 230 Sobald die letzte Stunde des Lebens Seiger leer gemacht. G 692 Sobald das letzte Korn durch meinen Seiger fällt. Daneben gebraucht er in dieser Deutung auf die Lebenszeit auch den Ausdruck „Sanduhr" und gelegentlich auch „Stundenglas": G 641 Denn wenn der Kummerstein von jedem Körnchen wächst, | Das durch Sanduhr fällt, die seine Tränen zählet, . . . G 816 Denn bricht die Vorsicht schon das Stundenglas in Stücke, | So lässt die Kunst den Arzt, sowie der Leib den Geist. Dagegen erscheint die Zeitmessung für das praktische Leben durchweg an der Schlaguhr. Nur verbindet sich auch hier die Alltagsbeobachtung gerne mit dem Gedanken an das Ende der Lebenszeit: G 640 Kaum schlug der Seiger drei . . . G 1098/9 Der Seiger hemmt den Kiel . . . es schlägt schon drei. G. 559 So fiel der neunte Seigerschlag sowohl in Herz als Ohren. G 76 Dass kein Fall sein Ohr betrübe, das vielleicht den Seiger misst. G 994 Ein jeder Seigerschlag kann auch zu Grabe läuten. G 871 Ach, wie sehnte sich dein Ohr nach dem letzten Seigerschlage. G 846 Lass . . . den letzten Seigerschlag als mein Hallelujah schallen. Eine abweichende Bezeichnung erfährt die Sonnenuhr, die im Anschluss an die biblische Sprache (2. Kön. 20, 9—11;

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jes. 38, 8) der Zeiger d. i. der Sonnenzeiger genannt wird. G 841 Lass den Schatten an dem Zeiger einen Grad zurückegehn. Zeiger ist in diesem Gebrauche zugleich eine Umdeutung von Seiger. Der Schlesier sagt in diesem Sinne auch Weiser oder Weisler. — **Sod** H m. 1) Das Sieden, Aufwallen, 2) die Brühe mhd sôt, 3) der Brunnen mnd sōt, zu Z sieden. Weigand 2, 880. Schriftdt. selten, im heutigen Schles. nicht nachgewiesen s. Whd 90 b, doch im 16.—18. Jahrhundert häufig begegnend in der Bedeutung: das Ausgesottene, die Brühe oder Suppe, z. B. Gryphius Horribilicribrifax: „Herr, ich esse nicht nur Sod, es muss auch Fleisch drinnen sein". Namentlich in den Redensarten: im Sode, im eigenen Sode liegen = nach angeborener Art, besonders in roher, ungebildeter Art leben, so auch: im Narrensode schwimmen. G hat das Wort 1) = Brühe, Suppe: G 446 Ach, Mutter, soll ich denn das Schwarzsod gelbe machen? G 392 Er kriegt vom Monde nichts, auch nichts vom Kindelsode. 2) aber auch in übertragenem Sinne = ungebildete Lebensart: G 240 Es heisst, ich läg im Sode und wäre nicht gewandt. G 504 Der heisst galant gelehrt, ich rede mit der Mode, | Crispin ist so ein Fisch, jedoch aus ärgerm Sode. G 426 . . . Sie wachsen stets in eignem Sode | Und werden unter Rauch und Küche zur Niederträchtigkeit gewöhnt. G 1106 Ein jeder Narr in seinem Sode: so wandelt die verkehrte Welt. G 921 Ein jeder schwimmt im Narrensode. G 831 . . . Wir lieben jetzt aus Hochmut, Geiz und Mode | Und fälschen jeden Kuss mit bittrem Narrensode. Der Kindelsod ist die beim Taufschmause in Schlesien beliebte gelbe Suppe, eine Bier- oder Milchsuppe mit Safran, Zucker und Eiern, kleinen Semmelwürfeln und mit Zimt, Mandeln und Rosinen bestreut, s. Drechsler I 199. Nach der angezogenen Stelle G 392 hat auch der Arzt Anspruch auf Anteil an der Kindelsuppe, jedoch nur der verheiratete. Auch bei der anderen Stelle G 446 handelt es sich um die gelbe also die Kindelsuppe, die die unerfahrene, modisch verbildete junge Frau nicht herzustellen versteht. — **stärzen** Z aus mhd sterzan sich rasch bewegen, = engl. start aufspringen, losbrechen, im Ablautverhältnisse zu stürzen, das im hd die intrans. Bedeutung „sich schnell bewegen" neben der trans. „rasch umkehren" mit übernommen hat. In der Mundart heisst stärzen oder sterzen wegziehen, umziehen von einer Wohn- und Dienststätte zur anderen, besonders gebraucht vom Gesinde, das die Lade oder Truhe mit seinen geringen Habseligkeiten auf einem Gefährt beförderte, wobei der Stärzbranntwein getrunken und allerlei Scherz und Unfug getrieben wurde (Whd S. 96a). Der althergebrachte „Stärztag" der Knechte und Mägde war der 2. Januar (Drechsler I 50). Aber auch von selbständigen Einwohnern wird auf dem Lande und in kleineren Städten verhochdeutschtes „stürzen" für „umziehen" gebraucht. G 1039 Ihr Mägde, gute Nacht! Seht eur Polylogus, | Der jetzt mit Sack und Pack vom Hofe stärzen muß, | Empfiehlt sich eurer Gunst . . — **stöbern** Z transitiv: aufscheuchen. Ableitung von einem H Stöber mhd stöuber zu stäuben stieben d. h. wie Staub auffliegen machen. Stöber ist der Jagdhund zum Suchen und Aufscheuchen. Hiervon unterschieden ist intr. stöbern staubartig umherfliegen, als Iterativ zu einem nd Z stöven stöben = stieben. Schles. stäbern, Stäberwâter = Stöberwetter. Bei G nur das trans. Wort in der niederen Redeweise

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der lustigen Person (Polylogus) des „Theodosius“. G 1002 Wie schön wird es sein, wenn dir zum Trinkgelde für deine Kuplerei ein Paar birkene Kehrbürsten die Flöhe von dem Rücken stöbern werden! — **talen** Z einfältig reden, albern, vgl. das abgeleitete schles. „tälschen“. Das Wort, obd in der Form dalen, ist auch schriftsprachlich viel bezeugt. G 241 Küsst man euch, so heisst es talen. G 436 Schlaf, Essen und im Bette talen ist alles, was er tut und weiss. G 446 . . die Frau, die nichts im Hause tut | Als nascht und murrt und talt und auf- und abspaziert. G braucht das Wort nicht dem Menantes entnommen zu haben, der ein Gedicht beginnt: „Ich habe nicht getalt“; das Wort wird für Schlesien auch bezeugt durch die Bezeichnung des Palmsonntagsmarktes in Warmbrunn als Tallsackmarkt, weil dort ein aus Semmelteig hergestelltes mannähnliches Gebäck feilgeboten wurde, das der „Tallsack“ hiess, d. h. possierlicher, alberner Kerl (Sack als herabsetzende Bezeichnung einer Mannesperson wie in Märsack, Labersack). S. Drechsler I, 76, 97; Nentwig im Wanderer aus dem Riesengebirge 1901 S. 22. — **Tier** H s in übertragenem Sinne für ein schlechtes Weib, wie das G an einer Stelle ausdrücklich tadelt: G 425 Dass jener Narr aus blinder Bosst ein Weib und Vieh vor eins erklärt, | Das ist vielmehr der schärfsten Peitschen als vieler Widerlegung wert. Trotzdem macht G selber, wo es sich um besonders verächtliche Gestalten handelt, von dieser Gleichsetzung Gebrauch: G 447 Betracht einmal, mein Freund, die dicken Polster-Tocken, | Die so verzärtelt sind, dass Seife, Zwirn und Rocken | Die Haut kaum rühren darf. Wie will ein Mann bestehn? | Sein Amt sei noch so reich, er muss zu Grunde gehn, | Weil so ein blindes Tier sich bloss mit Faulheit fretzet | Und von der Magd erst lernt, wie man die Töpfe setzet. G 451 . . Selimor . . Der, glaub ich, diesen Tag noch keine Grabschrift hätte, | Wofern ihm nicht sein Tier nach angemasster Macht | Die Hosen aus der Hand, die Furcht ins Herz gebracht. Im Gegensatze zu den widerlichen Huldigungen vor den vornehmen Damen der Gesellschaft in der galanten Zeit, zeigt dieser Ausdruck den scharfen sozialen Zwiespalt. — **Violet** H s bläuliches Barett, mit dem der junge Doktor bei der Promotion geschmückt wird; auch von G (647, 171) „der blaue Hut“ genannt. — **zeitlich** 1) E in der Zeit, im zeitlichen d. h. irdischen Leben. G 232 Lobt den, durch dessen Vatergüte | Mein zeitlich Kreuz so bald vergeht. 2) U frühzeitig, früh, bald; daher: zu zeitlich = zu früh, vorzeitig; so auch heute in schles. Mundart. Whd S. 108a zitiert Opitz: „zeitlich oder spat“, zeitliches Frühjahr, zeitliche Kartoffeln. G 617 Als dass das trübe Dacht des schwarzen Todeslichts, | Das meinem Liebsten glimmt, auch mir fein zeitlich brenne. G 763 Die Güter rechter Eh', um die du zeitlich kommen | Und die dein liebster Schatz mit in den Sarg genommen. G 1087 Sagt, Armen, die er jetzt zu zeitlich noch verlässt, | Hat er die Tränen Euch im Leben ausgepresst?

Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY

Mittelalterliche Wandererzählungen in Oberschlesien.

Von Josef Klapper in Breslau.

Als der Franziskanermönch Nikolaus von Kosel mit seiner Ernennung zum Sakristan in Jägerndorf (Krnovia) sein schlesisches Wanderleben im Jahre 1421 abschloss, das ihn aus seiner Heimatstadt Kosel über die Ausbildungszeit in Oberglogau nach Olmütz und zurück nach Oppeln geführt hatte, machte er auch seinen letzten Eintrag in das Buch, in dem er während der Jahre 1416 und 1417 alle seine Schul- und Berufsweisheit niedergeschrieben hatte und das uns so zum treuen Spiegel des geistigen Lebens der Zeit wie auch des volkstümlichen Wirkens eines zweisprachigen, doch deutschgesinnten Mönches in Oberschlesien geworden ist[1]). In die Fülle der für die Volks- und Kulturkunde der deutschen Siedler Oberschlesiens wichtigen Stoffe, die diese Handschrift birgt, sind auch mehrere Erzählungen eingestreut, die dem Bruder zur Belebung und Veranschaulichung seiner Predigten vor dem Volke dienten. Diese Geschichten, in die sich Legende, Sage, Parabel und Schwank teilen, stellen die älteste, bis jetzt bekannt gewordene Überlieferung der Predigtexempel im gemischtsprachlichen Oberschlesien dar. Sie zeigen, wie mit der deutschen Einwanderung aus Deutschland moralisierende Erzählungsmotive mit eindringen; sie enthalten in der Eigenart ihrer Weiterbildung wertvolle Gegenstücke zu den bisher bekannten Fassungen. Somit sind sie wert, der Exempelforschung erschlossen zu werden; die folgenden Übersetzungen geben möglichst genau den lateinischen Grundtext wieder. Wo diese Wandergeschichten ihre Pflege fanden, ehe sie durch Deutschland verbreitet wurden, zeigt die Tatsache, dass drei von den acht hier zu behandelnden Geschichten ihre Gegenstücke in der französischen Erzählungsliteratur haben.

1. Die Erzählung vom Eimer des Büssers begegnet in dem altfranzösischen Fabliau vom Ritter mit dem Fässlein[2]), wohl aus

---

[1]) Handschrift I. Q. 466 der Staats- und Universitäts-Bibliothek zu Breslau. Vgl. meinen Aufsatz: „Kirchliches Leben in Oberschlesien vor 500 Jahren" in der Sammlung: „Aus Oberschlesiens Vergangenheit und Gegenwart" Heft 2, hg. v. Staatsarchivar Dr. Randt, Heimatverlag Oberschlesien, Gleiwitz 1922, S. 1—20.

[2]) Literatur: O. Schultz-Gora, Zwei altfranz. Dichtungen, Halle 1916,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem 13. Jahrhundert, wovon Wilhelm Hertz im Spielmannsbuche (3. Aufl. 1905 S. 218—236) eine freie Übertragung gegeben hat.

2. Die aus Schillers Ballade vom Gang nach dem Eisenhammer bekannt gewordene Erzählung[1]) gehört zu dem beliebtesten Exempelgute des Mittelalters, so dass es nicht auffällt, wenn wir ihr auch bei Nikolaus von Kosel begegnen.

3. Die Geschichte vom Mönche und den Gänslein hat ihren Siegeszug durch die abendländische Welt angetreten, seitdem aus der lateinischen Übersetzung des Barlaam und Josaphat (geschrieben zwischen 620 und 634) die Erzählung von dem Königssohne bekannt wurde, dem die Frauen, die er erblickt, als Dämonen bezeichnet werden[2]).

S. 71 ff: Le Chevalier au Barisel, wohl pikardisch. G. Paris, Récits et extraits des poètes et prosateurs du moyen âge, 2. éd. (1898) p. 126. G. Gourdon, Chansons de geste (1903): La Pénitence du Chevalier. — Eine ältere franz. Fassung: O. Schultz-Gora a. a. O. S. 129 aus den Vies des Pères; vgl. Méon, Recueil de fabliaux, Paris 1808, I 208. Unserer Variante stehen näher die Fassungen in Herbert, Catalogue of Romances in the department of manuscripts in the British Museum III (1910) 588 Arundel 506 Bl. 56 v, XIV 1 Jh., früher dem Michaelskloster bei Mainz gehörig: Robber, ordered as penance to fill a flagon from a stream flowing upwards, fills it with a contrite tear; Cat. of Rom. III 344 Additional 32678 Bl. 99, XIII. Jh., Vies des anciens Pères, franz. Verserzähl., gedruckt bei A. Weber, Handschriftliche Studien (1876) S. 60; in der gleichen Hs. findet sich auch eine kürzere Verserzählung vom Chevalier au Baril, Bl. 45 v, Herbert S. 341; zu dieser Fassung ist zu vergleichen Cat. of Rom. II 664 u. III 642 Burney 361 Bl. 146 b, XIV 2 Jh.; III 380 Additional 11284 Bl. 18 v, XIV 1 Jh. (Speculum Laicorum): Jar filled as penance with a single tear mit der Quellenangabe In vitis patrum; ebenso Cat. III 459 Harley 3244 Bl. 74 v, XII 2 Jh.; Cat. III 475 Egerton 1117 Bl. 189, XIII 2 Jh.; Cat. III 682 Harley 1288 Bl. 34 v, XV 1 Jh. Barrel (costrellum) filled with a robbers contrite tear. Schultz-Gora erwähnt S. 84 eine Predella in der Kirche zu Bingen bei Sigmaringen mit einem Relief, das den Ritter mit dem Fässchen darstellt.

[1]) Über die ebenfalls in den Vies des Pères vorhandene französische Versdichtung vgl. Gröber, Grundriss der roman. Philologie II 1 (1902) 916; A. Weber, Handschriftl. Studien S. 9. Weitere lateinische Fassungen und Literatur: J. Klapper, Erzählungen des Mittelalters (1914) 341 u. 377; Mussafia, Marienlegenden IV S. 39 Nr. 373 und S. 43.

[2]) Die französische Überlieferung dazu ist zusammengestellt in den Oeuvres de Lafontaine, éd. Ad. Regnier V 3, wo auch handschriftliche Parallelen aus Stephan von Bourbon und Jacobus a Vitriaco erwähnt werden. Lafontaine entlehnte seinen Conte: Les oies du frère Philippe der Einleitung zum 4. Tage des Decamerone. Die altdeutsche Überlieferung kennt Daz Genselin (v. d. Hagen,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

4. In die Reihe der beliebtesten Marienwunder ordnet sich die Legende von der Entstehung der Sequenz Salve, mater salvatoris mit dem Verse: Salve, mater pietatis et totius trinitatis nobile triclinium. Sie verdankt ihren Ursprung dem Westen; als Dichter der Sequenz gilt der berühmte französische Theologe Adam a. S. Victore, der 1192 starb. Seit Ende des 14. Jahrhunderts ist die Legende in der schlesischen Dominikanerüberlieferung nachweisbar [1]).

5. Die fälschlich auf Beda den Ehrwürdigen zurückgeführte Überlieferung von der Weissagung des heidnischen Toten über die Geburt Christi ist in Predigten und Chroniken des Mittelalters öfters zu treffen. Die Auffindung des Heidengrabes wird in die Regierungszeit Konstantins VI. ins Jahr 782 verlegt. In schlesischen Handschriften des 15. Jahrhunderts findet sich der Bericht an zwei Stellen [2]).

6. Zu dem Abenteuer der Wahrheit und der Lüge, das an deutsche Märchenmotive anklingt, liegt keine entsprechende Überlieferung vor. Doch ist der Rat der Teufel in der Höhle wohl aus den Dialogen Gregors in diese Erzählung übergegangen [3]).

7. Ob die Kirchweihfeier von St. Salvator wirklich auf Rom hinweist, wie es in der Erzählung von der Christenmagd im Judenhause angegeben ist, kann noch nicht entschieden werden, da ähnliche Erzählungen nicht vorliegen.

8. Auch die Grabschrift: „Pietas divina, peccatorum medicina, te potest salvare, si vult. Sed nescio, quare“ hat bisher

---

Ges. Abenteuer II Nr. 23) aus einem Kloster Drahov. Unserer Fassung entspricht Odo de Ceritona (Eudes de Cheriton = Hervieux, Léop., Les Fabulistes latins IV (1896) Nr. 52; vgl. auch Joh. Herolt, Promptuarium exemplorum Discipuli, exempl. XXIII sub littera L; ferner Herbert, Cat. of Rom. III 5 Nr. 8 und III 65 Nr. 59, wo die Ziege an die Stelle der Gänse getreten ist, während in den Latin stories (London 1839—43) Nr. 78 Gänse genannt sind.

[1]) Vgl. J. Klapper, Erzählungen des Mittelalters S. 271; Chevalier, Repertorium hymnologicum, Nr. 1851.

[2]) Handschrift IV. F. 63 der Staats- u. Univ.-Bibl. zu Breslau, Predigten aus dem Anf. d. 15. Jh., Bl. 71 v; ferner IV. F. 54 Bl. 195 v v. J. 1467: Chronik des Joh. Hagen.

[3]) Dial. III c. 7; vgl. Odo de Ceritona in Herbert, Cat. of Rom. III 76 Nr. 182, wo die Teufel einen Bischof verführen wollen und von einem Juden belauscht werden; ähnlich Cat. of Rom. III 11 Nr. 61.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kein Gegenstück. Aber Nikolaus hat auch sie gewiss der Predigtexempelüberlieferung seiner Zeit entlehnt.

Texte.

1.

Ein Karfreitagswunder.

[Bl. 49 r.] Man liest von einem Räuber, der in einem ungeheuren Walde lebte, durch den die Landstrasse führte. Der Räuber hatte schon die furchtbarsten Verbrechen begangen und viele Menschen ermordet, die auf der Strasse vorübergekommen waren. In dem Walde stand eine Kapelle, die fast ganz verlassen war. An einem Karfreitage nun kamen zu jener einsamen Kapelle fromme Pilger, die schon andere Kirchen in jener Gegend besucht hatten, um das Leiden des Herrn in Liebe zu betrachten.

Der Räuber aber lauerte am Wegrande und dachte herzlich wenig darüber nach, wie grosser Verehrung dieser überaus heilige Tag würdig sei, der Tag, an dem die Himmel offen stehen, an dem die Erde ist voll der Erbarmung des Herrn, der Tag, an dem wir in Anbetung des Leidens und des Blutes unseres Heilandes gedenken. Im Herzen des Räubers regte sich nur der eine Wunsch, diese Wallfahrer zu ermorden, wie er es schon mit so vielen anderen getan hatte. Doch als er sie näher kommen sah, wie sie so ohne alle Waffen mit ihren Wanderstäben barfuss dahinzogen, eilte er verwundert auf sie zu und fragte, was sie hier wollten, warum sie gerade an diesem Tage in den Wald gekommen seien, wo sie doch sonst das ganze Jahr hindurch nicht hinkämen. Die Pilger erschraken, doch dann antworteten sie: „Heut ist der heilige Karfreitag, an dem uns alle der Herr durch sein bittres Leiden und Sterben vom ewigen Tode erlöst hat. Die ganze Welt ist ihm an diesem Tag zum Dank verpflichtet für seine heilige Marter.“ Diese Worte rührten auch des Räubers Herz, und tief seufzend spricht er: „Wie gerne wollt ich auch dem Herrn danken, wenn ich von meinen Sünden losgesprochen werden könnte.“ Da raten ihm die Pilger: „Geh zu dem Priester, bekenne ihm deine Frevel, und du wirst rein werden.“ So ziehen sie von dannen.

Der Räuber aber sieht zum letzten Male die Höhle, in der er sein unglückliches Leben voll Verzweiflung führte und so viele Morde begangen hatte. Und er erblickt einen Priester, der auf der Strasse reitet, eben jenen, der in der Waldkapelle den Gottesdienst verrichten sollte. Er folgt ihm, bis sie aus dem Wald heraustreten, dann ruft er ihn an. Der Priester fragt: „Was willst du, warum folgst du mir so eilig?“ — „Herr,“ ruft der Räuber, „ich will dir meine Beichte ablegen, denn ich bin ein unseliger Sünder.“ Der Priester fürchtete sich; doch steigt er ab vom Pferde und hört die Beichte des Räubers, der ihm alle Frevel bekennt, die er getan hat. Der Priester sieht die heissen Tränen, die dem Sünder in seiner herzlichen Reue aus den Augen rinnen, und spricht zu ihm: „Du Unglücklicher, deine Verbrechen sind zahlreicher als der Sand am Meere, du hast gesündigt wider Gott im Himmel und deine Seele. Doch heute ist der Tag, an dem der Herr am Kreuze hängt mit ausgebreiteten Armen, um alle, die gesündigt haben, an sein Herz zu ziehen; heute ist der Tag, an dem seine Wunden bluten, um allen Menschen Erbarmen zu bringen; heute

Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY

ist das Himmelreich geöffnet, und alle Sünder können es mit Gewalt an sich reissen. So eile auch du und fleh' vor dem Kreuze deines Erlösers von ganzem Herzen, auf dass du ebenso wie jener Räuber, der sich mit einem einzigen Worte den Eingang in das Paradies erschloss, nach deinem Räuberleben die Vergebung des Herrn erwirbst." Und er fügte hinzu: „Kannst du fasten?" — „Nein," sagt der Räuber, „denn ich fastete nie." — „Verstehst du, wie man Almosen gibt?" — Nein, ich besitze auch nichts." — „Verstehst du zu beten?" „Nein, ich habe nie gebetet; ich weiss nicht, was ein Gebet ist." Da war der Priester bestürzt; doch er dachte an des heiligen Augustinus Wort: Mehr Wege führen heute zum Himmel, mehr Strahlen der Erbarmung und der Gnade Gottes strahlen heut auf uns hernieder, als Strahlen der Sonne gezählt werden können. Darum sprach er: „So unterwirf dich in Demut deinem Schöpfer; nimm hier diesen Eimer und suche nach der Quelle, aus der ein Bächlein hinauf zum Bergesgipfel läuft, und bring mir daraus diesen Eimer voll." Da freute sich der Räuber, denn er glaubte, dass die Quelle leicht zu finden sei. Und er verliess den Priester und suchte nach der Quelle, so lange als der Gottesdienst in der Kapelle währte; doch war alles Suchen vergebens. Und als der Gottesdienst zu Ende war, kam er zurück zu jener Stelle, wo er gebeichtet hatte, und weinte bitterlich darüber, dass er die auferlegte Busse nicht erfüllen konnte.

Doch wie er so in seinen Tränen sass, kam auch der Priester, dem er gebeichtet hatte, wieder vorbei. Und er fragt ihn: „Warum weinst du so sehr? Sag mir den Grund für solche heisse Tränen." — „Ich kann die Quelle nirgends finden, Herr," antwortet der Sünder, „aus der das Bächlein hinauf zum Berge läuft." Da spricht der Priester: „Gib mir den Eimer." Und er nahm ihn und er war voll von Tränen; und der Priester wies ihn dem Sünder: „Sieh, das ist das Bächlein, das aus der Quelle deines Herzens hinaufgeströmt ist zu deinen Augen. Deine Sünden sind dir vergeben." Da lobte der Räuber den Herrn, und von der Stunde an verharrte er in Busse bis zum Tode.

2.

Der Gang zu dem Kalkofen.

[Bl. 141 v.] Einst lebte ein Ritter, der seinem Könige lange Zeit treu gedient hatte. Dieser hatte einen Sohn Wilhelm. Und als der Ritter im Sterben lag, empfahl er seinen Sohn dem Könige und bat ihn, er möchte ihn als Diener und als Sohn an seinen Hof nehmen. Das versprach ihm der König auch. Der Sterbende aber rief seinen Sohn zu sich, und als letzten Willen gab er ihm drei gute Räte: „Wenn du diese Räte befolgst," sprach er zu ihm, „wird es dir immer wohl ergehen." Der erste Rat war der: Suche nie die Gesellschaft eines Neiders oder Verleumders auf. Der zweite: So oft du deinen Herrn oder deine Herrin traurig oder fröhlich siehst, nimm Anteil an ihnen und freue dich und traure mit. Der dritte Rat aber war der: Mag es dir im Leben ergehen, wie es will, du sollst an keinem Tage versäumen, die Messe anzuhören.

Und der Vater starb. Der Sohn trat nun in den Dienst des Königs und ward ein kluger Diener, der sich das Wohlwollen aller erwarb. Doch der Verwalter des Königs beneidete ihn. Und er verleumdete ihn beim Könige, indem er ihn anklagte, dass er die Königin leidenschaftlich liebe. „Wollt Ihr Euch davon

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überzeugen," so sprach er, „so bringt die Königin zum Weinen, und Ihr werdet sehen, dass Wilhelm alsbald mit ihr weint." Der König tat, wie ihm der Verwalter geraten hatte; und als er Wilhelm weinen sah, erzürnte er in seinem Herzen und überlegte, wie er Wilhelm im Verborgenen beseitigen könne. Da riet ihm der Verleumder: „Gebt Eurem Kalkbrennermeister den Befehl, den unverzüglich in den Kalkofen zu stürzen, der morgen früh als erster mit einem Auftrage von Euch hinkommt." Das gefiel dem Könige; er rief Wilhelm heimlich zu sich und gab ihm den dringenden Auftrag: Geh morgen in aller Frühe zum Kalkofen und fordere dort den Meister auf, den Befehl auszuführen, den er heute abend von mir erhält."

Die ganze Nacht denkt Wilhelm darüber nach, wie er am besten den königlichen Auftrag erledigen möchte, und in aller Frühe steht er auf und macht sich auf den Weg. Da hört er, als er in den Wald kommt, ein Glöcklein zur Messe läuten. Alsbald fällt ihm der Rat seines Vaters ein, und er eilt dorthin. Es dauert noch eine Zeit, ehe der Priester die feierliche Messe, die er der seligen Jungfrau zu Ehren lesen will, beginnt. Wilhelm fürchtet, er könnte den Befehl des Königs nicht pünktlich genug ausführen; er wäre gerne aus der Kapelle gegangen, aber er denkt an die Ehre Gottes und an den väterlichen Rat und bleibt, bis die Messe zu Ende ist.

Der Verleumder aber drängt indessen den König, er solle ihn zum Kalkofen senden, da er sich erkundigen will, ob Wilhelm wirklich hineingestürzt worden ist. Er eilt dorthin und fragt den Meister, ob er den Befehl des Königs ausgeführt habe. „Noch nicht," ruft dieser, „doch gleich werden wir es tun." Und er lässt den Verwalter ergreifen und ins Feuer werfen. Inzwischen ist die Messe zu Ende. Wilhelm eilt zum Kalkofen und spricht: „Meister, vollführt, was Euch der König befohlen hat." — „Saget dem Könige," entgegnet dieser, „dass wir getan haben, wie er es uns auftrug." Mit dieser Antwort kehrt Wilhelm heim.

Als ihn der König sieht, erschrickt er; denn er glaubte, dass Wilhelm den Tod im Feuer gefunden habe. Er fragt ihn: „Wo bist du denn gewesen? Wo hast du dich so lange versäumt?" Wilhelm fürchtet, dass er den König erzürnt habe; er ahnt ja nicht, was vorgegangen ist. „Ich habe mich verspätet," spricht er, „weil ich der Messe beiwohnte." Dann offenbarte er dem Könige die drei geheimen Räte, die ihm der sterbende Vater gegeben hatte. Da erkennt der König, dass den Verleumder das Urteil Gottes getroffen hat. Und von diesem Tage an ist ihm der treue Wilhelm noch viel mehr ans Herz gewachsen als alle seine anderen Diener, und er erhebt ihn von nun an in immer höhere Ehrenstellen an seinem Hofe.

Das ist eine sehr schöne Erzählung; leg' sie in geistlichem Sinne aus, so gut du kannst.

3.

Die tanzenden Gänse.

(Bl. 139 r.] Einst kam ein junger Mönch mit seinem Abte in die Stadt Da sah er, wie Frauen einen Tanz aufführten. Frauen und Tänze aber hatte er noch nie gesehen. Und er fragte alsbald voll Neugier, was für Wesen das

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seien. Der Abt antwortete kurz: „Gänse". Als sie aber wieder ins Kloster heimgekehrt waren, begann der junge Mönch untröstlich zu weinen. Da fragte ihn der Abt nach dem Grunde: „Was willst du denn, mein Sohn?" Und der junge Mönch erwiderte: „Ach wenn ich doch ein solches Gänslein hätte, wie ich sie in der Stadt gesehen hab." Da rief der Abt seine Brüder zusammen und sprach: „Hier seht ihr, wie gefährlich es ist, wenn man den Blick auf Frauen richtet. Überlegt es euch wohl; der Jüngling hier, der in der Einsamkeit in Unschuld erzogen ward und nie ein Weib gesehen hat, ward durch den Anblick jener Frauen ganz allein in seinem Herzen zu solchem Begehren entflammt."

4.

Der Mariensänger.

[Bl. 138 r.] Ein Meister der Gottesgelehrsamkeit dichtete einst zum Lobe der seligen Jungfrau die Sequenz: „Ich grüss dich, Mutter des Erlösers," in der auch der Vers steht: „Ich grüss dich, Mutter voll Erbarmen, Prunksitz der Dreieinigkeit." Diese Sequenz sang er in herzlicher Frömmigkeit. Da erschien ihm die allerseligste Jungfrau Maria und dankte ihm dafür und sprach: „Heil dir jetzt und allezeit, lieber Meister, der du mich so trefflich grüssest." Nach diesen Worten war die Erscheinung wieder verschwunden.

5.

Wie ein Heide Christi Geburt voraussagte.

[Bl. 138 r.] Beda der Ehrwürdige schreibt, dass man einst den einbalsamierten Leib eines Heiden in einem Grabe fand, der noch völlig unversehrt war, obwohl er lange vor der Geburt Christi begraben worden war. In der Hand des Toten aber fand man ein Blatt, auf dem in goldenen Buchstaben zu lesen war: „Jesus Christus wird von Maria der Jungfrau geboren werden, und ich glaube an ihn. Die Sonne wird mich wiedersehen unter Konstantin, dem Sohne Irenens." Das deuten die Meister so, dass der Heide Kunde gehabt habe von der Menschwerdung des Herrn. Und die Worte: „Die Sonne wird mich wiedersehen" beziehen sich auf die Entdeckung des Leichnams; man pflegt ja zu sagen. dass die Sonne das sieht, was sie durch ihr Licht anderen sichtbar macht. Dies sollte sich nach der Voraussage des Toten erfüllen unter einem Kaiser Konstantin, der der Sohn der Irene, also nicht der Sohn Helenas, wäre. Dieses Wunder erweist nicht nur die Wahrheit unseres Glaubens an Christus, sondern auch die hohe Würde der allerseligsten Jungfrau Maria.

6.

Wie die Wahrheit über die Lüge siegte.

[Bl. 138 v.] Man erzählt, dass die Wahrheit einmal ihres Weges zog. Da kam die Lüge auf sie zu und sprach: „Wo willst du hin?" Und die Wahrheit erwiderte: „Ich geh, um in der Welt die Wahrheit zu verbreiten." „Ich will mitkommen," sprach die Lüge. Und sie gingen zusammen weiter und kamen zu einer Stadt, wo sie übernachten wollten. Die Wahrheit klopfte an manchem Hause an, doch sie fand nirgends Unterkunft. Die Lüge dagegen trat in das erste Haus ein und redete den Leuten vor, sie komme im Auftrage des Königs, man solle alle Vorbereitungen treffen, um ihn würdig aufzunehmen. Und so war die Lüge für diese Nacht trefflich untergebracht.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Wahrheit dagegen erhielt keine Unterkunft. So ging sie in der Nacht aus der Stadt hinaus und suchte ein Lager in einer Felsenhöhle. Als die Mitternacht herangekommen war, da trat in jene Höhle der Oberste der Teufel, um Gericht zu halten und Rechenschaft zu fordern von den Teufeln für ihre Taten und ihre Erfolge. Der erste Teufel trat hervor und sprach: „Ich habe Streit erregt zwischen zwei Menschen und der eine erschlug den andern." — „Wie lange hast du dazu gebraucht?" fragte der Oberteufel. — „Einen Monat." — „Da hast du gar nichts geschaffen," erwiderte der Oberste und gab ihm eine Maulschelle. Dann trat der zweite Teufel heran und berichtete: „Ich habe einen zum Diebstahl verführt, und dafür ist er an den Galgen gekommen." — Wie lange hast du dazu gebraucht"? fragte der Oberteufel wieder. — „Ein halbes Jahr." — Doch der Oberste fährt ihn an: „Da hast du gar nichts getan" und gibt auch diesem einen kräftigen Schlag ins Gesicht. Der dritte Teufel tritt vor und spricht: „Ich habe ein Weib verführt, dass sie die Treue brach." — „Wie lange hat das gedauert?" — „Ein Jahr." — Da ruft der Oberste von neuem: „Auch du hast nichts getan!" und zerrt ihn an den Haaren durch die Höhle. Dann kam der vierte an die Reihe; und der erzählte: „Hier in der Gegend wohnt ein Graf; der hat eine Tochter, die er über alles liebt. Und diese Tochter hat er einem Frauenkloster versprochen. Doch ich habe sie dazu verführt, dass sie mit dem Verwalter des Königs zu sündigen begehrt." „Wie lange hast du dazu gebraucht?" fragt der Oberste. — „Dreissig Jahre hab ich darauf verwendet", entgegnet der Teufel, „doch heute bin ich so weit, dass sich beide Tag und Stunde zur Sünde vereinbart haben." — Da ruft der Oberste: „Da hast du ein gar herrliches Werk vollendet!" und er steht von seinem Throne auf und umarmt ihn und lässt ihn zur Rechten sitzen.

Endlich brach der Morgen an. Und die Wahrheit verliess die Höhle und eilte zu dem Grafen und erzählte ihm alles, was sie von den Teufeln gehört hatte. Da ging der Vater zu der Tochter und warf ihr ihre sündige Absicht vor. Sie leugnete zwar, doch als ihr der Vater genau alle Umstände, Tag und Stunde vorhielt, sah sie sich überführt; und sie bekannte alles und stand von ihrem sündigen Vorhaben ab. Als Lohn für ihre Nachricht bekam die Wahrheit von dem Grafen reichlich Geld, und er schenkte ihr auch ein treffliches Pferd. Wie nun die Wahrheit so reich bedacht ihres Weges ritt und überall geehrt wurde, wo sie vorüberkam, begegnete ihr die Lüge wieder. Und sie fragte: „Von wem hast du dies schöne Pferd?" Da erzählte ihr die Wahrheit getreulich ihr Erlebnis.

Die Lüge aber hoffte im stillen, ihr würde ein gleiches begegnen. So ging sie am Abende in dieselbe Höhle. Als die Mitternacht kam, trat wieder der Oberteufel ein, um Gericht zu halten. Und es kam auch der Teufel herbei, der die Grafentochter hatte zur Sünde verleiten wollen. Und er bekannte: „Herr, die Absicht jenes Mädchens ist verraten worden; ein Mensch muss unsere Gerichtssitzung belauscht haben; und so ist der ganze Plan verhindert worden." Da ergrimmte der Oberste, und auf der Stelle liess er die ganze Höhle durchsuchen, ob nicht wieder ein Unberufener darin verborgen sei. Alsbald fanden die Teufel die Lüge in ihrem Verstecke; und sie wurde ergriffen und fast zu

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tode gepeinigt und geschlagen und lange in der Höhle hin- und hergezerrt, ehe sie entweichen konnte.

7.

Von einer Magd, die im Hause eines Juden diente.

[Bl. 48 v.] Vor Zeiten lebte in Rom ein reichbegüterter Jude, ein Meister des Gesetzes. Der hatte in seinem Dienste eine christliche Magd, die das Kind des Juden aufzog. Eines Morgens, am Feste der Kirchweihe von St. Salvator, hörte der Jude die Festglocken läuten. Da sprach er zu seinem Weibe: „O, welch eine festliche Nacht ist dies! Wie weihevoll für die Christenheit ist der anbrechende Tag! Wie übertrifft doch dieser Tag alle Festtage des Jahres! Und doch wissen die Christen nicht, wie gnadenvoll für sie der Tag ist.“ Und sein Weib liess ihm keine Ruhe, bis er ihr offenbarte, warum das Fest so gnadenreich sei. „Heute ist der Tag,“ so sprach er endlich, „an dem Gott versprochen hat, allen, die ihn demütig um eine Gnade bitten, ihre Bitte zu erfüllen, gleichviel ob es irdische oder geistige Güter sind.“

Die christliche Magd aber lag in einer Kammer nebenan und konnte alles hören, was der Jude sprach. Und sie stand am frühen Morgen auf und ging in die Erlöserkirche. Dort flehte sie voll Demut zu Gott, er möge ihr ihre Sünden vergeben und sie aus ihrer Armut erretten, damit sie nicht länger gezwungen sei, bei Juden zu dienen. Als sie so gebetet hatte, ging sie nach Hause. Da fand sie in ihrer Kammer einen Beutel, der war ganz voll Goldstücken. Voll Freude dankte sie Gott und trat vor den Juden, um ihm ihren Dienst aufzusagen. Der Jude entliess sie auch; doch als sie weggehen wollte, brachte er sie vor den Richter und forderte, dass sie ihm eine andere Kindsmagd verschaffte. Das tat sie auch; denn sie konnte der anderen reiches Entgelt dafür bieten. Als das der Jude sah, wurde er argwöhnisch und fragte, woher sie soviel Geld habe. Sie aber entgegnete: „Gott hat mich reichlich damit versorgt; das verdanke ich dem Feste der Kirchweihe von St. Salvator, das wir heute feiern. Ich hörte, wie du in der Nacht deinem Weibe erzähltest, wie überaus gnadenreich dieser Festtag sei. Daher eilte ich zur Kirche, und als ich wieder in meine Kammer kam, lag ein Goldschatz darin.“ Da sprach der Jude: „Gewiss hat ihn nur ein anderer dort niedergelegt.“ — „Dann wollen wir das Geld ausrufen lassen,“ entgegnete die Magd, „und wenn sich der Eigentümer meldet, will ich ihm alles zurückgeben.“ Der Jude liess das Geld ausrufen; aber es meldete sich niemand, der es verloren hätte.

So ward die arme Magd reich, und voll Dank diente sie dem Herrn in Frömmigkeit und spendete von ihrem Überflusse reichlich den Armen. Der Jude aber, der Zeuge dieses Wunders gewesen war, liess sich mit seinem Weibe und dem ganzen Hause taufen. Und die Kunde von dieser Begebenheit ward in festlicher Weise rings umher im Lande verbreitet.

8.

Die treffende Grabschrift.

[Bl. 138 v.] Ein Vater hatte einen Sohn, der ihm starb. Da ging der Vater zu einem Dichter und bat ihn, dass er ihm eine Inschrift für den Grabstein verfasse. Und der Dichter erkundigte sich, welche Tugend wohl den Sohn

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausgezeichnet habe. Doch der Vater antwortete: „Das kann ich dir nicht sagen.“ Da setzte sich der Dichter nieder und schrieb:

Des Herrn Barmherzigkeit,
Die alle Sünd' verzeiht,
Kann, wenn sie will, auch dir den Himmel schenken.
Doch könnt ich mir dafür den Grund nicht denken.

Zur Kenntnis deutscher Flur- und Ortsnamen.[1]

Von Fritz Rotter in Mährisch-Schönberg.

Die Versuche, Ortsnamen zu erklären, sind vielfach einseitig unternommen worden. Es ist deshalb dankenswert, wenn eine Art organischen Schauens Platz greift und wenn Ortsnamen im Zusammenhang mit ihren Flurnamen und den Namen der nächsten Nachbarn erfasst werden. Je weniger dann Volksetymologien herangezogen werden, um so glaubhafter erscheinen die Erklärungen.

Eine Namenerklärung ohne Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse ist vielfach unhaltbar. Es ist notwendig, das organische Werden zu erfassen, um die Namengebung zu verstehen. Wir sind imstande, eine gewisse Systematik bei dieser Forschung geltend zu machen und auf Grund der vorhandenen Namen eine Einteilung in Gruppen vorzunehmen. Eine Einteilung nach dem Alter der Namen ist schwer durchführbar, jedoch oft möglich; so wünschenswert sie ist, vielfach werden wir davon Abstand nehmen müssen. Wir finden in ganz Deutschland eine gruppenweise Anordnung der Namen, deren Entstehung wir in eine frühe Zeit verlegen. Sind wir imstande, hierfür Beweise zu erbringen? Im nachstehenden bringe ich einige Flur- und Ortsnamen, die miteinander durch die Möglichkeit der Entstehung in einer und derselben Entwicklungsperiode eng verknüpft erscheinen.

Für die systematische und organische Betrachtung sind die Flurnamen noch bedeutungsvoller als die Ortsnamen. Namen, die irgendwie mit den Rechten des einzelnen zusammenhingen, haben sich am besten erhalten. Im Laufe der Jahrhunderte sind zwar vereinzelt sinnentstellende Änderungen am Namen vorgekommen, doch sind diese oft zu erkennen und auf die ursprüngliche Form zurückführbar. Eine Angleichung hat auch das Christentum mit

[1]) Die folgenden Ausführungen sind auf das allerknappste zusammengedrängt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heidnischen Namen durchgeführt. Am Südabhange des Altvatergebirges (mons Vandalicus) lebt ein Volksstamm, der sprachlich zu Schlesien gehört, politisch zu Mähren. In seinen volkstümlichen Überlieferungen lässt sich seine Zugehörigkeit zum Schlesischen ebenso feststellen wie in der Sprache selbst. In diesem Volksstamme leben in erster Reihe Überlieferungen, die, wie das Adventspiel (in christlichem Gewande) auf germanische Bräuche zurückgehen. Die christlichen Spiele späterer Zeiten (Christigeburt-, Dreikönig-, Herodesspiel usw.) sind lange nicht so beliebt und verbreitet wie das Adventspiel.

Das Aufsuchen der Flurnamen bringt ganze Namengruppen zu Tage, die einzeln, noch mehr aber in ihrer Zusammengehörigkeit auf eine germanische Überlieferung hindeuten. Ich werde zunächst eine Gegend beschreiben, die sinnfällig eine Gruppe von Namen aufweist, die Ähnliches bedeuten. Die Namen dürften einem und demselben Zeitalter angehören.

Nördlich der Stadt Schönberg in Mähren liegen auf einer kleinen Hochfläche einige wenige Gehöfte der Ortschaft Pföhlwies, zur Gemeinde Geppersdorf gehörig. Die Ortschaft Pföhlwies besteht aus drei räumlich getrennten Häusergruppen. Der grösste Teil liegt am Nordhange und heisst „die alte Pföhlwies", ein anderer, kleinerer Teil liegt am Südhange in einer Mulde gegen Brattersdorf und heisst „Neupföhlwies". Auf der Hochfläche selbst stehen zwei Bauernhöfe, ein Häusle und eine kleine Kapelle. Diese Gegend heisst „der Ring". Der Ring hat genaue Grenzen und ist fast eben. Im Ring stehen uralte Linden. Aus den Ästen der einen wächst bereits ein Ebereschenbaum heraus; die kleine Kapelle steht unter den Linden. Im Putz der Kapelle war aussen eine Jahreszahl angebracht, doch ist sie bei der letzten Auffrischung verlöscht worden.

Die Flurnamen des Ortes lauten: Alt- und Neu-Pföhlwies, der Ring, nördlich[1]) der Mühlberg (658), westlich der Lohberg (Lohnberg), weiter westlich die Bärengruben, die eine tiefe Mulde, begrenzt vom Lautenhübel und Neuhauserwald, darstellen. Südwestlich der Storchen- oder Starchenberg (629), diesem vorgelagert der Hopfenberg. Nach Süden führt ein tief

[1]) N. S. W. O. ist jeweils vom Ringzentrum, vom blauen Stein.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eingeschnittener Hohlweg nach Brattersdorf, ins Sâfferlând; östlich vom Ring ist die Bärenbrâch, über die hinweg man zum Kreuzberg (693) und Fichtberg (743) kommt. Nordöstlich liegt die Vogelhad und nordnordöstlich der Lukasberg. An den Fichtberg schliesst sich der Fitzenstein, jetzt Pfützenstein geschrieben, und der Burgenstein (694), jetzt Bürgerstein geschrieben, mit dem Burgerwald an. Östlich der Bärenbrâch und des Kreuzbergs liegt an einem Kreuzweg (Stollenhau, Geppersdorf, Reigersdorf) ein Hegsenplan. Gegen Nordosten führt an der Geppersdorfer Kirche vorbei ein Fussteig in den Hinderpusch (Busch = Wald); der Hinderpusch erstreckt sich zwischen Lauterbach und Wüstseibersdorf. Dieser Wald führt bei allen um ihn herum liegenden Orten den Namen Hinderpusch, auch ist der Fussteig nach Pföhlwies all den Orten der Umgebung bekannt, trotz anderweitiger besserer Verbindungen.

In älteren Schriften findet man die Schreibweise „Phählwies“ und auch Pföhlwies. Im Scherz sagt die Bevölkerung oftmals Pfloukwies.

Der Ring ist im Süden und Osten durch eine Mauer begrenzt, die stellenweise 2 m hoch ist; im Norden und Westen gehen die Felder über die als Ringgrenze angegebene Linie hinweg. Als „Ring“ wird immer wieder „der ganze ebene Tempel“ bezeichnet.

Der Ringmauer ähnliche Mauern finden sich am Nordwestabhange entlang den Feldrainen des Fichtberges, jedoch mit dem Unterschied, dass dort nicht so lange, fast regelmässige Steine gefunden werden, wie teilweise in der Ringmauer und in den Feldern um den Ring herum.

Die Farbe der Erde im Ring wird mit rot bezeichnet. Der höchste Punkt des Ringes ist ein kleiner Steinbruch, vor wenigen Jahren noch ein frei aufragender Felsblock. Der Block wurde vom heutigen Besitzer gesprengt, und der Stein, dessen schöne blaue Farbe er lobend hervorhebt, zum Scheunenbau verwendet. An den Bruchflächen findet man die blaue Farbe bestätigt.

Im nördlichen Teil des Ringes steht ein vierkantiger Stein, etwa 1 m aus dem Boden heraus; der Erbrichter, dem er gehört, wollte ihn schon ausgraben; doch steckte der Stein zu tief im Boden, er konnte ihn nicht unterfangen. Der heute freistehende

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stein soll ein Radabweiser eines Flugdaches (Schafstall) gewesen sein. Dieser Stein steht exzentrisch in einem Rund, das so auffallend kreisrund ist, dass der Gedanke an einen Göpel (Mühle) auftaucht. In diesem Rund ist der Boden so steinig, dass nur spärliche Grasnarbe ihn bedeckt; Steinplatten von 2 m Länge, $^3/_4$ m Breite und etwa 15 cm Dicke wurden in diesem Runde oberflächlich liegend gefunden und anderweitig verwendet.

Der südöstliche Teil des Ringes wurde vor einem Menschenalter noch von einem Birkenredich bedeckt. Redich bezeichnet selbstgewachsenen, ungehegten Wald, um den sich niemand kümmert. Der Vater des heutigen Besitzers hat es gerodet. — Von hier, entlang der Mauer weiterschreitend, kommen wir zum Quôl, einem träge quellenden Wasser, das nach kurzem Laufe noch im Ring einen Sumpf bildet: die Plump. (Zu Quôl vgl. Quall, Deutsches Wörterbuch VII, 2308).

Unterhalb der Vogelheide ist ein Hügel, Birkenhübel geheissen, von dem ein Wässerchen in einer Wasserleitung bis nahe zur Kapelle und dem vierkantigen Stein geleitet wird: der Born. Ausserdem befinden sich noch drei Brunnen im Ring, von denen einer vertrocknet ist. Die Brunnen werden ebenfalls „Borne“ geheissen; sie enthalten das Trinkwasser. Aus dem Quôl würde niemand trinken; er ist ungesund. Auch der Born, der aus dem Birkenhübel kommt, soll nicht ganz geheuer sein.

An der Decke der kleinen Pföhlwieser Kapelle ist über dem Altar ein Rad dargestellt; in der Mitte des Chores ist an der Decke ein Zeichen, das eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Greve (Speerspitze) zeigt.

Der Kreuzweg bei der Kapelle ist sehr verrufen. Bei Nacht soll niemand dort gehen, denn dort „verfuhrt's“ die Leute, und sie kommen ganz wo anders heraus, als wo sie hinwollen.

Der Raumersparnis halber führe ich nunmehr die volle Beschreibung der Nachbargemeinden nicht mehr durch. Ich gebe ihre Namen zugleich mit der mir wahrscheinlich vorkommenden Deutung an und behalte mir vor, anlässlich der Beschreibung der Flurnamen des ganzen Gebietes das hier Fehlende nachzutragen.

Die oben angeführten Flurnamen rechtfertigen im Verein mit den im Boden vorhandenen Funden m. E. die Annahme, dass wir Reste einer Malstatt vor uns haben. Für den Namen Pföhl-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wies finden wir bei Edm. von Wecus (Die Bedeutung der Ortsnamen für die Vorgeschichte, Zeitz 1919) Analogien in Pfahlbronn, Pfahldorf, Pfahlheim. Der Flurname Ring, sein Zusammentreffen mit der roten Erde und dem blauen Stein, der Born, der Quôl, der Sumpf, das Unheimliche des Kreuzweges, alles trägt zur Erhöhung der Wahrscheinlichkeit bei. Nach Tacitus sind wir hier auf germanischem Boden, und das Zusammentreffen des Namens Pföhlwies mit den von Wecus in Württemberg (Pfahlbronn und Pfahlheim) und bei Nürnberg (Pfahldorf) gefundenen Namen, sowie dass wir im Erzgebirge den Pfahlberg (993) in Verbindung mit dem Henneberg, Schwarzen Bär usw. finden, lassen vermuten, dass wir Worte des svebischen Stammes vor uns haben. Die Bezeichnung des Ortes mit Pfahl scheint eine Überlieferung aus germanischer Zeit zu sein; die räumliche Ausdehnung, von der Oder bis zum Rhein, spricht ebenfalls dafür.

Von den Nachbarorten mit rein deutschen Namen führe ich an: Aspendorf, im Volksmunde Astendorf oder Hammerstatt oder Stattla, scherzweise „Stadtla Hammernix" geheissen. Prof. Dr. Kuhl bespricht im 2. Band der Geschichte der Stadt Jülich die Zugehörigkeiten zum Sombornhof um das Jahr 1660: „In den Aspensgraben under dem Gericht (Galgenberg) under dem blauen Stein usw. . . ." Wir haben hier eine Analogie nicht nur des Namens Aspen . . ., sondern auch eine Analogie für die Nähe einer Gerichtsstätte, mit dem hinzugehörigen blauen Stein. Die Erklärung des Namens von Asbann = Almande ist mir wahrscheinlich. Hegel, Chroniken der deutschen Städte, XIV, S. 890. Wecus beschreibt den blauen Stein neben der Hacht in Köln; an diesen Stein wurden die Verbrecher vor der Hinrichtung dreimal mit dem Rücken gestossen. — Ein gut Teil des Verrufenseins der Malstätte scheint mit der Angst vor der Gerichtsstätte zusammenzuhängen. Wahrscheinlich hat die spätere christliche Zeit viel dazu beigetragen, diese Orte den Christen abschreckend zu machen. Im Süden schliesst Brattersdorf an, und zum Brattersdorfer Gemeindebesitz gehören die eingangs erwähnten Bärengruben. Östlich vom Pföhlwieser Ring befindet sich die Bärenbråch. „Bär" wird in der Mundart das männliche Schwein, der Eber, genannt, vgl. mhd. bêr; an Bär = ursus ist kaum zu denken, da für einen solchen Weideplätze nicht nötig sind. Auffällig freilich ist die

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwache Form. Die Bärengruben eignen sich vorzüglich zum Nächtigen ganzer Herden, und ihren Namen verdanken sie m. E. dem sus domesticus. Es sei dazu erwähnt, dass bei den Malstätten die Schweineherden der Hundschaft gehalten wurden. Brattersdorf, sowie das benachbarte Geppersdorf, Reigersdorf u. a, scheinen in dem ersten Teile des Namens die Bezeichnung des Besitzers zu enthalten.

Auf leidlich sicheren Boden treten wir bei den Flurnamen, da sie zumeist rein deutscher Herkunft sind. Besteht zwischen der Namensform, die im Orte gilt, und der von Fremden auf der Karte bezeichneten Form ein Unterschied, so nahm ich stets den überlieferten ortsüblichen Namen als richtig an, setzte jedoch, um Irrtümer auszuschliessen, den auf der Karte erscheinenden in Klammern bei.

Eine sanfte Lehne westlich des Ringes von Pföhlwies führt den Namen Lôhberg (Lohnberg). Da lôh = Holz, Wald ist, so ist der Name ohne weiteres klar, ebenso Fichtberg und der Storchenberg. Auf seinem höchsten Punkt stand bis vor dem Kriege ein Wetterkreuz, zu dem am Bittage Prozessionen sowohl von Geppersdorf, als auch der jüngeren Brattersdorfer Kirche ausgingen. Auch die Hagezissen fehlen nicht; an der Wegkreuzung Geppersdorf, Reigersdorf, Stollenhau liegt der Hegsenplan, der mit den Hexenprozessen Ende des 17. Jahrhunderts nichts gemein hatte.

Die Zusammenfassung örtlich und zeitlich zusammengehöriger Namen spricht demnach für die bereits bekannte Tatsache, dass noch bevor der erste Slave schlesischen oder mährischen Boden betreten hat, Germanen hier siedelten. Wir sahen, dass einzelne Namen mit den Rechtsverhältnissen verknüpft sind. Wenn nun die Voraussetzung, rote Erde und blauer Stein mit den Flurnamen übereinstimmen — ich will nur die Flur Ring in Erinnerung bringen —, so liegt die Vermutung nahe, dass hier eine Malstatt war. Wenn ferner die Namen der einzelnen Fluren in gewissen Rechtsverhältnissen begründet sind, wenn einzelne Rechte oder Rechtsanschauungen bis auf uns gekommen sind (vgl. Besitz des Frankstädter Ergerichtes) und immer noch mit dem gleichen Namen genannt werden wie einst, dann ist eine neue Tatsache gegeben, die fortlaufende Überlieferung aus weit entlegener Vor-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeit. Da es schwer ist, anzunehmen, dass eine so bedeutsame Überlieferung von verschiedenen Völkern getragen wird, so ist auch die Kontinuität des Volkes gegeben. Auf jeden Fall aber ist die Lehre von dem Abwandern der Deutschen aus Schlesien, Böhmen und Mähren einer kritischen Betrachtung zu unterziehen, und die Historiker werden gezwungen sein, mit unseren volkskundlichen Forschungsergebnissen mehr als bisher zu arbeiten.

Eine zweite Ansicht gerät mit dem Nachweis der Kontinuität der Flurnamen und der Kontinuität des Volkes ins Wanken, das ist die bekannte Kolonisationstheorie. Nach dieser Ansicht haben Quaden, Markomannen und Silinge das Land verlassen. Die Slaven, Mährer und Tschechen nahmen von ihm Besitz, und im 13. Jahrhundert kamen Deutsche in grossen Scharen nach Böhmen, Mähren und Schlesien, die deutschen Historiker behaupten als Städtegründer, die tschechischen Historiker (gestützt auf die Königinhofer und Grüneberger Falsifikate) als Bettelvolk. Die Haltbarkeit dieser Theorien ist von Historikern bereits geleugnet; trotzdem findet sie sich noch immer in fast allen deutschen Geschichtswerken. Dabei muss es einmal öffentlich gesagt werden: der erforderliche Nachweis für die Kolonisation unserer Gebiete ist lückenlos heute noch nicht erbracht.

Die Slaven haben aus den von deutschen Gelehrten vertretenen (bisher unbewiesenen) Kolonisationstheorien eine praktische Nutzanwendung gezogen, und das ist die Wald- und Feldenteignung des Kolonistenvolkes, des Bettelvolkes, der Deutschen. Die Enteignung eines zugewanderten Volkes lässt sich vor dem Auslande leichter motivieren als die eines seit Jahrtausenden sesshaften Volkes. Dies ist die ganz besondere Bedeutung dieser Forschung für uns Sudetendeutsche.

Die Flur- und Ortsnamen können, zusammen betrachtet, wichtige Aufschlüsse über früher vorhandene Rechtsverhältnisse geben. Teilweise erklären sich aus diesen vorgeschichtlichen Besitz- und Rechtsverhältnissen uns sonst unverständliche Bodenbesitzverhältnisse, und durch diese organische Betrachtung werden dem Geschichts- wie dem Altertumsforscher neue Quellen geöffnet.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Flurnamen im Gebiete des Klosters Camenz.

Von Karl Rother.

Die Ortsnamen um Camenz sind in der Gründungsurkunde des Klosters (1208) durchweg slavisch, auch Camenz[1]) geht auf böhmisch kámen der Stein, Fels zurück. Aber schon nach wenig mehr als 100 Jahren treten in den Camenzer Urkunden — Cod. dipl. Sil. X — deutsche Namen an die Stelle der ursprünglichen. Nur Camenz und Plottnitz (poln. błota Sümpfe) und die slavische Endung in Paulwitz sind geblieben. Bei Laubnitz erinnert die Endung und die mundartliche Aussprache lapnits an das frühere Laponica, denn Laub lautet mundartlich auch hier laǫp. Bei Wartha kann man im Zweifel sein, ob Warte oder das alte Bardun zugrunde liegt. Mit der Verdeutschung der Ortsnamen dürfte die der etwa vorhandenen Flurnamen Hand in Hand gegangen sein, so dass diese heute durchweg deutsch sind, wenn nicht etwa in ein paar undeutbaren Worten slavische Wurzeln stecken sollten.

Nach der Auflösung des Klosters Camenz 1810 kamen die etwa 27 Dörfer umfassenden Stiftsgüter zunächst unter staatliche Verwaltung. Aus dieser Zeit stammt eine von dem „Kgl. Kammer Condukteur" Friedrich Grapow 1811 aufgenommene „Specialkarte", die die Flurnamen dieser Güter, nicht aber die in den Gemeinden liegenden enthält. Die Flurnamen dieser Karte dürften dem Volksmunde entstammen und (nicht immer glücklich) ins Hochdeutsche übertragen sein.

Die Camenzer Güter kamen 1812, mit Rückwirkung vom 1. Juli 1811, durch Kauf an die Prinzessin Frederike Luise Wilhelmine von Oranien, nachmals Königin der Niederlande, und 1830 durch Verheiratung mit der Prinzessin Marianne der Niederlande an den Prinzen Albrecht von Preussen, und dessen Enkel Prinz Friedrich Heinrich ist der heutige Besitzer. Unter den Hohenzollern sind die Güter durch Zukäufe bedeutend, sogar bis weit in die Grafschaft hinein, vergrössert, die Grapowsche Karte ergänzt und neue angefertigt worden. Nach dieser Karte sind die nachfolgenden Flurnamen des Camenzer Bezirks — Südzipfel des Frankensteiner Kreises — zusammengestellt; die der eingeschlossenen Gemeinden folgen gesondert. Den Bezeichnungen nach Personennamen setze ich ein Pn. bei.

Um Camenz: Der Konventgarten, zur Hälfte der Herrschaft, zur andern der Kirche gehörig, hinter der sog. Prälatur prelatúr gelegen, dem Hauptgebäude des ehemaligen Klosters, das ebenfalls nur halb zur Kirche gehört. Am Kuchelsteige, im Volksmunde vergessen. Das lange Gewende. Die Kanzlerwiese, vom Volke Himmelwiese benannt, nach einem früheren Strassengasthause „Zum Himmel"; das Gebäude liegt jetzt im Park und ist Beamtenwohnung; die dahin führende Himmelbrücke ist neuerdings nach einem Prinzen benannt worden. Die Hutweide, im Volksmunde Hofewiese, auch Heechwit hēĉhwit oder hētwiĉh genannt; an Hedwig ist bei diesem Namen nicht zu denken, da Hedwig älter hēdəwíjə lautet. Der Galgenberg goljaberk. Der Lerchenberg, mundartlich un-

[1]) Gesprochen kaménts im Gegensatz zu káments Kamenz i. S.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bekannt. Der Steinergarten Pn. Daneben der Pachewerder paçhawerdr oder paçhaſump, 1811 noch im Besitze eines Pache. Die Bornscheibe bornšaębə. Der Schweinteich šwaęntaeçh, 1811 noch als Teich gezeichnet, seit langer Zeit nur ein Sumpf und ganz neuerdings in Ackerland umgewandelt. Die Scholzenwiese s šúltsawīſla, heut herrschaftliches Ackerland, zu Klosters Zeit dem Scholzen von Grunau zur Nutzung überlassen; der Name ist fast ganz vergessen. Pappelgarten, heut Ackerland. Gänsewinkel, eine Wiese am Mühlgraben, der hier Windungen macht, die wohl einem Gänsehalse verglichen werden können. Die Lache, eine feuchte Wiese. Obergewende. Unter den Dämmen. Am Pestbilde. Das Radeland, soll heissen Rodeland rṓdəlant. Wehrscheibe wāršaębə unterhalb des Grunauer Wehres. „Rosenstrauch Forth Werder", vom Volke nicht gekannt. Der Graupenforth dr graǫpafort, eine Furt über die Neisse. Der verwirrte Kopf frwertə kōp. Der Schlung. Mäsekasten, soll heissen Meisekasten mēſəkosta. Dreispitze. Köpptümpel képtimpl, wohl von köpfen. Unter den Mauern (des Dominiums), später verbessert: hinter d. M. Der Baumgarten; auf einem Teile desselben ist 1835 die katholische Schule erbaut, der andere Teil gehört als Stallgarten zum heutigen Ziergarten. Der Vorwerksacker, „Sichts" genannt; der Volksmund benennt als Siechdichfür ſíçhdiçhfīr einen Teil des Abhanges des Schlossberges, der aber ein Stück von diesem Sichts entfernt liegt. Hartenberg. der heutige Schlossberg šlṓsberk; der mehr nach Baitzen zu gelegene Abhang wird heute noch die Harte hårtə oder baętsahårtə genannt. Schromwinkel, nach dem Dorfe Schrom, beiderseits der Neisse an der Stelle gelegen, an der sich der vorgeschichtliche grosse Teich einen Abfluss verschafft hat. Die Jägerei lag noch 1811 an der Neisse, deren Lauf später verlegt wurde. Ober- und Niederweidicht. Der Camenzer Vorwerksacker, genannt Galz, jetzt Galitz, im Volke nicht bekannt. Ansatzwinkel, von der Neisse angeschwemmtes Land. Unter den Schlehsträuchern. Am Stadtsteige. Die Obermassen. Kretschamacker; der Kretscham ist gegen 1820 von der Herrschaft angekauft; zu ihm hat wohl auch die heutige Schenkenwiese gehört. Steinbruch, heute Nassaustein genannt. Ochsentümpel. Kirschberg. Siegelwiese Pn. — Am rechten Neisseufer: Taschenberg, ganz flaches Wiesen- und Ackergelände, nach einem ehemals dort gelegenen, 1238 erwähnten Dorfe; Pfotenhauer bezeichnet ihn in den Camenzer Urkunden irrtümlich als zu Pilz gehörig. Der Olsch ōlš. Kugelteich, nach einer anderen Karte wohl richtiger Kuchelteich. Schafwiese. Schafteich, Mittelteich, Hopfenteich, Raatzteich (bei Heinrichau heisst ein Dorf Raatz), Eichteich, 1811 noch als Teiche gezeichnet. Sie waren von den Mönchen auf Sumpfgelände als Fischteiche angelegt, durch Dämme getrennt, hatten Zufluss von Banau, also vom Gebirge her und standen durch Durchlässe miteinander in Verbindung; heute sind es leicht berieselbare Wiesen, tragen aber noch den Sammelnamen (Banauer) Teiche. Schafferfleckel. Hopfenberg hupaberk. Grabenstück. Pilzwald. Pilzer Rodeländer. Rohrlandwiesen. — Zum Eichvorwerk gehörig: Scheunberge. Grosser Garten. Mittelgarten. Bockschädel, Hügel mit ehemaligem Steinbruche. Hornberg. Oberwald. Kunzendorfer Rand. Paulwitzwiesen. Entenpfütze. Kälberberg. Dreigewendestück. Stadtbergstück, ein trigonometrischer Punkt. Steinberg. Jungfer, kleiner bewaldeter Hügel. Vogelberg. Seeteich ſītaęçh, vom Volke als

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Siegteich gedeutet, wo irgendein Sieg errungen worden sei. Seeplan ſíplån. Niederbodenwiese. Die Schmirgel šmerjl, vom Vorkommen der sogen. vollen Schmirgel, Trollius europaeus. Nasse Wiese. Probstwiese. Kanzlerwiese, jetzt Oberförsterwiese genannt. — Nach Hemmersdorf zu: Hopfenberg hupaberk, auf dem die Mönche Hopfen bauten. Kosigacker Pn. Dreschgärtnerstück; Oeconomia forensis, Berlin 1775, Bd. 1, 517: „An einigen Orten, wo die Kossäten nicht vielen Acker haben, und überhaupt in ihrer Nahrung schwach sind, ist das Dröschen der herrschaftlichen Scheune ein Vorrecht für dieselben, welches ihnen nicht wohl entzogen werden kann . . . Dass in Schlesien eigene Dröschgärtner, durch welche dieses Geschäfte verrichtet wird, angesetzt sind, ist einem jeden, der von den dortigen Wirtschaftsverrichtungen Wissenschaft hat, nicht unbekannt.“ — Gleiche Bedeutung wie Dreschgärtnerstück hat auch das Gärtnerstück in Laubnitz; Gärtner heissen noch heute die Stellenbesitzer. Vgl. dazu die Ra.: a frisst wie a Scheundrascher und das Wort Scheunladrascher in der Grunauer Dorfpresche (Mitt. XXIII, 113). Hofbodenwiese. Scheunwiese. Tränkenberg. An der Kricke. Kellerberg. Am alten Keller. Tiefer Grund. Breites Stück. Die Quere. Das Flachslädel. Schölzerstück. Winterfeld. Sommerfeld. Brachfeld. Das Nahteichel. — Von Wolmsdorf, Dörndorf bis Maifritzdorf: Erteltgut, Erteltbusch Pn. Die Birken. Fegebeutelteich fāboętltaęch, Grosser und kleiner Engelteich Pn., Grosser und kleiner Murmelteich, alter Teich — heut durchweg Wiesen. Rote Wiesen. Harterand hårtarant. In den Faulhütten fōlhita; hier sollen früher Hütten für die Grenzfeldwächter gestanden haben, nach Volksmeinung mehr zum Faulenzen und Schlafen benutzt. Die mundartliche Aussprache fōlhita lässt aber auf Pfahlhütten schliessen, die von Teichwärtern benutzt wurden. Um Plottnitz: Herrenwiese. Backertwiese Pn.? Die Saubade. Der Typolt tīplt Pn.? An der Grafenwiese. Otternpfütze. Am Bierwege. Rohrwiese. Wallberg, wohl irrtümlich auch als Wellenberg verzeichnet. Der Kohlhau, von der Holzkohlebereitung. Schatzkammer. Die Streu. Die alte Plottnitz ālə plōms; das ursprüngliche Plottnitz, 1293 zum ersten Male erwähnt, lag nördlich vom heutigen Dorfe und ist wohl mit seiner Burg (vgl. Wallberg) zerstört worden. Schmiedehau. Der Neidig naędięh, 1325 und öfter als vom Kloster erkaufter Wald unter dem Namen Nydeke, Neidecke erwähnt. Klaukenlehne. Birkenteich. Steinteich. Alter Teich. Luderteich. Graseteich. Grosser Teich. Kretschamteich. Brauteich. Schmiedeteich. Moselteich mōſataęch, also Moseteich Pn., wie auch in Rechnungen zu lesen ist. Schölzerteich. Schafteich. Mühlteich. Brandhau. Grosser Mühlhau mīlhēla. Rohrlehne. Haferberg. Kirchberg. Grafenwiese. Schmiedewiese. Paterwiesen. Am Kirchsteige. Langer Berg. Heidenhügel, wohl von Heide, Heidekraut. Bauerloch. Sendenplan, von die Sende = Iuncus glaucus, Binse. Oberwald. Lindenberg. Birken. Vogelberg. Malzberg. Bei den Fuchslöchern. Erlichtfelder. Wegweiserstück. Starberg. Pradelwiese Pn. Pfauenschwanz. Bodenstück. Die grosse Leede, s. Mitt. XV, 112. Die Leedenhäuser, 7 Häuser. Zacherberg Pn. Teichenberg Pn. Laserichlehne Pn. Appel(t)stück Pn. Heiderberg Pn. Hirschgewende. Oberwiese. Giftbach de giftbāgə, von Reichenstein herabkommend. Pfarrhau. Bei der Hederwiese. — In Gegend Heinrichswalde: Ochsenbusch. Der Gücklich. Die Panteln. Burggraben. Heidelberg. Der Bunzel. Der Hoff-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mann Pn. Die Käseharte. Burggrabenberg. Geisterlehne. Bei Maifritzdorf: Die Mogradel, Mokratel, mukrâdl, muškərâdl, poln. mokry, feucht, nass. Vgl. die Ortsnamen Mockrau, Mocker, Muckerau. Die Bensche, Bönsche penšə. Hopfenbrunnen. Molchgraben. Sendenhau. Schwarze Graben. Hahngraben. Am Bockenberge, Beckenberge. Der Hildebrand. Die Krinnen, Kringen. Mönchhau minçhaǫ. Mitschkerwiesel Pn. Nesselhau. Die Hallen, wohl richtiger Halden. Der weisse Berg. Der Hannig Pn. Schmeerberg. An der alten Mägde ihrer Kirche. Beerloch (Bärloch). Jauersberg järšbark. Am Wassertroge. Bei Follmersdorf: Kohlberg. Kretschamhau. Die Tschöpen Pn.? Krischer-, Kriescherlehne; vom Pn. Krischker? Schwarze Lehne. Kuchelhau. Ziegelhau. Kaufjockel. Radeberg. Vogelberg. Am Eulenberg, Taubenhügel, Kellerberg sind ältere Namen. Pahlergrund. Langegrund. Scheiben. — Gegend Reichenstein: Kreuzberg. Himmelfahrtslehne. Vogeltränke. Scholzenberg. Erbgraben. Baumlehne, Predigtstuhl. Annastübel. Perlenbrunnen. Haferleeden. Kegelpläne. — Gegend Gierichswalde: Hirschkoppe. Pflugbeete, früher Ackerland. Kahleberg. An der Buschwiese. An der Ebereschwiese. An der Fluderwiese. Am Dresdener Grunde. Kauschgraben. Flötenhübel. Kuhhirtengrund. Eichberg. Die Schlinge. Der hohe Stein. Die Hölle. Am Schäferborn. Mohkoppe. Richtgrund. Aspengrund, ospə = Ahorn. Plattenberge. Die Harthen. Lindenscheibe. Rummelsberg. — Gegend Wartha: Windgebräche (Windbruch). Der Kammels. Grosser, kleiner Niklas, älter Nikolasch. Hahn, das Hähnel, Hahnschleife (wohl aus Hain hân in die Schriftsprache übertragen). Böhmenschleife bímašlaęçhə, ein steiler, steiniger Fussweg nach der auf der Bergspitze gelegenen Wallfahrtskapelle; böhmische Wallfahrer sollen ihn benutzt und zu besonderer Busse Steine auf den Berg getragen haben. Brüdergrund. Heidenhübel. Nassgrund. Börndellehne. Brunelehne. Abtstück (Abstück). Am Rabenstein. Brokusgrund. Brigittenstein. (Fortsetzung im nächsten Bande.)

Beiträge zum Schlesischen Wörterbuch

vornehmlich aus Daniel Stoppes Gedichten.

Von Georg Schoppe.

Daniel Stoppe ist dem Wörterbuchmann kein Fremder. In dem ersten Quellenverzeichnis zum ersten Bande des DWB. ist er vertreten. Weigand hat ihn benützt. Gombert hat in seinen mannigfachen Arbeiten ihn herangezogen, ebenso Kluge in seinem grossen EWB. wie in der Studentensprache. Birlinger hatte Zs. f. d. Ph. 26, 235—255 in einer Lese aus schlesischen Schriftstellern Stoppe reichlich zu Worte kommen lassen. Weinhold nennt ihn oft in seinem Schlesischen Wörterbuche, noch öfter in dem handschriftlichen Nachlass. Und doch, trotzdem findet man bei ihm noch des Eigenartigen und zu Erklärenden genug. So wenig hoch wir den Hirschberger Schulmeister als Dichter einschätzen werden,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für aufkommende sprachliche Neuerungen hatte er ein richtiges Gefühl; und was für die Schlesier wichtiger ist, er dichtet einiges in der Mundart und bewahrt auch sonst volkskundliche Züge. — So erfahren wir z. B. dass die Krebsefänger ein Licht am Hute festgemacht trugen (Neue Fabeln oder moral. Gedichte I 89). Und wie am Georgentag Zauber verübt und Hexer entlarvt werden, erzählt uns launig ein Gedicht in der Mundart:

Vergangen låhtem Marx ('s woar groade Gerge-Tag)
An Basem unversahns då Quåre ûbern Wag,
Ah wårder durch ah Tudt ne drûber waggeschrieta. (Zweite Samml. 5.)

Auf welche Züge aber folgende Stelle zielt, ist mir nicht klar. In der zweiten Sammlung S. 111 steht:

Ein eintzges Huhn låst von vielen Hähnen treten, | Die Frau låst jeden Knecht aus ihrem Buche beten, | Dem Manne wird der Hut voll Federn zugestellt, | Wenn sein erkauftes Gut in fremde Hånde fållt. Ähnlich heisst es S. 73: Denn will man in den kûnft'gen Tagen | Die Mûtze nicht voll Federn tragen, | So zähme man sein wildes Fleisch. Oder S. 70: Ich machte mir nichts draus, | Und sollt' ich soviel Federn kriegen, | Dass ich vermôgend wår, den Adlern gleich zu fliegen. S. 138: . . . So wenig als Vulcan, | Der lahme Meister Schmidt von Herzens-Grunde lachte, | Als ihm sein Eheschatz den Hut voll Federn machte.

Ein paar andere volkskundliche Dinge sind ins folgende hineingearbeitet, wie z. B. die Erzählung vom Otternfänger mit der Pfeife oder die von der ein goldenes Ei legenden weissen Henne. — An volkstümlichen Redewendungen (man sollte den verallgemeinernden Ausdruck Sprichwörter besser meiden) ist kein Mangel. — Die einzelnen Auflagen von Stoppes Neuen Fabeln oder moralischen Gedichten weisen manche Änderungen auf. 1738 S. 24: „Es schmackt ihm auch gar gut"; 1740 S. 24: „Es schmeckt ihm auch gar gut". 1738 S. 94: „Inzwischen kam ein Hirsche nachgedrabt"; 1740 S. 94: „Inzwischen kam ein Hirsch von hinten nachgedrabt"; die Ausgabe von 1745 liest wie die von 1738. Das gleiche sehen wir 1738 S. 230: „als wie die Harter Tåuche; 1740: „vielleicht sind ihre Bâuche, so gross wie Forellenteiche; 1745 entspricht der Ausgabe von 1738. 1738 S. 2:

Das Glûck zerbrach im Grimm dem Podagra die Krûcke,
Da lag der Hinkenperts und konnte kaum mehr stehn.

In der Ausgabe von 1740 steht:

Das Glûck zerbrach im Grimm dem Podagra die Krûcke,
Da lag er nun und konnte nicht mehr stehn.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1745 liest wieder Hinkenperts; in der Form Hinkeperz steht es Parnass im Såttler 399:

Als ein rechter Hinkeperz | Zu Fusse gehen muss.

In der Ausgabe 1738 S. 27: „Des Tschåtschers rauher Schall"; 1740 lesen wir: „Des Vogels rauher Schall". Verglichen sei noch 1738 S. 19: „Der dumme Schelme prahlte gern"; das wird 1740 geändert in: „Der dumme Narre prahlte gern". — Diese wenigen Beispiele mögen genügen, da es uns hier nicht um eine kritische Ausgabe Stoppes zu tun ist. — An rein grammatischen Sonderheiten und Eigenheiten bietet er nichts, was nicht von Drechsler in seinem bekannten Buche über Wencel Scherffer bemerkt worden wäre.

Benützt worden sind folgende Ausgaben: Erste Sammlung von Daniel Stoppens Schles. Teutschen Gedichten, Franckfurt und Leipzig 1728, in 8°; Zweite Sammlung 1729. — Parnass im Såttler, o. J., Franckfurt und Leipzig. Zu finden bei Franz Christian Mumme. — Neue Fabeln oder moralische Gedichte, Breslau 1738, in 8°. — Neue Fabeln oder moralische Gedichte, Breslau 1740, in 8°. II.

Alp. Moaruncka-Gergas Moad Hatt uff da Geyers Karl gerichtlich ausgesoat, Ah hått se's Nachts gedruckt. Ich wiels ne Lůga stroffa, Vielechte hoda goar då Moad ern wulln beschloffa. Doas wår mer su ăn Alp. Zweite Samml. 5. vgl. Weinhold 6a; DWB. I, 246; Drechsler, Wencel Scherffer 74' Kluge, EWB. 12a, der darauf hinweist, dass das Wort md. ist. — **Ankörren** (körren = kirren). Das Gedåchtniss alter Lust Mag kein neuer Tag vernichten. Zeiten, die in unsrer Brust Sůsse Freuden-Lieder dichten Werden zwar nicht leichtlich alt Und vergehn offt allzubald; Doch die angekôrrten Blicke Fallen stets auf sie zurücke. Erste Samml. 26. vgl. DWB. I, 381 und S. 128: Weil dis approbirte Lebens-Pflaster (d. h. der Tabak) Meiner Zårtlichkeit recht kirre thut. — **Anstechen.** Ein Windspiel stach einst einen Dachshund an, Als hått ihn die Natur nur obenhin gemacht. 1728 Neue Fabeln I, 277. vgl. DWB. I, 478, 3; Drechsler a. a. O. 250. — **Ärschlich.** do kimt alls ărschlich raus. Erste Samml. 143. vgl. Weinhold 6b; Schmeller I, 148; Fischer I, 329; Schw. Id. I, 467. — **Äschern.** Ma ăschert sich bis ei då Nacht. Zweite Samml. 14. (Der Wind) plagt und ăscherte sich fruchtlos můd und matt. 1740 Neue Fabeln II, 96. vgl. Weinhold 18a; DWB. I, 585. — **Artischocke,** dafür Erdschocke. 1728 Neue Fabeln I, 189. dafür bei Opitz 'Artschoke'. vgl. Kluge, EWB. 23a; Gombert, Progr. Gross-Strehlitz 1888/9, S. 5. — **Aufgeblasenheit.** Ich möchte, wie gesagt, für Aufgeblasenheit Manchmal zerplatzen und zerreissen. 1740 Neue Fabeln II, 39. Im DWB. belegt aus dem Freiherrn von Stein, bei Sanders I, 151b aus Kant; bei Reichel aus Gottsched S. 388b. — **Aufstellen.** Mancher stellt vergebens auf, Und muss seinen Lebens-Lauff Stets zu der Geduld verweisen, Wind und leere Hoffnung speisen. Erste Samml. 204. vgl. DWB. I, 749, 8. — **Ausklären.** So wird die Nacht der schwarzen Zimmer Durch dich,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

o Gråfin, ausgeklårt. Parnass im Såttler 23. vgl. DWB. I, 894; Sanders I, 922 b. c; Ergänzungswb. 306 a. aufklären und ausklären gehen vielfach durcheinander. — **Ausmachen** (schelten). Doas entzge woarmer lieb, Ich machtse wichtig aus, dan Ahlen hieszch an Dieb. Zweite Samml. 7. vgl. DWB. I, 913, 2; Weigand-Hirt I, 121; Schmeller I, 1557; Fischer I, 489 u. a. — **Auspinken.** Es suchten ihn (den Tod des Uhus) zwey Finken Gleich allenthalben auszupinken. 1728 Neue Fabeln I, 249. vgl. Weinhold 69 b; DWB. VII, 1860. — **Bahnen.** Der (Weg), weil er schlecht gebåhnt, auch leichtlich sich verliert. Parnass im Såttler 57. Im Schlesischen stets båhnen mit Umlaut. — **Bähschnitte.** Ich aber werde ihr mit den Fûssen vor den Hintern eine Båhschnitte nach der andern zuzehlen. Parnass im Såttler 500. vgl. Müller-Fraureuth I, 55; DWB. I, 1080; Zs. d. Ver. f. Gesch. Schles. 14, 353. — **Bannen.** Ah hatte schun men Kûha Verm Juhre woas gebannt. Zweite Samml. 4. Bannen ist 'der gewôhnliche Ausdruck für das Besprechen und Verfluchen böser Geister, besonders wenn sie dadurch an einen bestimmten Ort verwiesen sind'. Hier hat das Wort die Bedeutung 'verzaubern'. Vgl. Drechsler a. a. O. 76. — **Bardautz.** Bordutz! da schmiss er (der Kutscher) um. 1728 Neue Fabeln I, 102. vgl. DWB. I, 1126, wo die Form 'þordutz' angeführt wird. Müller-Fraureuth I, 63 verweist auf tschechisch 'padauci'; Weigand-Hirt 1, 156 auf lit. 'burdungst'; Kluge, EWB. 336 b, auf ndl. 'pardoes' und schwed. 'burdus'. — **Bauerlümmel.** Das hiesse, kurtz gesagt, den Wohlstand überschreiten, Und mitten in der Stadt den Bauer-Limmel låuten. Erste Samml. 195. vgl. Weinhold 55 b. Wohlstand bedeutet hier natürlich 'das, was wohl ansteht'. — **Begacksen** (sich Aufhebens machen). Und jedes Ey, das ihm (dem Huhn) in der Geburt gelinget, Wohl tausendmahl begackst, begickert und besinget. Erste Samml. 12. Das Wort fehlt im DWB.; vgl. Schmeller I, 882; Fischer III, 12, wo weitere Literatur angegeben ist. — **Beredsamkeit.** Die hôlzerne Beredsamkeit Ist fûr die Narren nur erdacht, Die die Gelindigkeit verstockt und trotzig macht. 1728 Neue Fabeln I, 258 (Umschreibung für Prügel). vgl. DWB. IV, 2, 1770: 'das hôlzerne Gelåchter' als Umschreibung für Strohfiedel. — **Betappern.** Ich sois au nich aus Ruhm. Was sôll ich mich betapparn? Zweite Samml. 10. vgl. Müller-Fraureuth I, 92 (hinters Licht führen). — **Bewahrsam.** Herr Tûrk, ein Kettenhund, der sehr bewahrsam war. 1740 Neue Fabeln II, 50. vgl. Lexer I, 253; DWB. I, 1765; 'der bewarsame Zumper' Gemittl. Schlesier 1901, S. 57 b. — **Blaustrumpf** (Angeber, Verleumder). Du Blaustrumpf! rief das Podagra; Du Menschenmôrder! schrie das Glücke. 1738 Neue Fabeln 2. Der Lumpenhund, der Blaustrumpf! ist nicht werth, dass ihn eine ehrliche Magd . . . über die Achseln ansieht. Parnass im Såttler 490. vgl. Kluge, EWB. 57 a; Weigand-Hirt I, 249; DWB. II, 85; Fischer I, 1185. — **Blutt.** Ich koan sich nich verhahln, ich hoa vam Blutte nischt. Och nich amoll su viel as ihr vom Barte wischt Erste Samml. 143. Das Wort hat mit Blut nichts zu tun, sondern es ist das nd. blutt = bloss, wie in blutjung, blutarm. vgl. Kluge, EWB. 60 b; Wundt, Völkerpsychologie (1911), I, 1, 478; DWB. II, 152. 194, VII, 1950; Weigand-Hirt I, 259; Schmeller I, 333; Fischer I, 1236. Wegen 'sich' vgl. Theodor Schönborn, Das Pronomen in der schles. Mundart 22. — **Bober** (pauvre). Es glebts ehm Niemand, dar'sch ne sit, Wie ehm ei da bedrångte Zeta der

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bober ei då Schuhe tritt. Zweite Samml. 14. — **Bock** (Dudelsack). Wenn du (Kunst) mich (Kredit) willst zum Bruder haben, So wirf den Bettelsack hier in den nåchsten Graben: Mein Bock wird schon im Stande sein Uns alle beyde zu ernåhren. 1728 Neue Fabeln I, 46. Bei Scherffer Dudelbock, P. Drechsler 96; vgl. DWB. II, 1497. — **Bonus dies.** Puntzchies, Herr Voalta, viel soals gelda; Zweite Samml. 149; nicht bei Jaeschke. — **Boselfreund.** Wo der und jener Bosel-Freund bereits mit Schmertzen seiner wartet. Erste Samml. 154 (Kegelfreund). Müller-Fraureuth I, 40 b. — **Brett.** Wer Geld im Kasten hat, der hat zugleich die Leiter, Vermôge welcher offt der årgste Bårenhåuter Ans Bret der Ehren steigt und Wûrd' und Ammt erhålt. Erste Samml. 101. Ich kann es leicht geschehen lassen, Dass andre hoch am Brete stehn, Ich weiss mich mit Geduld zu fassen, Dem Nåchsten unten an zu gehn. Parnass im Såttler 249. vgl. DWB. II, 374, 3. Über Bärenhäuter vgl. Kluge, EWB. 38 a. — **Brief.** Denkt ihr etwan, ihr Leute! dass ich ihn (den Wein) aus dem kleinen Spitzglåsschen trinken werde? da håtte ich Briefe davon. Parnass im Såttler 499. Die Burger aus der Stadt sind ihnen hinter ihre Briefe kommen. Parnass 529. vgl. Schmeller I, 350. — **Brinkel.** Ah machts a Brinckel goar ze arg. Zweite Samml. 14. Weinhold 12 b; Müller-Fraureuth I 154 a; fehlt im DWB. — **Brinkeln.** 's mag sich nu su lange brinckeln, ass wiel. Parnass im Såttler 508. Das Wort wird hier gebraucht von einem, der nach einem Worte sucht, das er nicht finden kann und Zeit verlangt. — **Bröschen.** Und hått ich dir davon (den Kummersteinen) ein Brôssgen überschickt, So wûrdest du davor ein scheefes Måulgen machen. Erste Samml 197. vgl. DWB. II, 398 (ohne Beleg); Schmeller I, 364; über scheef < schief Kluge, EWB. 390 b; Weinhold 82 b; DWB. VIII, 2684. — **Brühsiedenwarm.** Und trågt das balsamierte Wort Sogleich Brûhsiedenwarm zum dritten Nachbar fort. Erste Samml. 94. Fehlt im DWB., wo brûhsieden(d)heiss. — **Brustbaum.** Denn als die Vormusik ihr frohes Ende nahm, Verliess der Organist den Sitz bei seinem Kasten, Trat bey dem Brustbaum hin, und sah in stiller Ruh Der angegangenen Trauung zu. Neue Fabeln II, 72. Das Wort scheint in der hier auftretenden Bedeutung 'Brüstung, Brustwehr' beim Orgelchor nicht belegt zu sein, sondern nur aus der Webersprache, so bei Grimm I, 447; Sanders I, 98 c; Ergänzungswb. 59 c; Schw. Id. IV, 1244 u. a. — **Bügeln.** Und die Falten gleiche bûgeln? O was trûg auch dieses ein! Erste Samml. 61. vgl. Mitteil. XX, 130. — **Bullenbeisser.** Manch grundgelehrter Bollenbeisser packt da das grôbste Luder an. Zweite Samml. 161. vgl. DWB. II, 513; Weigand-Hirt I, 306 führt diese Stelle als frühesten Beleg des Wortes an; hier erscheint das Wort bereits in übertragener Bedeutung; doch vgl. Gombert, Progr. Gross-Strehlitz 1888/9, S. 24. — **Butterbabe.** Assa wir då schinste Butter-Baba. Zweite Samml. 66. Butter-Bamme. Erste Samml. 129. vgl. DWB. I, 461; Müller-Fraureuth I, 85. — **Dämisch.** So dass wir bei den vielen Schmertzen Vor Ungedult, Verdruss und Pein Halb tâmisch um die Kôpffe seyn. Erste Samml. 33. vgl. DWB. II, 704; Weigand-Hirt I, 328; Kluge, EWB. 84 a. Bei Steinbach: dehmmisch, difficilis, morosus. — **Diele** (Henkerwerkzeug zum Köpfen). An thoat an grussa Schwur be senner hichsta Siele, Ah wûste nischt dervon, ah wôllim mit der Diele Ah Kup lohn rungerschlohn, es

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wåre dam ne su. Zweite Samml. 5. Schmeller I, 500. — **Dielen** (festmachen wie eine Diele). So wie der rauhe Nord mit kalten Flocken spielt Und durch den starren Frost das krumme Wasser dielt. Zweite Samml. 147. vgl. I, 99; DWB. II, 1102. — **Eheschicht.** Vollziehe da (Tod) den Eheschicht, Wo Groll und grimmige Gebehrden, Statt der vergnůgten Liebes-Pflicht, Dem Hencker überlegen werden. Erste Samml. 219. Das Wort fehlt im DWB. u. a. WB.; vgl. Schicht machen, d. h. aufhören zu arbeiten. Auffällig ist das *m*. — **Ein.** Als dåcht' er, sich mit eins auf ewig sattzuessen. Neue Fabeln I, 24. vgl. Drechsler 100. Es geht mer indaneen wie ei der Marter-Wuche, Mei armer Dudelsack pfefft uffm letzta Luche. Erste Samml. 143. Ich sahs wul schun vuraus, der Sagen kimmt geschrieta, Ah wird euch indaneen nu guda Morga bieta. 145. — **Einnehmen** (begreifen, verstehen). Befahl ihm (dem Lehrjungen) jemand was: So nahm ers unrecht ein, Und konnte nichts gescheites machen. 1728 Neue Fabeln I, 150. vgl. DWB. III, 238, 7; Sanders II, 416 b. c. — **Epheu,** n. Das Epheu hielt sich einst an eine Ceder an. Neue Fabeln II, 238. vgl. Gombert, Gross-Strehlitzer Progr. 1896/7, S. 20; DWB. III, 678. — **Erhungern.** Und meinte schon, er wůrd erhungern můssen. DWB. III, 856. — **Erluchern** (erluchtern). Ich wöll schun achtge gahn, an manche Siel derlucharn, Uff die der höllsche Wulff schun noch der Seite schielt. Erste Samml. 145. Weinhold 55 b. — **Fahrt.** Geht Köchin! hohlt drey Fahrten Wasser! Zweite Samml. 26. Weinhold 18 b. — **Fahrte,** adv. Denn wie 'chen fahrte grůsta Så grůst ich dern schlaicht waag, an zug der wul ah Hut, Ich beegt mich oaber ne. Zweite Samml. 9. vgl. DWB. III, 1547; Schmeller I, 767; Müller-Fraureuth I, 373 u. a. — **Färberpferd.** Der můste wie die Fårber-Pferde So rechts als lincks geblendet seyn. Zweite Samml. 1. DWB. III, 1331, die bei den Färbern die Rolle drehn. — **Faustrunda** (?). Von forne schien sie (die Frau) fromm, doch wer den Rücken sah, Der machte ihr zum Spott ein höhnsches Faust-Runda. Zweite Samml. 112. vgl. Erste Samml. 71 'die Herren Gassen-Jungen möchten mir mit einem veråchtlichen Faustrunda eine ziemliche Feld-Länge das Geleite geben'. — **Ficke** (Tasche). Hat die Ficke zwar voll Thaler. Zweite Samml. 74. vgl. DWB. III, 1617; Steinbach 1, 443; Müller-Fraureuth I, 327 b. — **Fiedelfump** (Geige). Es gibt der itzger Zeht derr Mauseganta viel, Die ehm bahl hie bahl do, des Nachts an hohla Waga, Oa statt der Fiedelfump mit scharff gewetzta Daga Ehs uffzemacha pflahn. Zweite Samml. 6. fumpen, vgl. Müller-Fraureuth I, 361 a unter fumfeien. — **Fischholz.** Hans schlug der Köchin Holz zum backen, Das war nicht gnug, sie hiess ihn noch nicht ruhn, Er musst ihr auch noch Fischholz hacken. Neue Fabeln II, 91. vgl. DWB. III, 1686. Das F. musste besonders klein gehackt werden. — **Fleck.** Man tanzte, dass die Flecke stoben. Neue Fabeln I, 49. Ich log ihm rechte Flecke vor! I, 19. An wår der Galge druff gebaut, ich schlodern (der Lehrer), dass de Flecka stieba. Zweite Samml. 87. Heut geläufiger ist die Redewendung 'tanzen, schlagen, dass die Fetzen fliegen, stieben'. — **Fletschen.** Gieng ich uf das Feld ze groasa, An mei Hansz koam auch derzu, Fletschten wer ůns uf an Roasa An gebrauchte ůns der Ruh. Zweite Samml. 209. vgl. Weinhold 22 a; DWB. III, 1770, 2. 3; Drechsler 109. — **Fördern.** Guts Elakraut! Mer wulla ack födern. Zweite Samml. 96 (sich beeilen). DWB. III,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1893; Knothe 213; Müller-Fraureuth I, 351a; Fischer II, 1847. — **Fragenswürdig.** Wer wird sich doch der Liebe wegen Lebendig auf den Kirchhoff legen? Umsonst gefragt! Dein Beispiel weist, Dass dir nicht Fragenswürdig heist. Erste Samml. 64. vgl. Sanders III, 1676a in der Bedeutung 'eine Frage verdienend', wie hier aus Gutzkow. — **Fraktur** schreiben. Er schrieb und zwar Fraktur, bis sie zu seinen Füssen Die süsse Sterbens-Lust mit Schmertz verschweren müssen. Zweite Samml. 113. vgl. Ladendorf, Schlagwörterbuch 69; Gombert, Zs. f. d. W. 7, 133; Mitteil. XX, 137. — **Freite.** Zu einer Hecuba von solcher Hässlichkeit Geht selten jemand auf die Freyt. Neue Fabeln II, 122. vgl. DWB. IV, I, 1, 122; Müller-Fraureuth I, 357a. — **Fretzen.** So lange man sie (die Öfen) frätzt und einzuheizen pflegt. 1728 Neue Fabeln I, 245. vgl. DWB. III, 141; Müller-Fraureuth I, 355; Schmeller I, 832; Fischer II, 1744; Drechsler 112. — weiss der Nachbar schon, was auf dem Briefgen stehet, Woran man sich die Nase wischt. Erste Samml. 94. vgl. Weinhold 33b; Drechsler 130. — **Hausieren.** Und ging damit hausieren hin und her. 1728 Neue Fabeln I, 189. vgl. DWB. IV, 2, 674; Steinbach I, 719: er geht mit Waaren hausieren herum: circumfert merces per domos. — **Heimlich** (anheimelnd, freundlich). Do larnte nu wul Joantz um hemlich Water bieta. Zweite Samml. 5. Parnass 250: Es müsste denn zur Linken regnen, Zur Rechten heimlich Wetter sein. Zweite Samml. 28: Zudem verlohnt sichs nicht der Möhe, Dass David, wie du etwan denckst, vor dir hier in die Stube knige, Und dich um heimlich Wetter bitte. 'Das Wetter heimelt sich auf' habe ich selbst gehört. vgl. Weinhold 35a; Fischer III, 1367 u. 1373, 6. Wie um heimlich Wetter bitten verwendet Stoppe auch um gutes Wetter bitten, z. B. 1728 Neue Fabeln I, 124: Er schrie und bat um gutes Wetter; vgl. Fischer III, 941. — **Henne.** Ihr (Wetterhahn) seid wohl nimmermehr der weissen Henne Sohn, Ohn' Zweifel seyd Ihr stumm gebohren. 1728 Neue Fabeln I, 4. Über die weisse Henne handelt Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglauben II, 93: Im polnischen Ober-Schlesien glaubt man allgemein, dass bei armen, braven Leuten sich eines Tages eine weisse Henne .. einfinde, in der Stube herumpicke und dann unter dem Ofenraum, wo gewöhnlich die Bruthenne ihren Platz hat, ein goldenes Ei lege. Wie sie gekommen ist, so verschwindet sie dann wieder. Er führt aus Günther (1734) S. 62 an: Ich nennte mich schon selbst der weissen Henne Sohn, Und lebte so vergnügt als weiland Salomon. Hierher gehört auch noch aus Lohenstein 1680 Blumen 49: Wie wird mir? ich vergeh'! ich loder', ich verbrenne! Es überschwemmet mich ein ganzes Wollustmeer. Ich werde durch die Lieb' ein Kind der weissen Henne, Das Wohlthun strömt auf mich von allen Seiten her. — **Hexer.** Kem Hexer gleb ich woas. Zweite Samml. 5. — **Hochgeschoren** (vornehm). Bin ich gleich nicht hochgeschoren, Bin ich gleich nicht wohlgebohren, Wie die Thorheit höhnisch spricht; Dieser Fehler schimpft mich nicht. Parnass im Sättler 235; vgl. DWB. IV, 2. 1620. — **Hokern, häkern.** Ihr Tümlich! larnt men Junge schreiba? O larnta drescha! 's ihs wull besser, as wenamers Pappier bekleckt, An lauter Ufagabeln hockert. Zweite Samml. 94. Weinhold 16b Haken machen bei schlechtem Stricken oder Schreiben. — **Hokuspokus.** ... dass Budel wiederum Sein Hoccus poccus machen sollte. 1728 Neue Fabeln I, 257. vgl. H. Schulz,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fremdwörterbuch I, 268; Kluge, EWB. 209 a. — **Horch** (= Ohr). Dam goab ich nåhrnde ehs vern Horch, ah flugder oa de Stuba-Thüre. Zweite Samml. 87. Das Wort fehlt im DWB.; bei Scherffer Horcher; Drechsler 138. — **Hosenkascher.** An wemmas (das Glück) au su goar em Hosa-Kascher hått̃e. Zweite Samml. 6. Das Wort fehlt im DWB.; doch vgl. DWB. V, 248. — **Hotte.** Der seine Pferde hotte lenket, Und doch die falsche Meinung heget, der Wagen würde schwode gehn. Erste Samml. 153. schwode-hotte Parnass 340 (sehr geläufig). vgl. Urban, Landwirtschaftliche Volksausdrücke 14; Zs. d. Allg. deutschen Sprachvereins XIII, 2, 31 u. a. — **Hübsch** (artig, ordentlich, wie sichs gehört). An boats fei hibsch zur Kermes. Zweite Samml. 5; vgl. Drechsler 28 bei Scherffer 'hüsch'. — **Hucke.** Und sauffa sich, mit Gunst ze melda, mit Weeb un Kind då Hucke vuhl. Zweite Samml. 14; 177: die Hucke voll lůgen. vgl. DWB. IV, 2, 1648. 1858. -- **Hupperch** (Hupperich, Hupperle). Ich wehs derr em Tantze an Hupperch ze macha, Su dassma sich möchte då Plautze zerlacha. Erste Samml. 150. — **Hussari.** (?) Das heist in Compagnie auf deutsch Hussary leben. Zweite Samml. 137. — **Infulmieren** (= informieren, vom Lehrer gesagt). Ihr infulmiert as wie ah Schelme. Zweite Samml. 92. — **Jammerschlamm.** O můst ich nich su sihr am Jammer-Schloame droaba. Erste Samml. 145. Fehlt im DWB. — **Kadux.** Mei ganzes Wuchen-Luhn Gieng drůberan Kadux. Zweite Samml. 9. vgl. Weigand-Hirt I, 960. Das Wort fehlt bei Jäschke. — **Kälberpossen.** Bei diesen Kålber-Possen Vermochte Rosilis nicht länger stumm zu sein. Zweite Samml. 126. Fehlt im DWB. — **Kammermensch.** Wenn ihm (dem Bock) die gnådge Frau manchmal ein Zeichen gab, Zerrt er das Kammermensch, mit ihrem Reifenrocke, Im ganzen Zimmer hin und her. 1728 Neue Fabeln 79. vgl. Weinhold 61 b; DWB. 5, 127. — **Kauen.** Wenn sein geliebter Schatz die Erde kåuen muss. 1728 Neue Fabeln 26. vgl. DWB. V, 311. — **Kaupeln.** Zwar könnt' ich meinen Pflug mit fremden Kålbern treiben, Und ein geborgtes Wort auf diese Fluren schreiben. Allein, kåm endlich denn die Kaupelei heraus, So putzte mir die Scham das Licht das Lebens aus. Erste Samml. 3. Zum Theile halten es mit Weibern, wie mit Pferden, Die vor ein Lumpen-Geld offt weggeliehen werden. Und diese Kaupeley hat es so weit gebracht, Dass mancher Mann sein Weib **Fritschpfeil.** Kupider wird ei kurtzer Zeet, Wu's noch ah vertel Juhr zu wahrt, då Fritsche-Pfele goar verschůssa. Zweite Samml. 14. vgl. Weinhold 22 b, wo noch mehr Belege; DWB. III, 1809 Flitzpfeil; Knothe 220. — **Gartlich** (= gar artlich). Ma såckmersch wul nich oa, wie ich då Kumpelmente Su gartlich machen koan. Zweite Samml. 9; Drechsler, Wencel Scherffer 75. Ihr wist mit arma Leuta Racht schmuck, racht soiberlich, racht gartlich ůmzugihn. Erste Samml. 143. Zu 'schmuck' vgl. DWB. IX, 1115; Weigand-Hirt II 754; Kluge 401 a; bei Steinbach fehlt das Wort noch. — **Gaukellicht,** m. Mein Freund! Du hoffst von mir ein Blatt, Wohlan! du hoffst auch nicht vergebens, Weil noch der Goocklicht meines Lebens Den Ehren-Tag erlebet hat. Erste Samml. 188. vgl. DWB. IV, I, 1, 1552 u. 1573, 2. — **Geck.** Wenn nun die Leute deiner lachen Und einen Jecken aus dir machen, So bistu selber Schuld daran. 1728 Neue Fabeln I, 14. vgl. DWB. IV, I, 1, 1914; der Schlesier Steinbach I, 536 kennt gäck nur als schwäbisch, 'ein kurzweiliger Mensch, futuus, stultus, nuga-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tor'; Müller-Fraureuth I, 387; Fischer III, 140. — **Gedohne.** Der Stock soll euch gedohne anliegen. Parnass 511. DWB. IV, I, 1, 2030; Weinhold 15b. — **Gedrang.** (Das Haus) mit Fleiss gedrang gemacht. 1728 Neue Fabeln 1, 57. vgl. Weigand-Hirt I, 644; DWB. IV, I, 1, 2035; Drechsler 93; bei Steinbach 'eine gedrange Stube'; Parnass im Såttler 59: Vernûnftige Bescheidenheit Macht die gedrangen Schuhe weit. — **Gefaxe.** Ist denn der Himmel eingebrochen, Dass man ein solch Gefaxe hålt? Parnass im Såttler 288. Das Wort fehlt im DWB.; vgl. III, 1225 1385; Schmeller I, 686; Fischer II, 994. — **Gelb** Man bleibt geschlahn, wenn ehm då gahle Kraft gebricht. Erste Samml. 145. vgl. DWB. IV, 1, 2. 2883 h u. 1181 (ein Verfliessen von gelb und geil). — **Gelichter.** An wenn em jemands nohnde kwoam, Dar nimme ses Gelichters woar, an sich ern wu verplempert hatte, Så wurdem schlimm war wehs we sihr. Zweite Samml. 15. vgl. Weigand I, 667; DWB. IV, I, 2, 3015. — **Gelüstig.** Ich hoa an glûstga Knacht (der den Brei verzehren würde, käme er darüber). Zweite Samml. 7. vgl. DWB. IV, I, 2, 3118, 3; Fischer III, 309 usw. — **Geschwühl.** Wenn die geschwûhle Lufft die Ruhe von uns treibt. Erste Samml. 112. 'Bei geschwûlen Zeiten' Parnass 229; 'geschwûler Tage' 445. vgl. DWB. IV, I, 2, 4011; Schmeller III, 631; Fischer III, 514; Kluge, EWB. 415b. — **Gockeriehahn.** Der Gockerie-Hahn můste denn am Friesel wie die Kinder sterben. Zweite Samml. 20. — **Graglich** (ungeschickt). Su graglich giengs domohls mit menner Rese zu. Zweite Samml. 8, vgl. Weinhold 29a. — **Grauerlich.** Ein alter Weiber-Peltz, der gantz von Flôhen starret, Ist lange nicht so grauerlich, Als die Bedûrfftigkeit, Die bey der itzgen magren Zeit Beynah' in jeder Stadt, Das Bûrgerrecht erhalten hat. Zweite Samml. 74. — **Grinsler** (Murrkopf). Und wenn der alte Grinszler aus der Haut fûhre, so bleibts dabey, über 14 Tage ist Hochzeit. Parnass 499. vgl. Weinhold 30b; Müller-Fraureuth I, 442. — **Grossherrvater** (= Herr Grossvater). Weswegen ist euch denn nur bange? Der Grossherrvater steht euch bey. Der Grossfraumutter Lieb und Treu Sorgt noch vor euch, Gott weiss, wie lange? Parnass 350. — **Grossstuhl.** Sass er den ganzen Tag im Grossstuhl angepicht. 1728 Neue Fabeln I, 105. vgl. Sanders III, 1253c, wo ein Beleg aus Goethe. — **Grundeigen** (ganz genau). Do sackmas nu grundega, Dass Joantz ah Hexer woar. Zweite Samml. 5. Bei Steinbach I, 321 grundeigen, certissime. — **Guscheln.** Ja guschelt ihn auf du und du! Parnass 418. vgl. Weinhold 31b; Martin Lienhart I, 239; Schwz. Id. II, 481. — **Gut und gar.** An fråssmern (den Brei) gutt en goar, an liss mich ne an Bissa Be menner Wiederkunfft vom gantza Brey genûssa. Zweite Samml. 7. — **Hacksch.** Und frisst sich, weil er selbst nichts im Vermôgen hat, Gleich als ein wilder Hacksch an fremden Eicheln satt. Zweite Samml. 176. vgl. Weigand-Hirt 1, 788; DWB. IV, II, 107, wo diese Stelle erwähnt ist. — **Halbicht.** Dop! wer mir halbicht was verspricht, Dem will ichs dir zum Possen sagen. Erste Samml. 185; auch bei Scherffer; z. B. Gedichte 628: da lässt man es halbicht seyn; Grobianus 3: Es ist genung, wenn nur die Haut das Hemde deckt, Und halbicht, ob auch schon diess oder jenes bleckt; 133: ist halbicht, wie du meinst, der Hunger abgestillet; Butschky, Euthymia 64a: das er dabey halbicht ein eigen Zimmer haben könne; vgl. Schmeller I, 1088; DWB. IV, 2, 205; Weigand I, 796; Müller-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fraureuth I, 466b u. a. Drechsler übergeht das Wort. — **Hamans Kirchhof** (= der Galgen). Wûrd jemand so ein Kleid an seinem Leibe haben, Dem drohte man, ihm, wie er geht und steht, Auf Hamans Kirchhof zu begraben, Auf dem die Todten ruhn, so bald der Wind nicht geht. 1728 Neue Fabeln I, 110. — **Häuschen.** Ja, måchtig ist man nicht, dass man aufs Håussgen gehet, So sich selbst zur Ruthe macht. Zweite Samml. 111. Im DWB. ohne Beleg. — **Kindelschmaus.** Er war, so viel ich weiss, auf einem Kindelschmause. 1728 Neue Fabeln I, 108. Fehlt im DWB. — **Klunkermutz.** Alleen ver su an stadsche Knacht Ihs su ah Kluncker-Mutz ze schlacht. Erste Samml. 150. vgl. DWB. V, 1298; ein Versehen steckt Zs. f. d. Ph. 26, 244. — **Knips** (scherzhafte Bezeichnung für Schnaps). Was manchmal hier und da verklatschte Weiber-Zungen Bey einem Glåschen Knips euch Kindern vorgesungen. Erste Samml. 8. vgl. Steinbach I, 886; Frisch I, 528b; DWB. V, 1438, wo noch ein Beleg aus Günther. — **Kracke** (Scheltwort). Så koam die ahle Kracke An zug mersch (das Röckel) salber aus. Zweite Samml. 7; 152: Der Schaultze soit, mach furt, du Kracke! vgl. Weinhold 46a. — **Kreissen.** Wie war ich mûsse kreissa, Wu mir doas Glûcke nich een sunste was beschehrt. Erste Samml. 143. DWB. V, 2164, II b. — **Krichel.** Zuletzte wûnsch merch anne Krichel, Su gruss as wie ah Fuder Mist, An Kober Pflauma, die Herr Michel, Der Huchzig-Bieter, garne frist. Zweite Samml, 154. vgl. DWB. V, 2205 unter Krieche; Weigand-Hirt I, 1150; Fischer IV, 748. wo weitere Literatur; Urban a. a. O. 8. — **Küchenhaft.** Hingegen kåut er ihm sein küchenhaft Latein Vom frûhen Morgen an bis auf den Abend ein. Neue Fabeln II, 211. Fehlt im DWB. — **Kuh** (blinde). Drauf wåhlte man ein Spiel, man nennts die blinde Kuh. 1728 Neue Fabeln I, 97. Bei Steinbach 1, 944 Blinzelkuh; DWB. II, 122; V, 2550, 5. — **Kuhmonarch** (Kuhhirt). Dem Kuhmonarchen war die Sache nicht bekannt. 1728 Neue Fabeln 36. Fehlt im DWB. — **Kuppelpelz.** In diesen magren Zeiten Ist so ein fester Kuppel-Peltz Nicht alle Tage zu erbeuten. Zweite Samml. 67. — **Kur.** Denn Mehster Hengrich treibt dâ Diebe bahl zu Kure. Erste Samml. 144. Doass ihr da Fehnd ze Kure treibt. Zweite Samml .154. vgl. Jäschke, Lat.-rom. Fremdwörterbuch 81. — **Labeth.** Så makten mer verm Juhre Mei Bissel Hôfflikeet wul zwantzigmohl labeth. Zweite Samml. 9. vgl. Schmeller I, 1402; DWB. VI, 8; Weigand-Hirt II, 2. Fehlt bei Jäschke. — **Läppisch.** Herunter mit der låpschen Flôte, Die nâchtlich dort am Himmel brennt! Der Platz gehôrt vor meine Pfeife, Die mir, so oft ich sie ergreife, Das zârtlichste Vergnûgen gônnt. Parnass 171. vgl. Müller-Fraureuth II, 138; Fischer IV, 994. — **Leidmann.** Der erste Leidmann war ein schwarzer Budelhund, Der auf das Trauern sich vortrefflich wohl verstund. Neue Fabeln II, 94. Fehlt im DWB. — **Litzlotz.** Ihr sed ke Dutter, ke Magister! Ke Litzloatz sedder au wul ne. Zweite Samml. 90. Die Bedeutung und Erklärung des Wortes macht Schwierigkeiten. Man vermutet, dass neben dem Dokter und Magister der Geistliche genannt werden sollte. Nun verzeichnet Müller-Fraureuth II, 189b ein Wort Lotz, was verstümmelt sein soll und auch sein kann aus pastor loci; dann wäre man versucht, bei Litz an Licentiatus zu denken. — **Löckeln** (= leugnen). Ah lôckelt mer mei Gald wul nich, aleen ah mehnt, ich hâtts versuffa. Zweite Samml. 14. Zum Lôckeln waar ke Roth, an wela mich

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gebaten, Så soat ichsem au zu. 12. vgl. Bolte, 1890, Der Bauer im deutschen Liede, Acta germanica I, 3 S. 65 Anm. — **Lümmel.** Ma koan bey grussa Herrn ah Limmel bahl verschietta. Erste Samml. 142. Drechsler 175; DWB. VI, 1290, 3 Liebe, Zuneigung; Müller-Fraureuth III, 177a setzt ein Wort 'Limmel' an Verbeugung, Kompliment; vgl. auch Zs. f. d. W. XII, 37. — **Lunten,** m. Sorgt auch, dass nichts vergessen werde, Stopfft einen Strumpff mit Pulver aus ... Den pflanzt mit Vorsicht in die Erde Und haltet einen Lunten dran. Erste Samml. 43; vgl. DWB. VI, 1307. — **Magd** (alte). Ein Vogel, den er noch nicht kannte, Und den man insgemein die alte Magd hier nannte, Rief immerzu: Knaicht, Knaicht. 1728 Neue Fabeln I, 176. Gemeint ist der Wachtelkönig, der auch 'alter Knecht' genannt wird; 'faule Magd' bei Steinbach I, 11. vgl. auch Knothe 34. — **Malla** (Mäulchen). Schiss dem Lumpa-Hunda uff ah Rücka; Wiela mir an Korb zum Dancke schicka, Wurff ichs Malla ei de Hüh. Zweite Samml. 210. — **Maulfaul.** Ihr würdet euch wohl sonst, wenn andre Hähne krähn, Nicht stets so maulfaul finden lassen. 1728 Neue Fabeln 4. vgl. DWB. VI, 1803 aus Goethe I, 126. — **Mausen.** Denn der Johannistag hiess unsern Sånger schweigen, Er mauste sich, und pfiff nicht mehr. 1728 Neue Fabeln 26; vgl. DWB. VI, 1828. — **Mauzen.** Drauf mauzt' er (der Kater) noch einmal, als nåhm' er gute Nacht. 1728 Neue Fabeln 16. vgl. Schmeller I, 1554; DWB. VI, 1836; Fischer 1551. 1570, wo die andere Literatur. — **Mein!** Mein! sagt mir doch einmal, wo rührt denn dieses her? 1728 Neue Fabeln 14. Mein! was seht ihr scheel dazu? Parnass im Såttler 242. vgl. Schmeller I, 1616; Drechsler 180; DWB. VI, 1919; Fischer IV, 1576; Schwz. Id. IV, 314; Weinhold 61b; vgl. aber auch Gombert I, 19, der meint, mein! wäre verkürzt aus Mein Herr! — **Mops.** Warum berühmt sich Mops mit seinen schlechten Sachen, Und nöthigt uns ihr Lob stets wider Willen ein? 1728 Neue Fabeln 53. vgl. Gombert I, 20; Kluge, EWB. 314b. — **Necken.** Bahl plogt mich doas, bahl jehs, bahl neckt michs vorn, bahl hinga. Zweite Samml. 6. vgl. DWB. VI, 515; Kluge 324a. — **Neige.** Do wielsemer immer's Negla aleene lohn. Parnass im Såttler 510. vgl. Weinhold 64b; Drechsler VII, 566, 5. — **Niedlich.** An do ihrte sich nu mit mer, bis ich niedlich woar. Parnass 510; reizbar. — **Otterfänger.** Ah kimmt mer aba für, as wie ah Utterfånger, Dar keene Pfeiffe hoot. Erste Samml. 143. vgl. Weinhold 87b. — **Pappelstiel.** Dergleichen liederliche Sachen Kauft man auch schon zu hoch für einen Pappelstiel. 1728 Neue Fabeln 112. vgl. DWB. VII, 1445; aus Pappelstiel ist Pappenstiel entstanden; vgl. Kluge 335b; Weigand-Hirt II, 369. — **Patschhand.** Gritte, willstu dich bequama, Mir då Patsch-Hand harzegaba? Zweite Samml. 65; vgl. DWB. VII, 1509. — **Pelikan** (Zange zum Zahnausreissen). Drauf nahm er seinen Pelican, Zog 4mal und umsonst. Parnass im Såttler 137; DWB. VII, 1533. — **Pietz,** m. Die ertzgalanten Bürger-Mådchen sind hier zu Lande Tag und Nacht Nicht auf das Wachsthum ihrer Tugend, wol aber auf den Bietz bedacht. Zweite Samml. 119. Weinhold 119. — **Pilz.** Und wenn mein gantzes Patengeld darüber in die Pilze gienge. Erste Samml. 22. Der lose Herr sieht gar geduldig Dein Cråntzgen in die Piltze gehen. Erste Samml. 188; und S. 21: Regiert der Unbestand auf Erden, So muss der Noth Beståndigkeit Auch einst noch unbeståndig werden. Gedult er-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wartet noch der Zeit, Da alles in die Piltze geht, Was itzt der Lust im Wege steht. vgl. DWB. II, 514; Zs. f. d. U. 6, 495; Zs. f. d. Ph. 26, 248. — **Pinken.** Wenn man das angenehme Pinken Der Finke, die oft schweigt, nicht immer hören kan. Parnasz im Sättler 45. vgl. Drechsler 196 u. auspinken. — **Plats.** Ich bitte mir zugleich doch aus, so fern sie heute oder morgen Den Plaats zu essen willens sind, mir meine Zähne abzuborgen. Zweite Samml. 24. Weinhold 71a; DWB. VII, 1916; Schmeller I, 464. — **Plaudermaul.** Ein rechtes Plaudermaul. 1728 Neue Fabeln I, 54. vgl. DWB. VII, 1928. — **Plente.** O was werd ich darnach in der rothen Plente vor eine ansehnliche Person präsentiren! Parnass im Sättler 522. vgl. Weinhold 71b; DWB. VII, 1932; Knothe 59. vgl. noch Zweite Samml. 96: die Bauern-Plente. — **Polonaise.** Und schrieb ihm gleich zwo neue Polognoisen, Als die schon dazumal stark im Gebrauch gewesen, Nebst einem Rigadon. 1718 Neue Fabeln I, 47. vgl. Weigand II, 448, der als frühesten Beleg Rohts Wb. von 1791 anführt, Rigadon oder Rigaudon ist ein Tanz, der seinen Namen von seinem Erfinder Rigaud haben soll. — **Praatz!** Praatz! fällt man auf das Maul. Parnass 355. vgl. Frischbier I, 106; DWB. VII, 2078, wo diese Stelle angemerkt ist. — **Prudel.** Und fällte gleich den Schluss, Dass dieses Prudels Schwefellauge Zu einem warmen Bade tauge. Neue Fabeln II, 31. vgl. DWB. II, 396; VII, 2181; Zs. f. d. Ph. XX, 358. — **Pudel.** Sein Budel, das getreue Vieh, Kam bey den Pferden hergelaufen. 1728 Neue Fabeln I, 122 u. ö. vgl. Kluge 352b; DWB. VII, 2203, 2. — **Pumps.** Jeden Pumbs beredt die Stadt. Erste Samml. 94. DWB. VII, 2432, wo diese Stelle. — **Punctum sexti.** Und ob er schon in puncto sexti Noch ärger als sein Weib zerrissen, So bildet er sich gleichwohl ein, Die Unschuld selbst zu seyn. Zweite Samml. 73. vgl. Mitteil. 19, 233. — **Punsch.** Drauf kam er in ein Haus, Wo Punsch getrunken ward. 1728 Neue Fabeln 275. In einer Anmerkung erklärt Stoppe das Wort. vgl. Kluge 353a; Zs. f. d. W. IX, 158. — **Quark.** Da liegt meine ganze Hoffnung auf einmal im Quarge. Parnass im Sättler 500. vgl. DWB. VII, 2316. vgl. auch Erste Samml. 127: Weiss ich schon nicht einen Quarck zu erben, Wenn der Vater auf dem Tode liegt. — **Quinen.** Je! was muss mei Hannss gedencka, Doassa mich im Zummer qvint, An mich Suntigs ei då Schencka Nimme mit zum Biere nimmt? Zweite Samml. 208. vgl. Schwz. Id. V, 1300: quienen, einen durch irgendeine Spitzfindigkeit ärgern; DWB. VII, 2370. — **Rabe.** Glauben, Lieb' uud Gaben, Dichtet man Verstorbnen an, Weil der Zwang der gelben Raben Gold und Kothe zwingen kan. Erste Samml. 217. DWB. VIII, 4. Ungarische Dukaten mit dem Bilde eines Raben, genannt auch Rabendukaten; Belege aus Günther im DWB. a. a. O. — **Rackerknecht.** Der abgeschickte Rackerknecht Kam eben hier dazu. Neue Fabeln II, 94. vgl. Kluge 356b; DWB. VIII, 34. — **Ragutzen.** Wenn Tauben sich ragutzend paaren. Parnass im Sättler 333. Fischer V, 455. — **Rappelköpfisch.** Weil er bei seinem Hörner-Tragen manchmal was rappelköppisch thut. Erste Samml. 59. vgl. DWB. VIII, 117; Kluge 358b; Weinhold 76a. — **Renken.** Lernt, wie ihr (Enten) Fuss und Leib geschickt bewegen sollt, Und ohne dass ihr euch so unanständig renket, Und Kopf und Schweif bald Ost- bald wieder Westwärts schwenket. Neue Fabeln II, 5; Weinhold 76a; DWB. VIII, 805. — **Rostern.**

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vor deiner rosternden Gestalt Wird mir das Herze kalt. Zweite Samml. 167 DWB. VIII, 1284. — **Runx.** Ihr flieht die pöbelhaften Possen, Die Runx und Rerunx aufgebracht. Parnass im Sättler 972. Kluge 374 b; Weinhold 78 b; DWB. VIII, 1521. a. a. O. 349: Wenn manchmal Rerunx seine Kälber Mit bessrem Nutzen angebracht. — **Sarras.** Zog seinen Sarras aus. Neue Fabeln I, 234. Schmeller II, 320; DWB. VIII, 1802. — **Sau.** Oa Soia wirds ne fahla, Se kumma schun zur Fader raus. Zweite Samml. 151; daselbst wird der Tintenklecks auch 'Schwein' genannt. Der Schaultze hoat ah Schwein gemacht! DWB. IX, 2441, 8. — **Schäkern.** Das Scheeckern fängt sich denn von ferne wieder an. Zweite Samml. 128. — **Schickse.** Ah hätte sene Schickse medam Schete Büchan Hulze halb zu Tude gekitzelt. Parnass 510. Müller-Fraureuth II, 422 b; DWB. VIII, 2664. Das Wort bedeutet hier 'Ehefrau, Weib'. — **Schiessel.** Ah hodich lange nachgestaagert, nu hodach au bam Schiessel kriegt. Zweite Samml. 15. vgl. Schiesse = Giebelseite, Giebel im DWB. IX, 29; Schmeller II, 478; über 'stakern' Weinhold 72 a. — **Schiessen.** Was untersteht ihr euch! Ihr seid gewiss geschossen, Drum wollt ihr uns den Kopf mit losen Worten blåuen. Zweite Samml. 126. Drechsler 225; DWB. IX, 44. In der Bedeutung stehlen S. 137 (Sie lassen überdies die langen Finger kleben Und sacken den Toback in ihre Taschen ein, Denn ihre Losung ist: Es muss geschossen sein). DWB. IX, 46, 6 c; Fischer V, 822. — **Schlendriren.** Sie schlendrirten (spatzierten wollt ich sagen) auf dem Felde herum. Erste Samml. 75. DWB. IX, 629; Kluge 395 b. Schlendrian, Parnass im Sättler 421. — **Schlenkerbraten.** Weil er (mein lahmer Gaul) nur Fuss vor Fuss die Schenckel weiter schickt, Wie wenn die junge Magd den Schlencker-Braten giebt. Erste Samml. 1. Schlenkern heisst 'den Dienst wechseln, aus dem Dienste gehen', und das abziehende Gesinde geniesst am Abzugstage mit besonderer Gründlichkeit den Schlenkerbraten entweder bei der bisherigen Herrschaft oder auf eigene Kosten auf dem Tanzboden. DWB. IX, 636. — **Schlieren.** Se hammersch feste eigebunga, Ich wall mich wul dervone schliern. Aleen se hoan mich halb geschunga, Mei Six! ich muss oich grakelirn. Zweite Samml. 150. DWB. IX, 690, 4; ebenso Zweite Samml. 209. — **Schluckzen.** Drum schlucksten auch die Bauern, Dass sie das Böckgen stiess. Erste Samml. 115. DWB. IX, 796; Fischer V, 957; der Bock stösst, vgl. Müller-Freureuth I, 126, 4. — **Schmalgern.** vgl. DWB. IX, 921, wo Belege aus Stoppe; Steinbach II, 459: conscribillare, neglegenter scribere. — **Schmettern** (zanken, schelten). Ihr dûrft hier gar nicht so auf die Javanen schmettern, Noch ihnen dergestalt mit Fluch und Hölle dråun. Neue Fabeln II, 222. DWB. IX, 1050; mnd. smadden. — **Schmu.** O do macht ich mancha Schmu. Zweite Samml. 209; diese Stelle bei Kluge 400 b. Älter ist ein Beleg aus einem anderen Schlesier, Chr. Stieff, in einem Gelegenheitsgedicht zum 2. Mai 1714 (Breslauer Samml. I, 216): Ist Schmuh zu machen, So dûrfft ihr lachen. DWB. IX, 1112; Weigand-Hirt s. u. — **Schnapsbein.** So suchte Hanns auch hier ein Schnapsbein zu erhaschen. Neue Fabeln I, 295. Kluge 402 a. Schnaps eigentlich Stück, Mundvoll. Im DWB. IX, 1169 ist Schnappbissen verzeichnet; verkehrt ist Zs. f. d. Ph. 26, 250. — **Schneide.** O håttar lieber spinn gelarnt. Doas hätte ju ern noch an Schneide. Zweite Samml. 93. DWB. IX, 1247, 2 c; Kluge 402 b.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— **Schnieben.** Das Croitze drůckt mich ju, ich koan derfür knap schnieba. Zweite Samml. 6. DWB. IX, 1329, wo noch mehr schlesische Belege; Drechsler 236. — **Schnupfen.** Der den Staub der Schul-Geschäffte Mit Gedult zu schnuppen weiss. Erste Samml. 169. DWB. IX, 1388; Frommann 6, 276, 46. — **Schusterstift.** Er (das Strichelchen) sieht so künstlich aus, kaum dass ichs sagen kann, Fast wie ein Schusterstift. Neue Fabeln I, 40. DWB. IX, 2086 unter Schusterzwecke. — **Schwaps.** Schwaps! gåb ihr der Apoll mit seinem Fiedelbogen Den Takt um ihren Kopf. Parnass 322; schlag her! Schwips! Schwaps! 146. DWB. IX, 2278. — **Schwenker.** Statt Schwånker und Contusch, die weiten Såcke trůgen. Parnass 319. DWB. IX, 2536 ein Beleg aus Sophiensreise, wo auch die Verbindung Contusch und Schwenker; vgl. Müller-Fraureuth II, 496 u. a. — **Schwarzgeschirrt.** Die Kinder hatten schier ihr Trinkgeld angelegt, An zwei Paar schwarzgeschirrte Tauben. Neue Fabeln II, 82. Nicht im DWB. Hängt das Wort mit 'schirren' zusammen oder mit 'die Schiər'? Schmeller II, 458 Mähne, Haarbüschel. — **Schwindeln.** Dass mir zu oander Zeet salbst dafůr schwingaln wiel. Erste Samml. 142. Schmeller II, 639 geschwing für geschwind. — **Seltsam.** Ke Mensch laschts Feuer åus, weils Wasser seltzam war. Erste Samml. 144. Drechsler 242; DWB. X, 548. — **Sendenmark.** Die Hoffnung steigt, sie kan auch sinken, Ihr Licht, das allzuleicht verglimmt, Muss oft wie Sendenmark im eignen Oel ertrinken. Parnass im Såttler 436. Sende ist die Binse. — **Six!** Ah wird, mein Sixe! dran gedencka. Zweite Samml. 87; 152: bei meiner Sexe! DWB. IX, 2780; Kluge 422 b. — **Simmert** (Sonnabend). Freut, ihr Bauern! euch deswegen, Wenn der Simmert Abschied nimmt, Dass der fette Suntig quimmt. Erste Samml. 54. Zweite Samml. 91: wenn der Simmert kommt. — **Sommer.** Ehr will ich mich darzu verstehn Wie andre Jungen an Palmarum mit einem Sommer rumzugehn. Zweite Samml. 23; Weinhold 90 b. — **Spadonieren.** Er machte sich schon Platz, und spadonirte sich Die überlegne Macht mit leichter Můh vom Leibe. Neue Fabeln I, 29. Spadon ist eine Art Hellebarde, ein zweischneidiges Hauschwert. DWB. X, 1, 1831; Schmeller II, 658. — **Spicken.** War vullnd zu Leipzig soal doas Schafer-Hamperch larn An ihs nich råcht gespůckt, hoot weder Glůck noch Starn. Zweite Samml. 143. (mit Geld wohl versehen? oder ist an die DWB. X, 1, 2220, 4 erwähnte Bedeutung von spicken zu denken?) — **Spinnegram.** Ah woar der Liebe Spinnegroam. Zweite Samml. 55. Nicht im DWB. — **Spröde.** Wie rief das spröde Pferd, die fette Weide dort, Wird dir vielleicht ins Maul von selbsten laufen sollen? Neue Fabeln II, 196. Da wird fremdes Sprôde-thun dich zu spåt die Demuth lehren. Erste Samml. 62. Steinbach, Vorrede zum WB. 1734: das Wort spröde hätte ich mit Herrn Fabri und Hedrichen weggelassen, wäre es mir nicht unter Günthers Gedichten vorgekommen. DWB. X, II, 142; Kluge 431 a. — **Sprödigkeit.** Durch diese Sprôdigkeit Ward der gemeine Mann zu Zorn und Hass bewogen. Neue Fabeln I, 48. — **Sprung.** Nun kommst auch du auf diese Springe. Erste Samml. 183. DWB. X, II, 205. — **Stängeln.** Sobald man dich (Buch) einmal gelesen hat. So stängelt man dich hin, so hat man deiner satt. Neue Fabeln I, 260. — **Stabefingernackicht.** Ah hått sen Schatz mit der Kucha-Schusse

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stabefingernackicht 3 mohl ûms Haus rim gejoat. Parnass im Såttler 510; DWB. X, 11, 367; Weinhold 20b (fingerstabenackt); über die Küchenschiesse DWB. IX, 39. — **Stämpchen.** Ich trank . . auf dein Wohl manch schônes Stâmpgen aus. Parnass im Såttler 341; Meringer, Wörter und Sachen 1, 8 gegen DWB. X, 11, 675 nimmt mit Recht an, das Gefäss habe seinen Namen von der Form. vgl. Drechsler 248 und Weinhold 93a. — **Steffen geigen.** Es bleibt doch alles in der Welt: Wem spahret man die nôthgen Kosten? Was soll das ungebrauchte Geld Der Nachwelt zu Gefallen rosten? Sind wir im Sterben alle gleich, So muss die Art des Lebens zeigen, Wer unvermôgend oder reich; Sonst wird man hinterm Steffen geigen. Erste Samml. 46. Unrichtig aufgefasst Zs. f. d. Ph. XXVI, 252. Der Sinn der letzten Zeile muss sein: sonst wird man dich hinterher auslachen, für einen Toren halten; Steffen ist ein unfähiger dummer Kerl. Müller-Fraureuth XI, 556; Fischer III, 224 erwähnt die Redensart: 'Man wird dir den Jörgen geigen', wofür man freilich gebräuchlicher sagt: den Jörgen singen. vgl. Bolte, Zs. f. d. W. I, 70. — **Stern.** Hoat weder Glûck noch Stern. Erste Samml. 143. Diese Verbindung ist ziemlich häufig: I, 206: Denn wenn ihr Glûck und Stern nach Wunsche finden sollt; II, 67: Wer hat zu kuppeln Glûck und Stern? Parnass im Såttler 246: Sprich mir gleich der Neides-Lästern Stern und Glück und alles ab. — **Strampen.** Er strampte mit den Füssen Neue Fabeln II, 200. Schmeller II, 814; Weigand-Hirt II, 983; Müller-Fraureuth II, 571. — **Süffling.** Dass Sûfflinge zuletzt die ârmsten Leute sein. Zweite Samml. 109. Bei Sanders III, 1113c ein Beleg aus Holtei. — **Teils** als adj. Einst sollte nun gemeldeter Hanns Dumm Die Hühner auf dem Boden fûttern. Theils waren eingesperrt, theils liefen frei herum. Neue Fabeln I, 15. DWB. XI, 349d. Auch in Steinbergers Tagebuch erscheint dieser Gebrauch nicht selten, S. 218, 219, 222 usw. — **Tintenkrieger.** Ihr tausendfachtger Dinta-Krieger! Zweite Samml. 89 (scheltend von einem Schulmeister gesagt). — **Topp.** Dop! Eh ich dir zuwider bin, Eh werf ich den Entwurf von deinem Lobe hin. Neue Fabeln, Widmung. DWB. II, 1053; Kluge 455a. — **Tootsche.** Hie hatter mene raichte Tootsche! Zweite Samml. 95. Weigand-Hirt II, 1028; Müller-Fraureuth I, 199b. — **Träschen.** Lachen, tråschen, jauchzen, schreien. Erste Samml. 79. Schmeller I, 569; Weinhold 99b usw. — **Treppenmagd.** Da gehts an ein Gestreite, Der fuchtelt rechts, der lincks, und jede Treppen-Magd Schârfft ihr Kuhdicium. Erste Samml. 209. — **Tunken.** Siech, wenn då grûssa wilt, su kratze medem Been, An tuncke wacker tieff! Zweite Samml. 9. Drechsler 265; Fischer II, 469 Tunker = Bückling. — **Überblasen.** Dir, werther Freund! dir zu gefallen Nimmt diess mein überblasnes Rohr Sich wirklich steif und feste vor Aus allen Kräften zu erschallen. Parnass 45. DWB. XI, 11, 141 ist statt 1835 1735 zu lesen! — **Überziehen.** Ich will ihn (den Vater) noch einmal überziehen und sehen, ob ich ihn umdrehen und auf bessere Gedanken bringen kan. Parnass 490; Lexer II, 1683. — **Verbeten** (durch Beten beseitigen). Die Sünde kônnt ich ja mein Tage nicht verbethen. Neue Fabeln I, 11. DWB. XI, 108. — **Verbiegen.** Wie lange warter mer nu noch ah Wag verbega? Zweite Samml. 5. DWB. XI, 100 auch 108 verbeugen, durch Beugen unbenutz-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bar machen. vgl Drechsler 79. — **Vergesslich**. Ma ihs ju goar ze vergesslich. Parnass 507; auch Neue Fabeln I, 215. DWB. XII, 423; Martin Lienhart I, 236 vergesserich. — **Vergnügsamkeit** (Genügsamkeit). Weil die Vergnügsamkeit den Reichtum überwiegt. Neue Fabeln I, 93 u. ö. DWB. XII, 473. — **Verhunzen.** Die Schwanen-Melodie auf einmahl zu verhunzen. Erste Samml. 14; auch Parnass 496. DWB. XII, 590; Kluge 469a. — **Verknäubeln.** De wemmer woas ze Frassa hoan, Mer warns schun kinn aleen verknoibaln. Zweite Samml. 92. Das Wort fehlt im DWB.; vgl. V, 1362. — **Verkrummen** (krumm werden). Gott liess ihn (den Kater) nun zur Strafe seiner Sünden ... Nach Wunsch verkrummen und verblinden. Neue Fabeln I, 15; Zweite Samml. 152: Ich wil verkrumma, an verloahma, Mei Schimmel trat mich medem Huff. Neue Fabeln II, 231: Sauf, dass du musst verkrummen und verlahmen Sauf oder stirb in aller Huren Namen. — **Verlesen** (verloren). Komm, mein Schatz, wir sind verlesen, Dass uns Glück und Seegen küste. Erste Samml. 78. DWB. XII, 778; Weigand-Hirt II, 1155. — **Verpantschen.** Denn wo sollte man endlich Wasser hernehmen Thee und Caffee zu kochen, weil dessen zu viel auf diesen Endzweck jährlich verpantscht werden müste. Erste Samml. 74. Weinhold 67a eine andere Bedeutung; im DWB. fehlt das Wort. — **Verplempern.** Lass deiner Kindheit schon von Weiber-nehmen träumen, Du möchtest sunsten gar den Jungfern-Markt versäumen! Verplempre dich fein bald, du ungezogene Welt! Erste Samml. 8, sehr häufig. — **Versändern.** Die Wellen mussten ihn (den Stein) hier Augenblicks versändern. Neue Fabeln I, 220. DWB. XII, 1041 bisher nur aus Schlesien nachgewiesene Bildung. — **Versternen.** Wo der versternte Hund in das Gehirne bricht, Da machet sich der Wurm von allen Ecken bloss, Da reisst sich der Verstand von seiner Halffter los. Zweite Samml. 127. Drechsler II, 317. — **Wasserstande.** Wu findtma denn an Stoadt, Die uben zugemacht, un wie an Wasserstande An breten Deckel hoot? Zweite Samml. 11. Weinhold 93a; DWB. XII, 2513. — **Wesen** (Krämpfe). Då beste Kuh am Stalle Hoots bise Wasa kriegt. Zweite Samml. 4. — **Weinzahn.** Er schlug sich auch den Weinzahn aus, Um vor dem Podagra sich gleichsam zum Voraus Mit grosser Klugheit zu verwahren. Neue Fabeln I, 172. vgl. Sanders III, 1698a. — **Wild.** Den wenn Pecor von Lust getrieben In wilden Ehstand sich gewagt ... Parnass 330; DWB. XIV, II, 33; Ladendorf 343 — **Würgeband.** Lasst uns Würgebänder machen. Und das weitgedehnte Vivat in ein alla breve ziehn! Parnass im Sättler 81. Die Redewendung fehlt bei Sanders, Heyne u. a. Sie ist heut ganz geläufig und bedeutet 'nicht heraus wollen mit einem Geständnis oder Umstände machen'. — **Wurm** (gelber). Vurmohls wenn då gala Würme klungn Seen wir ûm då Saule rim gesprungn, Och då Geiga warn gestimmt. Zweite Samml. 208, vgl. 216. Gemeint sind die Posaunen und Trompeten. Bolte, Der Bauer im deutschen Liede, 66 Anm. — **Zach.** Ihr, die ihr zaches Holtz mit stumpffen Aexten spaltet. Erste Samml. 116; ebenso S. 105: Täglich zaches Flöss-Holtz spalten, Weib und Kinder zu erhalten, Ist ein sehr beschwerlich Thun. DWB. XV, 9; bei Steinbach, tenax, viscosus. — **Zaihn** (?) Mach, dass uff då neue Wuche, Inse Huchzig ver sich geht. Rede du salbst medam Kuche, Dar sei Hamperch raicht verstiht. Nubber Hans an schwartza Pluder-Hosa Wird

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ah dulla Zaihn ze Sprunge blosa Besser as der lahme Schmiedt. Zweite Samml. 66. — **Zaun.** Auch bei Stoppe findet sich ein Wechsel zwischen Zaun und Zaum. vgl. z. B. Müller-Fraureuth II, 693. z. B. Erste Samml. 149: Such Pursche, wie ich bin, Wåchst nich hinger alla Zoima. — **Zaumpflock.** 1738 Neue Fabeln 247, aber in der Ausgabe von 1740 steht Zaunpflock, 1745 wieder Zaumpflock; 1738 I, 262: Ein alter Zaum, ein neuer Zaum, 1740 steht Zaun, 1745 wieder Zaum. Das Verhältnis zu den drei Auflagen ist durchgehend dieses. — **Zätscher.** Allein was war's? Der Tschåtscher rauher Schall, Der anfangs leidlich schien, ward innerhalb vier Tagen Dem Hausherrn eine Last. Neue Fabeln I, 27. Müller-Fraureuth II, 692 b. — **Zusammensiegeln.** Da meckern die Ziegen dem Bocke zu Liebe Und siegeln zusammen mit hitzigem Triebe. Erste Samml. 85. — **Zweikreuzer.** Philinde, die schöne Tochter eines reichen Zweykreuzers, hat mich . . ein einziges mahl gesehen. Parnass im Såttler 486. — **Zwirn.** Wie manche Frau liebt einen Mann, Der gleichwohl hinter ihrem Rücken, Den ihr gehörigen Zwirn an Mågden zu verflicken, Sich heimlich angewöhnt . . . Parnass im Såttler 428. Auch heut noch so gebräuchlich. — **Zwitscherhaft.** Die zwitscherhaften Schwalben. Neue Fabeln II, 78.

Vom Weberaufstand im Eulengebirge.

Von Wilhelm Schremmer.

Der alte Weber H. in Steinseifersdorf erzählt:

īch wōntə dōmols nō nī ai Saiwršdurf, īch wōntə ūba ai frīdrichsgrunt. īch wår nō a junəŋ kalə. dī nūt wår dōmåls fir grūs, fīl grisəŋ åls hoitə. mir won acht kindŋ unt fåtr unt mutr. na, tsu lāba håt mir olə nich fīl, mir gina mitm fåtr ai a pūš, dr fåtr wābrtə imŋ; īch ō dō wårf a əm fumrtāgə, dō gins unda ai pitršwālə bai tswantsiarn lūs. a pår wābr won hēmtrån, dī priltas bālə im darfla aus. dås wåŋ a gəprilə! dō ranta fīlə glai no pitršwālə, unt īch ō mitə. dŋ paufa kolə unt īch won fona wek. wī mir durch faiwršdurf kåma, štonda alə loitə foŋ a hoifarn, dī fåta: „blaibt ok derhēmə!“ uf dr pitršweldŋštrōsə hurt mir šunt dī glōka ai pitršwālə loita. īch kundə kaum no lōfa. bai tswantsiarn fågs går bīfə aus. porcha unt wulə låga aim gråba. dī waibŋ won bīfə lūdŋ. dī šmisa dī wårə aus a fanstarn nundŋ ai dī bāch unt trompilta drufə rim. dī gina drūf wī blichŋ. na, hīr okə, dås fåg bīfə aus. bai da andarn fabrikanta fågs nī besŋ aus. dī fanstŋ wårn tserslōn, grūsə hefa fo loita tsūga im dorfə ūf unt ōb. tswantsiər hotə fich ai ēnə grūsə kistə ferštakt unt hotə fich tsum tōrə rausforn lōn. fī hetan tserrisa. baim hōfrichtŋ fågs ō fīr bīfə aus.

nōmits gins nībŋ ai dī bīlə (Langenbielau) tsū diricha. taufində worn uf a štrōsa. åbŋ di loitə hota tsū fīl gəlīda. olə tāgə blōs kartufiln und monchmōl putŋmilch! for a pår bīma dī langə arbait! denkt ok, īr loitə, ma kån dī wūt ferštīn.

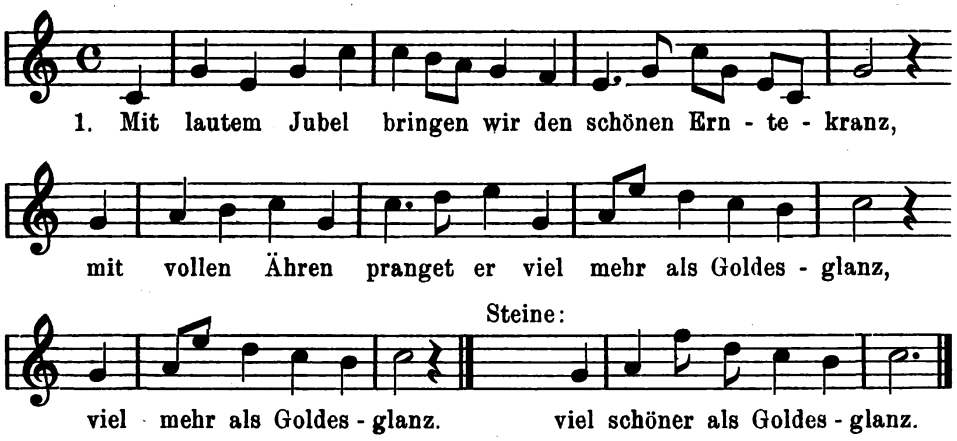
dan kåm militér å, dō macht īch mich widŋ hēm ai a frīdrichsgrunt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Erntekranzlied.

Von Wilhelm Schremmer.

Es ist eine fesselnde Aufgabe, das schlesische Erntefest, die Kirmes, zu betrachten, soweit das Lied sie besingt. Nicht nur tauchen viele örtliche Eigentümlichkeiten auf, die sich in Wort und Weise spiegeln; das Lied vermag vieles in Sitte und Brauch zu erhellen, Gefühls- und Gedankenrichtungen aufzuklären, die sonst unbeachtet bleiben [1]). Noch heute ist es in vielen Gegenden Sitte, beim Erntefest die Krone, den Kranz, durch das Dorf zu tragen, wobei ein Lied gesungen wird, das leider noch zu selten aufgezeichnet wurde. Wie lange das Lied in Schlesien schon lebt, ist nicht festzustellen; wichtiger ist die Frage, wo es heute noch im Festzuge, beim Eintritt in das Wirtshaus u.s.f. von Jungen und Alten gesungen wird. Es lebt sogar noch vor den Toren Breslaus. Die folgende Fassung stammt aus Althofnass im Landkreise Breslau. Bauernmädchen sangen es mir vor.



2. Mit scharfem Sens- und Sichelschlag | Ist nun das Feld geleert,
Geerntet ist nun auf ein Jahr | Was Gott uns hat beschert:

3. Die vollen Scheunen strotzen nun | Von mildem Überfluss,
Wir haben wieder auf ein Jahr | Den reichlichsten Genuss.

4. Das Brot schmeckt uns so doppelt gut, | Wir wissen, was es heisst,
Wenn man's mit saurem Schweiss verdient | In aller Müdigkeit.

5. Gewiss der brave Bauersmann | Ist da kein Tagedieb,
Er ernt und nimmt, soviel er kann, | Mit wenigem vorlieb.
(Er arbeit' immer, wie er kann | Bei wenigem Verdienst.)

[1]) Vgl. Mitt. 21, 219; Schremmer, Volkslieder a. d. Eulengeb. S. 146, 173.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

6. Gottlob, wir sind gesund und frisch | Statt (trotz) aller Arbeit Last,
Das gilt jetzt mehr als Wein und Fisch | Im prächtigsten Palast.
7. Nun wünschen wir dem Gastwirt Glück | Und schenken ihm den Kranz,
Das ist der Jungfrauen ihr Meisterstück, | Der schöne Erntekranz.

In Steine an der Oder, wenige Stunden entfernt, wird das Lied mit geringen Abweichungen im Wortlaut und der oben angegebenen Änderung der Weise im vorletzten Takte gesungen; vielleicht hat der Strom den Ausgleich zwischen den einander naheliegenden Orten gehemmt.

Auch das Lied vom „Weezekranz" habe ich in den Kreisen Trebnitz und Wohlau noch oft angetroffen; in vielen Dörfern des Kreises Breslau ist es unbekannt (vgl. die Fassung aus Harznau Mitt. 21, 219; auch Schremmer, Volksl. a. d. Eulengeb. Nr. 171):

Dar Weezekranz, dar Weezekranz, | Dar Weezekranz gieht on!
Uff a Sunntig, lieber Franz, | Ies bei ins der Weezekranz . . . . .

Sang und Lust im Glatzer Dorf zu Grossvaters Zeiten.

Von Friedrich Graebisch.

Die Texte sind nach dem Berichte des Bauergutsbesitzers Johann Schubert (Hans Jörge) in Dürrenberg (in der Mundart von Wilhelmstal, Kreis Habelschwerdt) aufgezeichnet.

Zur Aussprache: e, ǟ, o und å sind vor r sehr offen zu sprechen, im übrigen sind ǟ und å halboffene Laute.

v ist bilabialer, w labiodentaler stimmhafter Reibelaut, z. B. ōwa (Ofen), ōva (oben), vęntr (Winter).

d, b, g sind im absoluten Anlaut und nach Stimmlosen ohne Stimmton zu sprechen.

Wörter, deren Auslaut oder Anlaut von der Norm abweicht, sind durch Bindestrich verbunden, z. B. ēſ—a (ist er) statt ēs a, mēt—siȼh (mit sich) statt mēt ſiȼh; sprich: ēſa, mētsiȼh. In Klammern geschlossene Buchstaben werden nicht gesprochen, z. B. līs—(ſ)iȼh (ließ sich), sprich līsiȼh.

Einleitung. fǫm ſęna on fǫm lǫstiȼhſain | aim dorf tsu āla tsaita,
vī dat ſiȼh jǫng — on ālt tåt frāin | bai glētša[1]) pauɾšlaita —
aim frījår on tsr ſumrštsait, | aim herpst, ven štermə gina,
m vęntr, vens gəfrūr on šnait: | m dorfə tåt ma ſęna!
ma ſon fǫ traiɾ līp, fǫm krik, | fǫ topan[2]) heldntåtn,
fǫ frāid — on lāit, fǫ grōsm glęk, | fǫ meȼhtja pǫtntåtn.
ā monȼhɾfrǫm līdla, gōt-(d)rgān | ai traiɾ ſorj — on nēta,
vī ǫft hōts trōst on šterkə gān; | gōt līs-(ſ)iȼh dorȼh drbēta[3])!

[1]) glētš glätzisch. [2]) topr tapfer. [3]) drbēta erbitten.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

frštǫmt ēſ — ęts dr fǫlksgəſaŋk, | bəgråva on frgasa;
vū, vī on ven a frīr drkloŋ, | drhęndr kęntrš lāſa!

„fǫm ſęŋa on fǫm lǫstiċhſen m dorfə tsu āla tsaita“ ſęla dī tsaila drtsēla, on vail fǫ dr āla on dr ętsija a himlvetr ǫndršēt—sen tut, dǫ mis mr ǫns ā fīrštela, dos ǫnſə ętsijə ai fuftsiċh åvr hundrt jårn ā vēdr „di ālə“ hāisa vat.

andrš vårš frīr ǫfm dorfə vī haitə. dos gantsə lāva špēlt ſiċh ai am eŋan krāiſə ǫndr ſēċh op, on voṛn də laitə ǫndrſoma vī a grōsə famíljə. męt — (d)r arpt vårſ̌ — ā nōġ — andrš, dī gå tsum lǫstiċhſen on am līdla ā nōċh tsait. jō aſǫgår ēvr dr arpt līs — (ſ)iċh a gəſeŋla åštęma; åvr haitə gēt dås nęmə. di draš- on andr mašin maċha a tsǫcht, vinjr laitə ſen ā drtsū, on bai olm hāists aċht gān! na, m grǫndə gənuma, ſen, vī gəſā̆t, di dorflaitə ā andrš voṛn. īr ſęŋa on tęċhta[4]) ēs mā̆r ais vaitə gərę́ċht, on s nōndə ēſ — ā nęmə aſǫfl[5]) vāt vī frīr. dås hōt — (d)ə tsait aſō mēt — siċh brōċht on ēs nī tsum endan. ven nū åvr fǫ dam ſęŋa on fǫm lǫstiċhſen m dorfə tsu da āla tsaita drtsēlt vān ſōl, ēs dr grǫnt — (d)āṛ, dos da eldan laita, dī frleċht nōċh monċhəs drfō mēt — (d)rlāpt hån, dåſ — ai də dṛęnruŋk gəbrōċht veṛt, on də jǫŋa ſęlas gəwåṛ vān, vīs tsu āla tsaita ǫfm dorfə tsūgiŋ, on dos dō ā frāidə on lǫst grādə aſǫ gut tsu fęnda våṛ vī haitə, ven ā a grōſala[6]) andrš vī ętsə. haitə hōt — (d)os jǫŋə fǫlk aſō fēl frgnījn męt tantsa on jukan[7]), dos (s) gåṛ nī gešaidə veṛt, āimōl fīṛm andan. di laitla dōtsumōl voṛn męt īṛm lāva tsufrēde on dōdrmēd — ā glękliċh. də vǫrn fēl frtrailijr[8]), on dī haitsutåġə aſō gəſuċhtə glaiċhhāit våṛ frhanda, on våṛ dr pauṛ on də paiṛn[9]) nī dr her on də frā, nāi dī voṛn bai ola, bəſǫndrš bem gəſęndə, fåtr on mutr. aviŋk våṛ dat šǫn daṛ haitijə kǫmnismus aim gaŋe, aidām də dīnstbōta ā męt — (d)ām, vos dr akr hāṛgå, bəlōnt vuṛn; knāiċht on māidə krīċhta lain, håvr gəſēt ådr ādepl gəštokt. pūṛ gelt våṛ rārə, on dastholvə blēn də laitə mā̆ṛ drhāimə on ǫndr ſēċh. a lǫstiċh gəſeŋla on a andr klāinə rēgratsjōn[10]), on də laitə voṛn kvītšfrgnīċht.

gəſǫŋa vūṛ tsu jēdr tsait fǫ jǫŋg — on ālt, fǫ kęnd — on gəſęndə, fǫ jǫŋa peṛšlan on māidlan; dr fǫlksgəſaŋk vår ēvərål drhāimə. nāvr ānsta[11]) šorka-, šęndr- on šlendrlīdlan, vī ſə ſə hīsa, vuṛn di frǫma, reljēſa nī frnōċhlēsiċht. haitə ęs (s) andrš, dǫ ſęŋt ma nęmə ſalvr; dō hōts mašínla, dī hån ən grōsa, grōsa treċhtr, vī ā de brailaitə[12]) tsum bīṛfęla en hota. å dām mašīnla laiṛt ma a bęsla, s krest[13]) a grōſl[14]), aſō a talala[15]) veṛt lebéndiċh drǫfə, on — hǫstə nī gəſā̆n! — dǫ ſęŋts on rets, on də laitə štēn drbai on herċha[16]) męt maul on āġa. åvr aſō a ālə gəmītlikāit on aſō a ręċhtijə, vī ſōl iċh n ſā̆n, a åndoċht, vī tsu da āla tsaita ēs nī drbai. šådə ęm da āla fǫlksgəſaŋk, ſ ēs nęmə tsum endan! lǫmrš[17]) ſen! dṛęnan mr ǫns līvr, vū, vī on ven də āla gəſǫŋa hån.

---

[4]) tęċhta (dichten) ausdenken. [5]) aſǫfl soviel. [6]) a grōſala ein bißchen, etwas. [7]) jukan (juckeln) jubeln. [8]) frtrailiċh (vertraulich) gegenseitiges Zutrauen habend. [9]) paiṛn Bäuerin. [10]) rēgratsjōn (Rekreation) Unterhaltung, Erholung. [11]) ānstə ernst. [12]) brailaite (Bräuleute) Brauer. [13]) kresta schw. v. kreißen, ächzen. [14]) a grōſl (fem., örtlich auch masc.) ein wenig; Demin. a grōſala, s. Anm. 6. [15]) talala Tellerchen. [16]) herċha horchen, zuhören. [17]) lǫmrš lassen wir es.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sommersonntag. ſaɒ mr męt — (d)am tsaitlija frījârə å on šān tsū, vī aſō m jâršlāfə bai a dorflaita, vī lǫstiçhſen on ſaŋg — on klaɒk — (g)əhanthåpt vūr. bai dam en špręçhla hāists erštə tsailiçhla[18]): „męt klāinm feɒt ma å", on dǫ ſōl męt a klen ågəfaɒa vān. ſumrſǫntiçh! går ǫftrmōls nōġ — m tifsta vęntr, kāi åtsāiçha fǫ am ſumr, nī a grīn špaiala[19]) tsu merka. monçhəsmōl ā šǫn lerçhaſaŋg — on finkašlåk; dǫ ånt ma on merkt šǫn vås fǫm ſumr. ſais, vīs — (ſ)ai, on ęs (s), vīſ — ęs (s)! dǫ huša fǫ em tsum andan hauſə hatija[20]), klāinə laitə męt grin vępalan, vū drǫfə šǫnt də rōſa blīn, vens ā oçh blōs popīrnə ſen. vū dī naigēn, klęɒts glai aus kęndrkāla:

ēçh bēn a klāinr pǫmr | on kǫm tsu aiçh tsum ſumr on aſō vetr.
lǫstiçh gēts tsū bai dār gəſelšǫft, on āis meçhts andr ēvrtrǫmpfa męt ſęɒa on tsueršt ai am hauſə ſen.

Im Frühjahre auf Wiese und Feld. vår nū nōçh laɒa, laɒa vǫçha entliçh dr vęntr frbai, ons vūr āvr[21]) on traijə ǫf da feldan, šolt fōġlſaŋg — on frōšgəkvākə, on blūma on grīnəs hēpt də kepla, dō vān ā də dorflaitə fǫ dr frāidə ågęštokt, on monçh lǫstiçh līdla drɒt aus dr menšabrǫst on štęmt mēd — ai ais olgəmāinə jūvlīrn ai dr fraia, vēdr drvaçhta natūr. də māidla bem vēſa ōf(f)āin[22]) on tɒnrbrāita van nī īr šnāvala hāla on ſęɒa męt a lerçha ęm də vetə. on akıš- on ējəmån fęnda lǫstijə tēnə bai īrr arpt. ſalvr dr pauŗ, ven a dorçh ſai raiçh, ſen akr, gēt, ſumd — a līdla fīr ſiçh hē on ēs štǫlts ai ſem bəvǫstſain: „Der Bauer ist ein Ehrenmann, und wir hätten ohne Bauer nichts, die Städter litten not."

a ūrālr naršr gəbrauçh mūſ — ā mēd — ågəfūrt vān, dār fēl juks on gəkęnšə bai da jǫɒa felkan tsuvāijə brōçht. ven tsum fairōmdə da akrš — ådr ējəmån tsum ersta mōl ausgəšpont kåm, on a vår nī nos voɾn, dǫ posta šǫn di māidla-gətsaikla[23]) ǫfa on bəgristan męt am antlija trāišə[24]). dār drēt a špēſ — ęm on gå antliçh vēdrpatə, on ēr vår kāi ōfhārn, bis bēdə pata pfętsəſēkrnos voɾn. åvr dås šot nī, s vūr a hetsə[25]), on traijə vūr ma vēdr.

vår štål on fīçh bəręçht ons andr tūvrij[26]) — ā, gås nōġ — m fairōmdə nōġ — a štęndla tsum mārn on drtsēla ai dr lōa lǫft ǫfm hausbeɒkla, on a .hiš ōmtlīdla dorft nī fāla.

dos ā bai ar reçht bəšvārta arpt di dorflaitə nī frdrēd — on vǫndrbaliçh[27]) vuɾn, derf — (v)ǫl ols a eksémpl galda, dos ai da derflan ai a hōçha barja, vū də feldla ǫf da hōçha lan[28]) ken vān on kāi råtvr nuflīsa, dr tęnr on də åvand — ai bǫta nufgətrān vūr. də nǫkvan hilfa anandr, on dō vår ǫndr da ſeks bis ocht bǫtalaita, mons- on vaisbęlan, ǫf m rękvāijə ſęçhr kāinr ārdrēsiçh[29]), on ven jō, brōçht a šęndrlīdla ols vēdr ai a lǫstijə štęmuɒk.

---

[18]) tsailiçhla altes Demin. von tsailə Zeile; Deminutiva mit dem Doppelsuffix içh + la sind im Glätzischen fast ausgestorben. [19]) špaiala zarte Spitze von Pflänzchen. [20]) hatiçh hurtig, schnell. [21]) āvr schneefrei. [22]) vēſaōf(f)āin Wiesen (auf)fegen. [23]) gətsaikla junge Frauensperson (im freundlichem Sinne). [24]) trāiš Guß. [25]) hetsə (Hetze) Durcheinander bei Scherz und Spiel. [26]) tūvriçh (Tuwerk) Tagewerk, Arbeit. [27]) vǫndrbaliçh verdrießlich, schlechter Laune. [28]) lan (d. pl.) Lehnen. [29]) ârdrēsiçh verdrießlich, verstimmt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Karwoche und Ostern. om grindṓnrštijə vår̥ š hånpreša[30]) ons āir̥ſuc̱ha, a arptla fīr̥ di klāinə gəſelšǫft. ętse rēda ſə fǫm ōstrhåſa. voṛn å dām tåġə də glǫka frštǫmt on om karfrétijə, giɒa jǫɒa męt klopan ōw—on tsū on tsaić̱hta šmarć̱hst[31]), mętić̱h on ōmts dos āwəleta å, bəſǫndrš ai da derflan, dī vait vek fǫ ar kerć̱hə voṛn.

ai dr matrvǫc̱hə[32]) vår ols dam ānstə dr tsait ågəpost, on voṛn bem špęna, on vū ſęstə a līdla drkloɒ, blōſ—ālə, šēnə gəſeɒə fǫm bętan laida gəſǫɒa; åvr tsr ōwrštēuɒk kloɒ dos·haləlū́ja ā laut mēt naus.

ſęnōmts vår ā də fair̥tåkbekərai m gaɒə, on vuṛn tsr ōstrtsait mā̄r̥štns ōstrbrōtə gəbaka. ōstrſǫntić̱h must—(t)saitlić̱h ōfgəštanda vān, ęm dos ma də ſǫnə rufgətantst kǫma ſåc̱h. å da bēda ōstrtåġa vūr̥ fǫ monsbęlan[33]) on ā fǫ a vaislaita nōġ—ēmaus[34]) gaɒa, ſǫntić̱h də vaisbęlr on mōntić̱h də monslaitə. dō must—(t)saitlić̱h ōfgəštanda vān, on ęm dos—sə nī fršlōfa tåta, vūr̥ ausšmakōstrt[35]), ſǫntić̱h də peṛšla də māidla, on om mōntijə ęmgəkåṛt. bai da prǫtsesjǫ́n nōġ—ēmaus vuṛn fǫ dān, dīdə mētgiɒa, šēnə, reljḗſə līdr gəſǫɒa, on vår̥ dō dr fǫlksgəſaɒk om ręć̱htija plotsə.

om ōstrhailija tåġə ådr ſǫnst å am ſǫntijə vūr̥ ęms kan[36]) gaɒa. aus dām om ōstrſęnōmdə bai dr fair̥vaiə[37]) gəvaita hǫltsə vuṛn kraitsla gəmac̱ht; on męt da gəvaita polma on dam gəvaita ōstrvosr giɒs naus ǫf də feldr on vuṛn kraitsla on polma tsr vęntrſōtə gəštokt on męt—(d)am gəvaita vosr bəšpreɒt, ęm dos ǫnſr hergōt ſen ſā̄jn gān ſōl. ā gəšǫsa vūr̥ drbai, m ōwr̥štandna tsu äṛn.

ęm də ōstan ådr šǫn ai dr fostə gån də påta īṛn påtlan[38]) a grindṓnrštić̱h[39]): kreɒl, štrētsl, šnekahaiſr vår̥ dos gəbaknə, pfafrmonə on andr tsǫkrtsaik vår ā drbai. dō voṛn frāida bai dar̥ klen gəſelšǫft!

Frühjahrssaat, Flachsjäten. ēvr di frījåṛšſōtst[40]) gås fēl arpt, on a jedəs must—(d)rǫfə hāla. dō hot ma ǫf andan dęɒan kāi gədaɒka. åvr drnōc̱h kåm vēdr a arptla, vūs vēdr lǫstij—on ſęɒrić̱h tsūgiɒ: s floksjāta! dō voṛn r vēdr mā̄r̥ baiſoma, s vår̥ nī åštreɒnić̱h, on ęm dos bai dam varma vātr ſić̱h nī dr nękršdrfr her[41]) aifēnt, vūr̥ monć̱hs līdla gəſǫɒa. dō vūr̥ də tsait nī laɒk, on s tsāt[42]) besr.

Mai. om eṛšta mai vūr̥ a māidlan fǫ da peṛšlan a māia[43]) ǫf a męsthofa gəſotst, a šēn gəpǫtstr fić̱hta- ådr tonavępl. tsum šāvrnāk šrātst[44]) ā mōnć̱hmōl āinr ar̥ jǫmpfr da māia on vūr r̥ a ālr fīr̥š fanstr gəſotst.

līſ—m mai dr gúguk ſai štęmə hā̄r̥n, dǫ fūlt a jēdəs bem eṛštamōl rufa ai də tošə, ǫp a gelt – (d)ręnə hot, vail a ſa[45]) dat imr hån vīr̥.

---

[30]) hånpreša Hahnpreschen (eine Belustigung). [31]) šmarć̱hst morgens. [32]) matrvǫc̱hə (Marterwoche) Karwoche. [33]) monsbęlt (pl. monsbęlr) Mannsperson; entsprechend vaisbęlt. [34]) nōġ—ēmaus gēn zu den Emmaus-Stationen (bei Wilhelmsthal) gehen Gebete verrichten. [35]) ausšmakōstan durch Schläge mit der „Schmackoster" wecken. [36]) kan (Korn) Roggenfeld. [37]) fair̥vaiə Feuerweihe. [38]) påtla Patenkind. [39]). grindōnrštić̱h (Gründonnerstag) das jährliche Patengeschenk. [40]) ſōtst Saatzeit, Aussaat. [41]) dr nękršdrfr her der Sandmann, d. h. Schlummer. [42]) s tsāt es gelingt. [43]) māia Maibaum. [44]) šrātsa entwenden. [45]) ſa (sein) davon, welches.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

m̥ – (m)ai vuṛn ā nāvr da kerćhlija ā nōch fēl maiondochta aſō gəhāla, mā̄ṛštns dat, vūs vaid — ai de kerćhə våṛ, on vūs doch ǫftə a klāinə kopálə hot. dō kloɒa dī šẹn mai- on marīalīdr on fūlt — sij — ajēdəs aſǫ rećht åndećhtićh.

Wallfahrten. tsvẹša ſōtst on hāiādm[46]) vår ā di bestə tsait, vū də dorflaitə īrə rāiſa machta, aidām dos vōlfåṛtagēn gəmacht vūṛ: monsmr[47]) on vaisbẹlr mẹtſoma, gantsə hādla, ǫf olndrf[48]), våṛtə[49]), špẹtsija bark, grūlićh on ſǫnst ā nōch vūhḗ. gåṛ nī ſalda våṛ — ſ̌ — ā, dos āinr ådr dos andr aſǫgåṛ bis nōch pōla, ǫf tšenštǫcháu, on ǫf marīa — tsel giɒa. voṛn r a nāijla baiſoma, dǫ vūr flaisićh gəbat on gəſǫɒa. dī šẹn mutrgōtsgəſeɒə vǫrn bai ſẹla vōlfåṛta rećht šēn on drbaulićh fīṛgətrā̄n, on di ſeɒr voṛn rećht tsufrēdə drbai.

Auf der Weide. ven ſićh feld — on vēſə vēdr ai īṛn šmuk, gråſ — on blūma, gəklet hota, vuṛn də fīćhr ǫf də vāidə gətrēva. tsu dam eṛštamōl-austraiva giɒs lǫstićh tsū. ols, vos a bāin hot, must mēt, åvr də hauptpeṛšōn våṛ dr kījǫɒə. mẹt ſainr paitšə rəjīṛd — a ſai gants hādla. jēdm štẹkla hot a a glekla ẹmgəheɒt, on ai dār īṛn klaɒk štẹmt ſai heṛtagəſeɒla mēd — ai. vaid — ēvrš tål šolta ſai līdla, on šēn våṛš, ven ſićh tsvē kīṛta[50]) anandr tsūſoɒa. mẹt ſainr paitšə macht a mẹtǫndr a antlićh knolkǫntseṛt.

Johannesfeuer. āi gəšeftla hota di kīheṛta nōch tsu bəſorja, vos — (s)ə a gantsə tsait ai åšprūch nåm, s jǫhonstićhfaiṛ ōfrẹćhta. å da ſēva hāilfaiṛ-[51]) nǫchmẹ́tija fīṛm draiatsventsićhsta juní voṛn ſə gåṛ råſnićh flaisićh raiſij — on hǫlts tsuſomatsuštēsa[52]), ẹm dos (s) och šǫn a rećht grōsr hofa vūṛ ons rećht laɒə brant. on om jǫhonə-ōmdə, vens tǫɒklt, kåma fǫ ola ſaita tseɒstrẹm jǫɒa on māidla on də kījǫɒa mẹt grōsa pẹɒkan[53]) āla štålbāſman[54]) ågəvandrt. vens fẹnstr gənuɒk våṛ, vūṛ š faiṛ ågətsẹnt, on ēvərål ǫf da barja kun ma r[55]) ſān. vens rećht šēn halə brant, vuṛn də bāſm ågətsẹnt on drmēt drẹm rẹm gətantst on gəprešt[56]). ā fǫ andan barja lećhta[57]) faiṛ rēvr, on dō kloɒ monćhr frāidijə šrai rēvr on nēvr. dō giɒs lǫstićh tsū, on monćh līdla våṛ dō ǫfm plotsə, on monćhə narhāid — on nekərai vūr ǫndr dam jǫɒa fǫlkə gətrēva.

Hochzeit. nōch dr ſōtst on ā ſǫnst tsu posnijr tsait vūṛ hukst gəmacht. dō giɒs hōch hāṛ ǫfm dorfə. a påṛ tåġə drfīṛ giɒ dr ånvalt ådṛ hukstpētr[58]) m grẹsta štåtə, m tsəlindr, m gūda švatsa åtsījla, a grōsə ričhə[59]) mẹt am laɒa rōtſaidna bandə om rekla, tsu a frvanta on bəkanta fǫm brautpårə on lot — sə mẹt ar šēn gəſotsta rēdə ai. fīṛ dam aiɒklija hukst(t)åġə vūṛ š brautfūdr fǫ dr brautə tsum braitćhm gəfåṛn. s must aſō gəlåda ſen, dos ols tsu ſān våṛ, bəſǫndrš də fādrbetə; špẹnrādla on a šterdl putrfås mẹt mesiɒkrāifa toṛšt nī fāla. hẹndrm brautfūdr fūr ai aṛ nōvla kolésə də betfrā. dī våṛ fǫ ola, bə-

---

[46]) ādm (fem.) Ernte. [47]) monsm (pl. monsmr) Mannsperson. [48]) olndrf Albendorf. [49]) våṛtə Wartha. [50]) kīṛtə Kuhhirt. [51]) hāilfaiṛ (m.!) Hagelfeier (eine Andacht an den Nachmittagen der sieben Sonnabende vor Johanni, wonach die Arbeit ruhte). [52]) štēsa stössen, aufschichten. [53]) pẹɒkl Pack. [54]) štålbāſm Stallbesen. [55]) r ihrer, deren. [56]) preša rennen. [57]) lećhta (hier =) leuchteten; dafür in einigen Orten lochta (Vergangenheit ohne Umlaut). [58]) hukstpētr (entstellt aus hukstbētr Hochzeitbitter), ånvalt oder drūšma Brautdiener. [59]) ričhə Blumenstrauß.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ʃǫndrš dam klen fǫlkə, ganə gəʃān, tāilt—sə doch, vī a andr gut enala m kręs-kęndlašpēlə, olrhant gūdə gōva aus: tsǫkala, pfafrdęnr fīr də kęndr on brōtšnēta, prātsala on andrš mār fīr də arma laitə. dī milda gōva kåma fǫm brautpårə, vos—(s)ich dorch ʃai vōltētichʃen s glękə on a ʃājn aim ēəštandə ʃęchan vul.

om hukst(t)åkmarja kåm dr braitchm męt m ånvaltə on a hulan[60]) ais brauthaus, vū tsueršt fǫm hukstpētr də ausvervunk on vek(g)ōvə ǫndr fršīdna gəbraicha gəmacht vūr, on dōdrå šlūs—sichs frīštękə. brautjǫmpfan on jǫnk(g)əʃéla, šēn gəpǫtst, voրn nāvr da andan hukstlaita lǫstich on gūdr dęnə. nōch dam frīštękə gins, də mūʃiganta å dr špętsə, ai də kerchə tsum train. nōg—ar aikārə bem šenka gin dr braut(t)sūg—ais brauthaus tsurękə, vū dr braitchm də brautə on də gestə męt ar hukstmōlst[61]) bədīntə, on vår dō ōfgətęšt ols, vos gut on tair vår. dr drūšma ådr ånvalt macht męt ʃen rəsa[62]) də gantsə gəʃelšǫft lachnich; jǫmpfan on jǫnk(g)əʃela machta męt īrn pǫmprneslan on andan tsǫkrdęnan a rāinəs håglvātr, on s gējnʃaitijə neka on tsumnarnhån gin rēvr on (n)ēvr, on dos gəkęnšə nåm kāi endə. nōch dam huksta[63]) gins tsu am tentsla tsum šenka, fanavek vēdr də mūʃiganta. braut-šālaitə[64]) kåma vǫndan[64]). (Schluss im nächsten Bande.)

Zwei Adventspiele. I. Wermsdorfer Adventspiel.[1])

Nach mündlicher Überlieferung des Ignaz Jackwerth (Weikersdorf).
Aufgefunden durch Fritz Rotter in Mähr.-Schönberg.

Spielleute angezogen wie im Christi-Geburt-Spiel Hermesdorf.

1. Ritter, der Zorn: Rote Schösseln und rote Ärmel, Kürassierhelm und weissen Kürass, Visier, Lanze, langen Säbel.
2. Ritter, der Geduld: Schwarze Schösseln, schwarze Ärmel, hat vor dem Gesicht Visier, Lanze, langen Säbel.

Zwei Hirten: Grüne Hüte mit grünen Sträussen, rote Hosen, weisse Strümpfe, hohe Schuhe.
Eine Schäferin: Grüne Schürze, geblümten Rock, weisslichen Leib, Hut am Kopfe.
Zwei Engel: Schön weiss, haben Kränze auf dem Kopfe.
Christkindel: Kreideweiss, Heiligenschein.

---

[60]) hulr Abholer. [61]) mōlst Mahlzeit. [62]) rəsə (pl.) Späße, Possen. [63]) huksta (v.) Hochzeit halten. [64]) brautšān Brautschauen. [64]) vǫndan neugierig sein.

[1]) Besonders beachtenswert ist in diesen Spielen das Auftreten der beiden Ritter oder der beiden Fürsten, das in den bei F. Vogt (Schlesische Weihnachtsspiele, in der von unserer Gesellschaft herausgegebenen Sammlung „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen“ Band I) mitgeteilten Stücken nicht vorkommt. Die übrigen Motive kehren aber dort mehrfach wieder, z. B. das Gespräch der Hirten, der Gesang der Engel, der Nikolaus usw. Man vergleiche z. B. die strafende Anrede an die Kinder I, 207 ff. und II, 279 ff. mit Vogt S. 8 Zeile 11; 15, 23; 37, 36; 52; 128, 37; 172, 15; die Herbergsuche I, 74 ff. und II, 105 ff. mit Vogt S. 224, 258, 426, 453. Ss.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diener Einen schönen guten Abend geb euch Gott,
Ich komme herein ganz langsam und spoht,
Ich bringe euch auch die Post herein
Von dem lieben Christkindelein,
Ist es erlaubt bei euch zu kehren ein.

1. Ritter, der Zorn Wir kommen im Namen der Götter, guten Abend, edler Gespan.

2. Ritter, der Geduld Im Namen der Götter wünsche ich auch; sodann
Sagt mir zu Gefallen und Fleiss,
Wohin und woher steht eure Reis'.

1. Ritter Kanaan ist mein Vaterland,
Eine harte Reis' muss ich tun zur Hand,
Muss reisen nach Bethlehem hin,
Um zu vernehmen dem Kaiser Augustus sein' Sinn,
Oder was sich der Augustus denkt,
Dass er wissen will die ganze Volksmeng'
In seinem Lande gross und klein.
Was wird das nicht für ein Aufruhr sein!
Vielleicht werden wir versteuern unser Vermögen,
Ja vielleicht sogar die Nahrung unseres Lebens.

2. Ritter Edler, es scheint euch zu sein ein Unrecht.
Dass der Kaiser Steuer fordert von seinem Knecht.
Aber bedenke, dass Augustus durch so langen Krieg
Land und Volksheer hart gedrückt,
Sein' Schatzkammer ist ausgeleert.
Drum auch Augustus begehrt,
Dass ihm ein jeder Untertan
Ein' halben Steuer verzinsen kann.

1. Ritter Edler, aber warum soll das Kriegsvolk zahlen,
Welche für ihn und sein Vaterland gaben,
Ihr teures Leben gaben dahin?
Augustus, Augustus, was hast du im Sinn?
O, ich leg' ab mein Lanz' und Schwert,
Sobald mich Augustus als Krieger mit Steuer beschwert.

2. Ritter Edler, habt ihr nicht auch gehört, dass David, der König
Zählen liess sein Kriegsvolk schnell, [in Israel
Welche an der Zahl bei dreizehn mal hunderttausend Mann?
Aber traurig musste er sehen, wie ihm in einer Nacht
Siebzigtausend Mann von der Pest dahingerafft.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1. Ritter Edler, aber eins bewundert jedermann,
Was es zu bedeuten hat,
Dass ein jeder zu seinem Geschlecht ausreise,
Alles anzeige, was sein Hab und Vermögen sei —
Welches wieder etwas neues sei.
2. Ritter Edler, habt Geduld noch eine kleine Zeit.
Die Hälfte der Götter steht auf fernerer Seit.
Reisen wir nun nach Bethlehem hin,
Um dort zu vernehmen dem Kaiser Augustus sein' Sinn.

Zwei Hirten und eine Schäferin (singend)

O Brüder, sagt mir, was das denn bedeut',
Dass Schafe und wir so freudig sind heut.
Es ist ja kein Wunder, dass freudig wir sind,
Dort seht an die Sternlein, die leuchten so schön!
O Himmel, o taue von oben herab
Und sende uns deinen Gesalbten herab,
Welchen du uns verheissen, dem Adam und uns,
Ja, ganze viertausend Jahr, ja hoffen lässt uns.
1. Hirt Bruder mein, ich was weiss.
2. Hirt Bruder mein, ich auch was weiss
Von Simeon, dem alten Greis,
Dass er hat ein Gesicht gesehn,
Dass er nicht eher sterben wer',
Bis er den Messias gesehn,
O Bruder, das ist keine Mär'.
Gastwirt Sagt mir nur ihr Hirten, was ihr treibt,
Dass ihr heute so freudig seid.

Hirten (singen; Melodie wie der 2. Teil von „Bruder mein, ich was weiss")

Wir wissen nicht, warum es sei,
Dass wir heute so freudig sein,
Weil es ahnet uns die Zeit,
Dass uns Gott vom Himmelreich
Sendet einen Messias.
Herr, mein Herr, die Freud' ist das!
Gastwirt Geht, seid still und ruhig heut
Und erwartet eure Zeit,
Es wird noch nicht geschehen heut.
Hl. Josef u. Maria Freund, um eines möcht ich bitten,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Warn se mich wohl recht berichten,
Ob der Gastwirt zu Hause ist,
Um Herberg möcht ich bitten zu dieser Frist.

Diener Ja, zu Haus ist er wohl,
Freund, es sind schon alle Zimmer voll;
Seht, da kommt der Herr gegangen.

Gastwirt Ei, so wird man doch immer mit den Leuten geplagt! Freund, was ist dein Verlangen?

Josef Nun, es wir dir wohl bewusst sein wie mir, dass der Kaiser ein Patent ausgehen hat lassen, dass jedermann erscheinen sollte. So möcht auch ich dich bitten um Herberge.

Gastwirt Ei was, um Herberg', bleibe du nur draussen,
Ich bekomm ja andere Leute.
Zwar, hast du Geld zu verzehren,
So kannst du dich bei mir nähren.

Josef Nein! Kein Geld habe ich nicht,
Ohne Vermögen stehe ich hier,
Wie du mich siehst.

Gastwirt Hast du kein Geld zu verzehren bei dich,
Habe ich auch keinen Ort zu behalten für dich.

Josef Ach, erbarme dich doch für diesmal,
Weil das Geld ist gar zu schmal,
Ich werde mich schon richtig aufführen bei dir.

Gastwirt Was! Da magst du mir ein aufrichtiger Flegel sein,
Das hör' ich an den Worten dein.
Wer ist denn der Gefährte, den du bei dir hast?

Josef Mein Weib.

Gastwirt Was? Dies dein Weib? Die steht für dich; die ist passend auf deine Person. Sieh sie nur genau an! Wie alt ist denn dieses Mädel, die du dein Weib nennst?

Josef Ungefähr fünfzehn Jahre.

Gastwirt Fünfzehn, fünfzehn Jahr. Diener, was glaubst du zu diesem Mann?

Diener An seinem redlichen Gesicht erblicke ich das Zutraun; dies fordert auch Erbarmung.

Gastwirt Jawohl Gesicht, jawohl Gesicht! Hinter manchem freundlichen Gesicht steckt ein Schurke. Das müssen nur Schmeichler sein. Wo seinst du her?

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Josef Von Nazareth.

Gastwirt Von Nazareth? Von Nazareth kann wohl nischt Gudes kommen. Wie weit ist es denn bis dorthin?

Josef Ungefähr achtzehn Meilen.

Gastwirt Achtzehn, achtzehn Meilen, so weit schleppest du ein so zartes Weiblein mit dir? Hättest dir diese Reise ersparen können! Diener, siehst du, seine Reden und seine Taten verraten seine Gesichtszüge. Er ist so eifersüchtig, dass er sie zu Hause gelassen hätte. Doch nein, weil sie jung und schön ist, und er ist doch schon ganz mannbar. Ich fühle kein Zutrauen.

Diener Sieh, Herr, hast du unter allen deinen Gästen einen solchen, der einen Wunderstab führen kann?

Gastwirt Was willst du wohl von einem Wunderstab sagen? Ich kenn und glaube keine Wunder.

Diener Höre kurz: Alle Jünglinge aus dem Geschlechte Davids mussten ein jeder nach Gottes Willen einen Stab oder eine Rute in den Tempel bringen. Der hohe Priester Zacharias legte alle Stäbe in das Heiligtum und, siehe Wunder! — dies Mannes Stab allein wurde grün mit blühenden Gilgen[1]), und diese Jungfrau wurde ihm am 23. Jänner nach Gottes Willen gegeben.

Gastwirt Ist das wahr, was mein Diener spricht?

Josef Ja!

Gastwirt Aus welchem Ort und Geschlecht bist du?

Josef Aus dem Geschlechte Davids,
Bethlehem ist meine Vaterstadt.
Alle Verlassenen gaben mir und dir Zuflucht und Gerechtig-

Gastwirt Geschlecht und Vaterstadt hin und her, [keit.
Ich gebe dir keine Herberg' mehr.

Josef Um Erbarmung, um Erbarmung flehe ich zu dir! Schon vier Tage ist meine mühsame Reis'. Ich bitte dich, habe Erbarmung, um Herberge!

Gastwirt Ei was, die Herberge! Packe dich hinaus, hinaus vor die Stadt; dort hat es einen alten Stall, wo Verlassene Vieh einstellen; dort ist es gut für dich, dort kannst du bleiben, wie lange es dir gefällt.

[1]) Weit verbreitete Nebenform für Lilie, vgl. mhd. gilge.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Maria Ach Josef, liebster Josef mein,
Warst du schon bei allen Freunden dein?
Josef O Maria, zu jenen war meine erste Bitte;
Aber sie hörten mich nicht und kannten mich nicht.
Maria Ach Josef, noch eines wagen wir,
Gehe zu dem grossen Gastwirt hinein,
Bitte und flehe, soviel du kannst!
Weiche nicht eher, als bis du Herberge erlangst.
Josef O Maria, meine Augen tränen mir noch,
Was mir der Mann hat angetan für Spott!
Ich Armes, weil ich kein Vermögen hab',
Schlug er mir die Herberge ab.
Er schaute mich an ganz eifersüchtig,
Als hätt' ich mit dir gehandelt unvorsichtig.
Er wies mich gar hinaus vor die Stadt,
In jenen alten Stall, dort neben der Stadt.
Maria Ach Josef, willkommen sei uns jener Ort,
Wo Gottes Vorsicht ruht über uns dort.
Blicke auf, Josef, zum Himmel
Und verachte dieses Weltgetümmel.

Hirten (Melodie von „Brüder, ich was weiss")

Herr, die Freude steigt immer mehr,
Wenn doch bald die Zeit da wär!
Herr, wie schön das Weiblein war
Und der Mann vom Davidstamm!
Hättest ihm ein Zimmer geben,
Wir wollen unseren Lohn dir geben.
Diener Und meinen Lohn nimm auch dazu,
Und vergönne jenen die Ruh
In dem kleinsten Zimmerlein,
Umsonst will ich dein Diener sein.
Ja Herr, in dein Haus sie aufnimm,
Unseren Lohn schenken wir dir.
Hauswirt Es soll nicht sein, euer Bitten ist zu spät.
Diener Herr, zu spät ist es noch nicht!
Sieh, die Verlassenen stehen ja noch hier,
Bedenke, ihre Reise ist weit und beschwert.
Erbarme dich doch dieses Mannes und seines treuen Gefährt.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denn sie ist so jung und schön,
Ihresgleichen nicht in Bethlehem,
Ja, im ganzen Davidstamm
Ist sie die allerschönste Dam'!
Sie steht zwar ohne Vermögen hier,
Aber Herr, ich bitt' und bezahle für sie.

Hausw. Still und schweig!

Diener Aber eins erinnere ich dich,
Sollst erbarmen dich über einen jeden, der zu dir um Herberg' fleht.
Siehe, wie erbarmend er vor dir steht,
Sollst nicht sehen auf Person und auf Glauben.
Dieserwegen wir dich um Herberg' bitten,
Sollst du ihm nicht abschlagen diese Bitt'.
Tust du dieses, bist du ein Feind bei Mensch und bei Gott.
Ich bitt dich, der Armut nicht spott'!
Denn Armut ist älter als Reichtum;
Bedenke, da Gott die ersten Menschen erschaffen,
Wo war da Rang und Vermögen!
Arm war der erste Mensch.
Dieserwegen merk, dein Vermögen
Du wirst verlassen mit allen deinen Taten,
Du musst auch antreten die Ewigkeitsstrassen.
Das Los ist zwar dein,
Barmherzig oder unbarmherzig zu sein,
Nach diesen wird deine Ewigkeit sein.

Hauswirt Still und sei ruhig! Ich behalte sie nicht.

Zwei Engel (singen, Melodie von „Lauft, lauft ihr Hirten")

Gloria, gloria, gloria in exelsis deo!
Frohlocket, ihr Menschen, und freut euch zumal,
Denn heut' ist geboren zu Bethlehem im Stall
Ein Kindlein so klein,
So zart und so fein,
Soll euer Erlöser und Heiland auch sein.
Er ist herabgestiegen vom Himmel zu euch, zu euch
Und hat wegen euch verlassen den Himmel, sein Reich,
Dafür dankt ihm und tretet zu ihm, sein Reich;
Singt gloria, gloria
Dem Neugeborenen da, ja da!

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Josef O Maria, jetzt weiss ich mir keinen Rat,
Überall habe ich nachgefragt,
Niemand will uns aufnehmen.
Oh, Jubel mit euch, triumphieret für euch,
Ihr Menschen seid dankbar, das verkünden wir euch.
(Dann gehen die Engel zu den Hirten, die lauschieren und singen.)
Engel (Melodie von „Lauft, lauft ihr Hirten“)
Ihr Hirten, blicket auf und fürchtet euch nicht, euch nicht!
Nun eilet und glaubet der Engel Gesicht,
Dort neben der Stadt werdet finden den Ort,
Dort werdet ihr finden das Kindlein, ja dort.
Nun gehet und eilet, euch nicht lang verweilet —
Das Kindlein werdet finden auf Stroh und auf Heu.
1. Hirt Hör' Brüder, was war das?
2. Hirt Ich hab auch gehört und weiss nicht, was.
Schäferin Ich hab auch gehört, es war eine Engelstimme. (Singend:)
Sie sagten, es wäre geboren ein Kind,
Zu Bethlehem zwischen Esel und Rind.
Alle Hirten In einem Stalle, das ist das Zeichen.
(Sie recken dabei die Finger in die Höhe. Melodie von „Bruder, ich was weiss“.)
Oh, Brüder, wenn das wahr sollt sein,
So wollen wir hinlaufen,
Dem kleinen Kindelein jeder etwas kaufen.
1. Hirt Ich will ihm bringen ein Lämmelein.
2. Hirt Und ich schenke ihm das Hezelein[1]) mein,
Ich hoffe, es wird schon angenehm sein.
Oh, ihr lieben Brüder mein!
Alle Brüder mein, ich sehe dort,
Hier alldort an jenem Ort,
Brüder oh, ein Kindelein
Zwischen Ochs und Eselein.
Deine Mutter ist so schön, ist so schön,
Sehet dort den Vater stehn.
Brüder, nun so wollen wir, wollen wir
Fallen hin auf unsre Knie,
Beten an das Kindelein,
Unseren Messias klein.

[1]) für Herzelein?

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir opfern unsere Herzen hin,
Ach, in Gnaden es aufnimm. (Ende der Melodie.)

Niklaus Ich komme auch herein zu dieser Frist,
Niklaus bin ich ganz gewiss.

Türk (ist der Diener des Niklaus)
Herr Bischof, ich tu klagen an
Alle Kinder so Böses getan,
Sie wollen nicht in die Schule gehn,
Sie bleiben auf Ecken und Gassen stehn;
Die Blätter aus den Büchern reissen,
In alle finstern Winkel schmeissen.

Niklaus Diener, dir trag ich auf,
Solche Kinder schlage drauf;
Treib sie in die Kirch' und Schule hin.

Türk Herr Nikolaus, ich tue mich freuen.

Mohr (Diener des Nikolaus)
Herr Nikolaus, höre ferner an,
Ich seh, wie sie auf den Schlitten glitschen,
Häuser und Fenster verletzen,
Einander die Kleider vom Hals gerissen.

Niklaus Diener, siehst du dieses noch einmal,
Nimm sie allzumal,
Setze sie auf mein' Donnerwagen,
Tu mit ihnen in deine Heimat fahren.
Dort gib ihnen weder Essen noch Trinken,
Schlagen kannst du sie nach deinem Gutdünken.
Dort sperr' sie in die finstere Kammer ein,
Alldort sollen sie des Todes sein.

Mohr Herr Niklaus, ich tue mich freuen.

Niklaus Kinder, ferner nehmt euch wohl in acht!
Find' ich euch noch einmal auf der Schlittenfahrt,
Mit Steinen ihr euch werfen tut,
Häuser und Fenster verletzen tut,
Da werde ich in den Gassen auf euch passen,
Werd' euch in grosse Ketten fassen,
Werde mit euch fortspazieren
Über 4000 Meilen.
Dort werdet ihr vergebens weinen und flehen,
Eure Eltern nicht mehr sehen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Werde euch sperren in die Kammer ein;
Alldort sollt ihr des Todes sein!

Christkind Ich komm zu euch, Brüder, vom Himmel herab,
Von euch will ich nehmen das höllische Joch,
Ach eilet in meine Arme, ihr Sünder allzugleich,
Bereuet die Sünden, mit Ernst bessert euch!
Mein Vater der fordert ein Grosses von mir:
Alle Menschen soll bringen zurück ich zu ihm,
Welche in Adam verloren schon sind,
Ja ganze 4000 Jahr in der Erbsünde sind.

(Bescherung.)

Hauswirt Ach Gott, was habe ich getan,
Dass ich die Leute nicht beherbergt hab!
Ach, was ist doch für ein Mittel für mich?
Wohin soll ich mich wenden?
Geschwind zur Krippe will ich eilen
Und suchen den Messias auf.

Diener Aha! Du stolzer Reichtumsknecht,
Wacht auf dein Gewissen so unrecht?
Jetzt möchte der ganze Himmel dir zu Diensten stehn,
Vor Gott um Gnade flehn;
Und wenn gleich Moses und Samuel
Aus der Vorhölle kämeten,
So erlangeten sie doch nichts für dich,
Du darfst auch nicht gehen zur Krippe hinaus,
Wenn du nicht änderst deinen Lebenslauf.

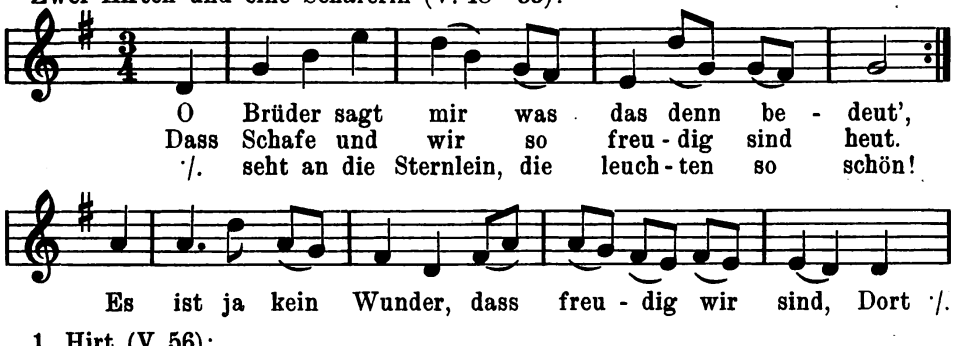
Hauswirt Mein Diener, du redest mir sehr hart;
Aber wahrhaft unmenschlich ist meine Tat.
Ach Messias, Mutter und Vater,
Welche heut' kamen und vor mich traten,
Bitten, flehen um Herberg', ich schlug's euch ab,
Ach, verzeiht mir diese Tat!
Wählt euch das beste Zimmer
Samt dem lieben Jesulein.
Dann will ich euch bitten, dass ihr mir verzeiht,
Nicht mir allein, sondern allen zugleich
Wünsche ich, das liebe Jesulein zu sehen
In alle Ewigkeit. Amen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

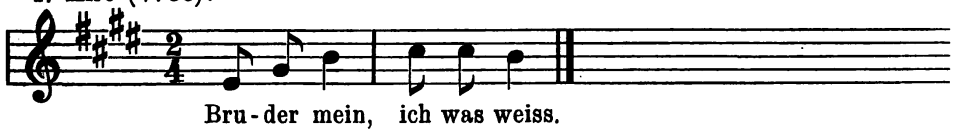
Chor Wir stehen vor deiner Krippe hier,
O Jesulein, mein Leben.
Ich bringe mit und schenke dir,
Was ich dir kann geben.
Nimm es hin, es ist mein Herz,
Es ist ja das Allerbest;
Sei gegrüsst, mein Jesulein
Zu Bethlehem im Stalle!
Willkommen sei im Krippelein,
Wir dir zu Füssen fallen.
Wir beten dich an als wahren Gott,
Obgleich verächtlich dieser Ort.
Wie viele Millionen Dank
Singen wir dein Leben lang!
Ach, wie ein gar hartes Bette
Hat Jesus in der Krippe!
Wären wir nur dagewest!
Das wünschen Herz und Lippen.

Noten zum Wermsdorfer Adventspiel.

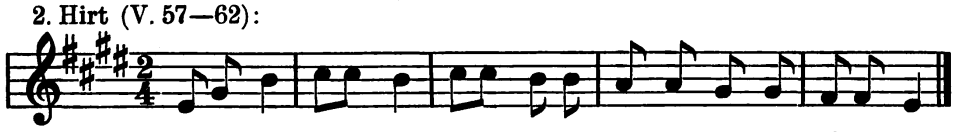
Zwei Hirten und eine Schäferin (V. 48—55):



1. Hirt (V. 56):

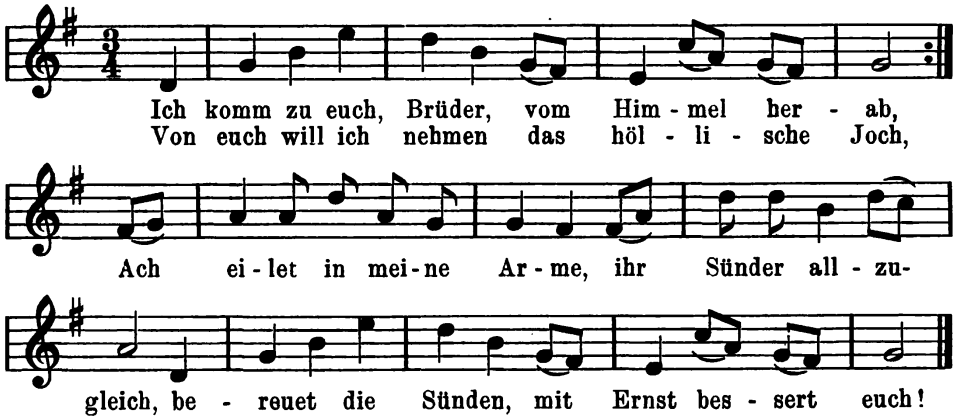


2. Hirt (V. 57—62):



Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Christkind (241—248):



(Das zweite Spiel erscheint im nächsten Bande.)

Literatur.

Nyrop, Kristoffer, Das Leben der Wörter. Übersetzt von Rob. Vogt. 263 S. Leipzig, H. Haessel, 1923. GZ. 3 M.

Eine sehr erfreuliche deutsche Ausgabe des Werkes „Ordenes Liv", in dem die verschiedenartigsten Wandlungen des Wortgebrauches nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet werden. Der Euphemismus nimmt unter ihnen die wichtigste Stelle ein: Fremdwörter (korpulent für dick), Synekdoche (genus pro specie: der Böse für Teufel), Litotes (Unwahrheit für Lüge), Antiphrasis (ironisch: ein netter Bursche!), Wortverdrehung (er ist von Borneo = borniert), Erhöhung (Kammerjäger für Rattenfänger) werden als Unterabteilungen genannt. Manche derartiger Bedeutungsentwicklungen lassen sich ja auch nach anderen Gesichtspunkten gruppieren, z. B. wenn man den gewohnheitsmässig zu viel Trinkenden als Trinker bezeichnet, so ist das sowohl eine prägnante, verengernde Anwendung des Wortes trinken als auch eine euphemistische. Daher wird eine Gruppierung, wie sie Nyrop mit seinem Stoffe vornimmt, stets etwas Schematisches mit sich bringen; eigentlich kann ja die Geschichte jedes Wortes nur für sich behandelt werden, und jede Systematisierung ist bedenklich. Aber höchst lehrreich und unterhaltend ist das Buch, für den Fachmann wie für weitere Kreise. Voces mediae (schlecht, das in „schlecht und recht" auch eine gute Bedeutung hat), Einschränkung (entbinden) und Erweiterung (Vandale), Metapher (Fuchs in sehr vielen Bedeutungen), Katachresen (deutscher Schweizerkäse) werden als weitere Gruppen genannt; Alliterationen (klipp und klar), Reimformeln (Knall und Fall), scherzende Missverständnisse und Wortspiele (Mistiker für Landwirt) werden angefügt; Volksetymologie macht sich geltend (der heilige Valentin schützt gegen fallende Sucht, Blasius gegen Blasenleiden). Aus verschiedenen Sprachen, namentlich aus dem Französischen, Englischen, Dänischen und Deutschen, werden manche trefflichen Beispiele gegeben. Dem Buche ist auch in seiner tüchtigen deutschen Übersetzung guter Erfolg zu wünschen. Siebs.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beth, K., Einführung in die vergleichende Religionsgeschichte. Aus Natur und Geisteswelt 658. 125 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1920.

In kurzer, fasslicher Darstellung wird die Religion an sich, d. h. abgesehen von konfessionellen Ausprägungen, behandelt; sie zeigt sich als das persönliche Verhältnis des in Verehrung sich beugenden Menschen zum Übersinnlichen, ist also — im Gegensatze zu Frazers bzw. Tylors Auffassungen — von der Magie sowie vom Animismus und Dämonenglauben zu trennen. Die Probleme, wie das Übersinnliche erfasst wird, sind bedeutsam; einheitliche und mehrheitliche Auffassung des Göttlichen kommen in Frage. Unter den Vorstellungen des Göttlichen werden geschieden 1. der Chrematomorphismus (bei dem Gegenstände, z. B. ein Stab, als Träger übersinnlicher Macht gelten); 2. der Theriomorphismus (Tierverehrung); 3. Anthropomorphismus (Menschen oder menschenähnliche Gestalten sind, durch Vorstellungen eines Lebens nach dem Tode oder durch ethische Auffassung, zu Repräsentanten des Übersinnlichen geworden). Dann wird über Heroen (bevorzugte Ahnen oder Personifizierung von Naturereignissen), über Dämonen (der Vegetation, der Fruchtbarkeit, der Krankheiten, des Todes) sowie über den Begriff des Schicksals und über monotheistische gegenüber polytheistischer Auffassung gehandelt. — Die göttliche Offenbarung, die sich durch Träume, Inkarnation (wie beim Dalai Lama) oder Inspiration, dann auch durch Ordale und Orakel kundgeben kann, ist das Mittel des Verkehrs der Gottheit mit den Menschen; der Mensch wendet sich an die Gottheit durch die Kulte, Gebet und Opfer. — Den Schluss bilden die verschiedenen Auffassungen des Zustandes nach dem Tode, mit denen die Arten der Bestattung und Totenbräuche, anderseits auch die Mysterien eng zusammenhängen. — Germanische Überlieferungen werden nur in geringem Maße herangezogen; ihre Bewertung ist ja auch vielfach umstritten; dass die Sachsen ihren Stammesnamen von sahs = saxum „Stein" haben und damit die Entstehung des Menschen aus Steinen (vgl. Deukalion und Pyrrha) verknüpft werden könne, findet in nichts eine Stütze. — Das Büchlein ist als vortreffliche Einführung weiteren Kreisen zu empfehlen.

Knuchel, Ed. Fritz, Die Umwándlung in Kult, Magie und Rechtsbrauch. Schriften der Schweiz. Gesellsch. f. Volkskunde 15. 116 S. Basel 1919.

In der sehr reichhaltigen Schrift hat K. eine Fülle von Stoff zur Umwandlung (Circumambulatio) gesammelt und geordnet. Geburt, Hochzeit, Tod, dann auch Krankheit, Diensteintritt und Vieheinstellung, Segen und Schutz des Familienbesitzes, kultische und rechtliche Kollektivbegehungen bilden die wichtigsten Gelegenheiten, bei denen der Brauch der Umwandlung geübt wird. Soweit ersichtlich, ist das Material sehr vollständig behandelt; eine kurze Zusammenfassung der allgemeinen Ergebnisse in einem besonderen Abschnitte hätte den Nutzen der dankenswerten Arbeit noch erhöht. Zur Umwandlung des Tisches (S. 17) vgl. jetzt auch Oehl, Deutsche Hochzeitsbräuche in Ostböhmen, S. 163.

Dornseiff, Franz, Das Alphabet in Mystik und Magie. *Στοιχεῖα,* herausgegeben von F. Boll. VII, 176 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1922.

Die von F. Boll angeregte Arbeit ist ein sehr wertvoller Beitrag zur Kenntnis des antiken Zaubers und der Magie; in allen Fragen aber zeigt der Verf. einen weiten Blick, der sich nicht auf die Betrachtung des klassischen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Altertums beschränkt, sondern lehrreichen Stoff aus vielen Zeiten und Gebieten heranzieht; so ist das Buch reich an Ergebnissen für die Volkskunde. D. spricht zunächst von der Entstehung der Buchstabenmystik und erklärt, wie die Buchstaben den Menschen als Sinnbild erscheinen konnten, wie man sie — in einer Zeit, wo das Schreiben von vielen als Mysterium empfunden wurde, wo man Astronomie zur Astrologie machte und Lapidarien und Bestiarien schuf — als etwas Mystisches betrachtete. Dann wird auf die Ansichten von der göttlichen Erfindung der Schrift (Nebo in Babel, Toth in Ägypten, Hermes von Kyllene) hingewiesen, auf die grosse Bedeutung, die man der Erlernung des Alphabets beilegte, und auf die mystischen Werte, die man einzelnen Buchstaben beilegte (*Δ = γύναικεῖον αἰδοῖον, Υ = γράμμα φιλόσοφον*). Ferner wird die aus dem Orient stammende Verwendung der Vokalreihen in den griechischen Zauberbüchern und des gesamten Alphabets im Gebet und die Gematrie besprochen, d. h. die Umsetzung der Buchstaben eines Wortes in Zahlen. Bei den Griechen galten ja die Buchstaben auch als Zahlen und als Musiknoten (die vokalische Hebdomade *αεηιουω* wird mit der musikalischen in Verbindung gebracht). Die ganze Alphabetmystik ist gelehrte Magie: die Magier, Pythagoreer, Gnostiker, Astrologen beschäftigen sich mit ihr. Aus dem Jüdischen stammt die Buchstabenvertauschung, die z. B. die Anfangsbuchstaben mehrerer Worte zu einem Worte vereint (*ἰχθύς*); hierauf geht ja das Akrostichon zurück, und — umgekehrt — sind eine ähnliche Bildung die Initialkurzworte, die auf eine englische Erfindung zurückführen und heute (Hapag, Asta usw.) bei uns ihr Wesen treiben. Die jüdische Kabbalistik und die arabische Zauberliteratur, die davon abhängig ist, verwendet denn in noch viel stärkerem Masse die Buchstaben und fügt allerlei Zahlensymbolik bei. Mit kurzem Worte nur sind die Runen erwähnt, deren ursprüngliche (ogdoadische) Anordnung meines Erachtens zweifellos zauberische Verwendung erweist.

Kossinna, Gustav, Die Indogermanen. I.: Das indogermanische Urvolk. Mannus-Bibl. Nr. 26. 79 S. Leipzig, Kabitzsch, 1921.

Das Adalbert Bezzenberger gewidmete Buch, das mit vielen trefflichen Abbildungen, mit Karten und Tafeln versehen ist, berichtet zuerst über die Methodik der Heimatbestimmung der Indogermanen: Sprachforschung, Rassenforschung und vorgeschichtliche Archäologie haben sich darum bemüht. Anfangs führte die enge Verwandtschaft der europäischen Kultursprachen mit dem Indischen, Iranischen, Armenischen zur Annahme einer asiatischen Urheimat; dann wurde man, namentlich durch gewisse Gleichungen (z. B. die Namen der Eiche, Buche und Eibe) auf Europa geführt, und einige Forscher wollten durch die Bedeutung der Gerste und durch die Gleichung für „Meer" sogar Nordeuropa als erwiesen betrachten. Zu sicheren Ergebnissen ist die sprachwissenschaftliche Altertumskunde nicht durchgedrungen. Die Rassenforschung, die vor allem Körpergrösse, Schädelform, Haarfarbe, Nasenbildung usw. zu Merkmalen nimmt, und nach der K. die Indogermanen einem westeuropäischen (gegenüber einem ost- und südeuropäischen) Typus mit Langschädel und heller Färbung zuweist, ist für die Sache nicht entscheidend, da es sich nicht eigentlich um eine Rassenfrage handelt. K. hat die vorgeschichtliche Archäologie als bedeutsamste Wissen-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaft für diese Dinge herangezogen und hat das Verdienst, eine Art Siedlungskunde ausgearbeitet zu haben, deren indogermanischen Teil er uns hier bietet. In einer frühesten Periode wird für Westeuropa eine aus Lang- und Kurzschädeln gemischte Rasse angenommen; wenn diese Stufe von etwa 15000 bis 10000 v. Chr. angesetzt wird, dann die Ancylusperiode (Dobbertinleute) bis 6000 v. Chr., dann die Litorinaperiode mit Kjökkenmöddinger (Ellerbeckleute) um 4500 v. Chr., so dürften die absoluten Zeitbestimmungen dieser zum Teil geologischen Stufen wohl stark bestritten werden; ganz unverständlich aber wird es manchem bleiben, weshalb die Ellerbecksprache als ein Vorindogermanisch, die Dobbertinsprache als ein Indogermanisch behauptet wird und diesen Sprachen, von denen wir doch gar nichts wissen, sogar bestimmte Eigenschaften (S. 23, 33) zugeschrieben werden. Weitere Annahmen sind, dass in schwedischen Gebieten die Ackerbau und Viehzucht treibenden Indogermanen die Finnen zurückdrängen; dass sich im 4. Jahrtausend in den Donaugebieten Deutschlands die Zivilisation der Südindogermanen entwickelt; diese ziehen später nach Vorderasien, Nordindogermanen nehmen den europäischen Süden ein; den Nordindogermanen gehören auch die Chetiter an — die weiteren Ausführungen dieser Gedanken werden einem folgenden Teile vorbehalten.

Das Werk, das uns die Ansichten eines der bekanntesten Vertreter vorgeschichtlicher Archäologie vermittelt, wird vermutlich unter ihren Fachleuten viele Gegner finden; dankenswert bleibt aber sicherlich der Versuch, mit grosser Kombinationsgabe einen gewaltigen vorgeschichtlichen Stoff zu einem Nacheinander zu ordnen und durch Vermutungen zu beleben.

Günther, Dr. Hans, Rassenkunde des deutschen Volkes. Mit 8 Karten und 409 Abbildungen. 440 S. München, J. F. Lehmann, 1922. G. 10 M.

Das sehr gut ausgestattete Buch, das die Rassenverhältnisse im deutschen Volkstum darstellen und ihre Kenntnis weiteren Kreisen vermitteln will, sucht den Blick für die Rasse zu schärfen und die Missverständnisse zu beseitigen, die durch Verwechslung von Rasse und Sprache, Rasse und Glaubens- oder Sittenleben entstehen. Im letzten Sinne soll das Buch die Einsicht fördern, dass das Versiegen des Blutes der schöpferischen Nordrasse den Untergang jedes Volkes mit indogermanischer Sprache im Gefolge hat und dass der Aufstieg des deutschen Volkes nur durch Pflege der Reinheit seiner nordischen Rasse möglich ist.

Bei der Rassenkunde handelt es sich in erster Linie um Körperbeschreibung; die Rasse ist ein Maß, an dem die vergleichende Anthropologie die körperliche Erscheinung eines Menschen misst. Für Europa unterscheidet G. 1) die nordische Rasse (gross, langschädlig, schmalgesichtig, schmalnasig, Haare und Augen hell, rosig-weisse Haut), auch fränkisch oder germanisch genannt; 2) westisch (klein, langschädlig, schmalgesichtig, schmalnasig, Haare braun oder schwarz, Augen dunkel, Haut bräunlich), auch mediterran genannt, trotzdem Irland und Südengland in Frage kommen; 3) ostisch (kurzgewachsen, kurzschädlig, breitgesichtig, kurznasig, Haar schwarz oder braun, Augen braun, Haut gelbbräunlich), auch turanisch, orthognath-brachycephal, alpin genannt (trotzdem Holland und Dänemark beteiligt sind); 4) dinarisch (hochgewachsen, kurzschädlig, schmalggesichtig, Nase vorspringend, Haare braun oder schwarz,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Augen braun, Haut bräunlich), auch adriatisch und Defreggertyp genannt. Diese vier Rassen werden nach den erwähnten Besonderheiten beschrieben und durch viele gute Abbildungen veranschaulicht. Ferner wird über Wachstum und Bewegungen berichtet. Auch die „seelischen Eigenschaften" werden besprochen, obschon sie nicht eigentlich zur Körperbeschreibung gehören und schwer zu bestimmen sind — am sichersten sind wohl noch statistische Bestimmungen über Straftaten, Schulerfahrungen u. dgl.

Auf das deutsche Sprachgebiet verteilen sich die nordische Rasse (Küstengebiete der Nordsee, Braunschweig, Hannover, Teile von Pommern) mit etwa 60 %, die ostische (wallonisches Belgien, Luxemburg, Elsass-Lothringen, Teile vom Schwarzwald und der Schweiz) mit etwa 20 %, die dinarische (im südlichen und mittleren Bayern und in Österreich) mit etwa 15 % des deutschen Blutes; der Rest von 5 % kommt auf die westische Rasse und magyarischen Einschlag. Sodann wird in Kürze die Rassenverteilung der übrigen Länder Europas besprochen, Umweltseinflüsse und Mischungen werden betrachtet, und dabei wird die sogenannte körperliche Hässlichkeit, soweit sie nicht durch Krankheit bedingt ist, durch Rassenkreuzung erklärt.

Nachdem sodann über die vorgeschichtlichen Rassenmischungen berichtet ist, wird von der Indogermanisierung Europas gehandelt. G. stellt sich auf den Standpunkt: die nordrassischen Stämme hätten ihre Sprache den unterworfenen Völkern aufgezwungen; Sprachforschung, Anthropologie und Archäologie sprächen einheitlich dafür, dass die Urheimat der indogermanischen Sprache in Nordeuropa zu suchen sei. Für G. ist nordrassisch gleichbedeutend mit „sprachlich indogermanisiert"; wo heute — von Indien bis Irland — ein Gebiet die indogermanische Sprache spricht, da müsse es sicher das Herrschgebiet einer nordrassischen Herrenschicht gewesen sein. Um 2500 v. Chr. habe noch ein Zusammenhang der Nordvölker in der Sprache bestanden; spätestens um 2000 seien die nordrassischen Inder von den nordindischen Gebirgen ins Tiefland vorgedrungen; zu Ende der Steinzeit und dann wieder gegen Ende der Bronzezeit komme ein Zustrom nach Griechenland; um 2000 zeigten die Pfahlbauten Oberitaliens nördliche Einflüsse; die Hethiter seien von der nördlichen Ägäis her indogermanisiert worden; die Tocharer seien das Grenzvolk der Chinesen, das helle Haare und Augen hatte und Wusun genannt wurde. Die Kelten seien der vorletzte, die Germanen der Völkerwanderung seien der letzte Schub nordrassischer Stämme nach Süden; auch die Urslawen seien ein nordrassisches Volk gewesen, doch die slawische Besiedlung Ostdeutschlands sei durch ein mit Balkankultur durchtränktes Volk geschehen. Schliesslich wird die zunehmende, namentlich seit dem 18. Jhd. beschleunigte „Entnordung" des deutschen Volkes behandelt; dem Judentum ist ein Kapitel des Anhangs gewidmet. Alle diese Ausführungen sind fesselnd und anregend. Freilich enthalten sie viel Unsicheres und Unbeweisbares. Besonders gilt das von dem Abschnitte „Rasse und Sprache". Da werden z. B. die germanischen Lautverschiebungen hinsichtlich des Grades phonetischer Veränderung bedeutend überschätzt und durch rassische Gründe erklärt; ja sogar die in vielen Sprachen erfolgten Übergänge des *î, û û* zu *ei, au, eu* werden als dinarisch-ostisch und die auch im Niederdeutschen, Englisch-Friesischen,

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nordischen auftretenden Nasalierungen der Vokale werden als dinarisch betrachtet. Auch ist es nicht gerade eine tiefgründige sprachwissenschaftliche Auffassung, dass die „Schaffung des Zeitwortes" eine bedeutende Geistestat der Indogermanen sei (was darüber S. 315 ff. gesagt wird, ist nicht haltbar). Aber trotz solcher Mängel ist die frische und klare Darstellung anzuerkennen, und sicherlich werden weite Kreise aus dem Werke reiche Belehrung schöpfen.

Pastor, Willy, Deutsche Urzeit. Grundlagen zur germanischen Geschichte. 468 S. Leipzig, H. Haessel, 1922.

Das mit vielen trefflichen Abbildungen versehene Buch will durch Hebung des Nationalgefühls zum Wiederaufbau Deutschlands beitragen, indem es die Auffassung bekämpft, dass die Horden germanischer Urzeit ein Volk ohne nationalen Zusammenhang gewesen seien; erst „die Klosterlegende hat die Ureinwohner Deutschlands roher Barbarei bezichtigt und unsere vieltausendjährige, reichgegliederte Altgeschichte zu einer einzigen Wüstenei gemacht". Seinen Zweck sucht der Verf. dadurch zu erreichen, dass er in einer Reihe von Artikeln nach Ergebnissen vorgeschichtlicher Forschung eine „Urgeschichte der nordischen Kultur" zusammenstellt; sodann wird über die „Trojaburgen", über Schwerter und Fibeln, über Megalithe, über die Weltanschauung der Germanen, über die Entwicklung ihrer Musik, ihre Luren und Saiteninstrumente und schliesslich über mancherlei anderes Volkskundliche dieser frühesten Zeiten gehandelt. Alles das zeugt von der umfassenden Teilnahme des Verf. an der Vorgeschichte und von grosser Frische der Darstellung; aber die Wissenschaft wird ihm entgegenhalten, dass das keine Geschichte sei, sondern dass er hier viele sehr unsichere Vermutungen der Vorgeschichte gegeben habe, die von den maßgebenden Vertretern der Wissenschaft nicht geteilt werden. Er nimmt an, die „entscheidende Einsicht" sei zu dem Schlusse gekommen, dass in Europa die Urheimat des germanischen Kernvolkes zu suchen sei, und „dass die ganze neusteinzeitliche Kultur Europas germanischen Charakter trug". Auch für jüngere Zeiten behauptet der Verf. im einzelnen allzu starke Einflüsse germanischer Kultur: z. B. sollen die germanischen Runen aus dem Norden zu den südlichen Völkern Europas gekommen sein; dabei wird das sehr späte Auftreten der Runenschrift und auch ihr Vergleich mit überlieferten antiken Schriftformen ausser Betracht gelassen. — Das gut ausgestattete Buch mag in weiteren Kreisen manches Missverständnis hervorrufen, kann aber durch die begeisterte Schätzung frühgermanischer Kultur anregend wirken.

Nabert, H., Das deutsche Volk in Europa und seine Sprache. 3. Aufl. Sis-Verlag Zeitz 1921.

Die dritte Auflage dieses Buches, das vor allem in den vom Mutterlande getrennten deutschen Gebieten verbreitet werden soll, handelt zunächst über „das deutsche Volk". Eine geschichtliche Einleitung unterrichtet in vaterländischer Gesinnung über sein Werden und seine Schicksale von den ältesten Zeiten bis heute; dabei wird die Geschichte der einzelnen Stämme dargestellt. An geschichtlichen und geographischen Irrtümern und an Druckfehlern mangelt es nicht; aber die übersichtliche, klare Anordnung des Gebotenen ist lehrreich und anregend. In weiteren Abschnitten sind Recht, Religion und Bildungswesen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dargestellt, darunter die Literatur und die Künste in eigenartiger, recht wilder Aufzählung: eine Unzahl von Namen schwirrt an uns vorüber, darunter Schauspieler, Sänger, Tänzerinnen. Am wertvollsten ist der dann folgende Abschnitt über die deutschen Sprachgrenzen und ihre Veränderungen, sowie über Sprachinseln — dieser Teil ist sehr nützlich; hingegen der letzte Abschnitt, der die geschichtliche Entwicklung der deutschen Sprache behandelt, enthält sehr viel Fehlerhaftes und Veraltetes. Aber alles ist getragen von der Liebe zur Muttersprache und zur deutschen Heimat.

Jung, Erich, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit. 393 Seiten. München, J. F. Lehmann, 1922.

In dem mit vielen beachtenswerten Abbildungen geschmückten Buche, in dem „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform" gegeben sein sollen, wendet sich der Verf. sowohl an die Fachleute (er meint damit die Vertreter der deutschen Altertumskunde, demnächst auch anderer Gebiete deutscher Kulturgeschichte) als auch an jeden „gebildeten Deutschen, dem die Geschichte seines Volkstumes am Herzen liegt". Ein sehr umfangreicher Stoff wird behandelt, und der Fachmann wird gern die Fülle der Denkmäler der Religion anerkennen, die hier herangezogen werden. In dem Streben aber, sie als Quellen deutschen Heidentums auszudeuten, geht der Verf., in Anlehnung an ältere Auffassungen deutscher Mythologie, viel weiter, als die heutige germanistische Wissenschaft — die er übrigens nicht hoch einschätzt — es ihm zugestehen dürfte; und wenn er in seinen Untersuchungen, die „auf das Weiterleben uralter Bestände der Volksseele in der Gegenwart gerichtet sind", Ereignisse der allerjüngsten Vergangenheit gern heranzieht, so hängt das mit dem eifrig betonten „Grundgedanken dieser ganzen Schrift zusammen, dass uralte Vergangenheit unseres Volkstums noch weit wirksamer und lebendiger in die Gegenwart hineinragt und wirkt, als man gemeinhin weiss; der uralte Gegensatz zwischen Nordseewelt und Mittelmeerwelt, zwischen germanisierter und semitisierter Gesittungsform, zwischen Gesinnungskultur und Sinnenkultur, war auch die tiefste Ursache des Weltkriegs".

Eine grosse Menge kunstgeschichtlichen Stoffes aus christlicher Zeit wird heidnisch gedeutet, und so wird vielfach über germanische Religion gehandelt. Im einzelnen ist auf diesem Gebiete, auf dem der Rechtsaltertümer u. a. m. so viel Umstrittenes als sicher angenommen worden, und so viele Vermutungen werden mitgeteilt, dass eine genügende Erörterung der verschiedenen Probleme mehr Raum als das Buch in Anspruch nehmen würde. So müssen wir uns darauf beschränken, die Belesenheit und Kombinationsgabe des Verfassers sowie die erfreuliche Ausstattung des Werkes anzuerkennen.

Naumann, Dr. phil. Hans, Grundzüge der deutschen Volkskunde. Wissenschaft und Bildung 181. 158 S. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1922.

Eine Einleitung unterrichtet über Begriff, Bedeutung und Aufgaben der Volkskunde. Nach N. soll man an die gewaltige Masse des Gegenständlichen mit der Grundfrage herantreten, ob es sich bei jeder Einzelheit um primitives Gemeinschaftsgut oder gesunkenes Kulturgut handle. Meines Erachtens gehört diese Fragestellung, deren Beantwortung zumeist unsicher und subjektiv sein

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird, nicht zu den Voraussetzungen, sondern zu den letzten Aufgaben volkstümlicher Forschung; ich habe mich hierüber in den Mitt. XXIII, 120 ausgesprochen, man vergleiche dazu auch Schwietering, Niederd. Zeitschr. f. Volksk. I, 59 ff. Wohlweislich beginnt N. mit der Darstellung der Volkstracht, die freilich seiner Methodik der Scheidung den geringsten Widerstand leistet, und lässt sodann Tracht und Hausrat folgen. Ein Kapitel über Hausbau schliesst sich an, wobei auch der Dorfkirche und dem Friedhof Beachtung geschenkt wird (die Sitte, Photographien auf den Gräbern anzubringen, war im Auslande, z. B. in Italien, viel eher verbreitet als in Deutschland). Sodann wird über Zauber und Glauben, agrarische Religion und Feste, über Spiel, Lied, Sage und Märchen gehandelt. Besonders anregend wirkt es, wie der Verfasser in seiner dankenswerten Darstellung den so verschiedenartigen Stoff unter einheitliche Gesichtspunkte zu bringen gewusst hat. — In den Literaturangaben ist Schlesien fast ganz vergessen. Siebs.

Bähnisch, Alfred, Die deutschen Personennamen. 3. Aufl. Aus Natur und Geisteswelt, 296. Bd. 119 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1920.

Die hübsche kleine Schrift, die für weitere Kreise berechnet ist, liegt nun in 3. Auflage vor (vgl. Mitt. XVI, 262); die Grundsätze der Entwicklung der Namen werden zusammengestellt, und dann werden in Gruppen zahlreiche Namen nach ihrer Bildungsweise eingeordnet. Bei dem Namen Meier sollte, wie schon einmal erwähnt, die Möglichkeit niederdeutschen Ursprungs (= Mäher) neben romanischer und hebräischer Herkunft erwähnt werden. Wir können das Büchlein bestens empfehlen.

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Herausgegeben von Ernst Grohne. Hamburg, Paul Hartung. I, 1. 1923.

Wir wünschen dieser neuen, gut ausgestatteten Zeitschrift, die in erster Linie streng wissenschaftliche Ziele erstrebt, den besten Erfolg. Beiträge zur Namen- und Märchenforschung und zum Martinsliede (dem Verfasser Kück scheint das Buch von Jürgensen über die Martinslieder unbekannt zu sein) sowie Besprechungen bilden den Inhalt des Heftes. Wenn die Zeitschrift in diesen guten Bahnen weitergeht, so verzichten wir gern auf die „Erforschung der Volksseele", die von dem Herausgeber in der Vorrede verheissen wird; erfreulicherweise gibt er zu, dass sich allerdings nur schwierig auf eine klare Formel bringen lasse, was darunter zu verstehen sei.

Cohen, Josef, Nederlandsche Sagen en Legenden. Met Illustratien in Kleurendruk en Zwart door Pol Dorn. Twee Deelen. Zutphen, Thieme en Cie. 403 en 400 Bl. I [3] 1921; II 1919.

Eine prächtig ausgestattete Sagensammlung, die freilich keine Arbeit wissenschaftlicher Volkskunde sein will, sondern rein künstlerische Ziele erstrebt. Der Erzähler will in Wort und Stil die Stimmung der Sage wiedergeben und sie im Empfangenden wecken; er will das Geheimnisvolle in phantastischer Weise darstellen und wechselvoll schildern, bald novellistisch verfahrend, bald mit der Kraft des Balladendichters malend, dann wieder mit feinem Humor wirkend. Als Quellen benutzt er hauptsächlich gedruckte Vorarbeiten, namentlich in den historischen Stücken schliesst er sich an solche Überlieferungen an.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Wert der einzelnen Sagen ist daher verschieden. In den „Geschiedenissen van Friesland“ I, 75 ff. verfährt er nach einer alten wertlosen Chronik aus dem 15. Jahrhundert, die von den Brüdern Friso, Saxo und Bruno fabelt und ähnlicher Torheiten viele bietet; aber erzählt sind alle diese Stücke in sehr wirkungsvoller Weise in eigenartig melodischer Sprache und mit lebendigem Dialog. Wir finden manchen uns bekannten Stoff aus Märchen und Balladen wieder; die historischen Sagen und Legenden spielen die grösste Rolle; aber auch Ortssagen erscheinen und allerhand Spuk, Hexen, Meerminnen, weisse Frauen usw. kommen vor. Sehr hübsch und eine ganz besondere Zierde des Werkes sind die Illustrationen des Malers Pol Dorn aus Antwerpen, der die niederländische Art und Stimmung vorzüglich trifft. Siebs.

Wrede, Prof. Dr. Adam, Rheinische Volkskunde. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. 363 S. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1922.

Es ist gerade in unseren Tagen sehr erfreulich, dass die treffliche Volkskunde des Rheinlandes, die wir (XXII, 109) mit vielem Danke besprochen haben, schon in neuer Auflage hat erscheinen können. Abgesehen von einigen Bildern und Singweisen, die hinzugekommen sind, ist besonders der wissenschaftliche Teil bereichert worden; das gibt sich schon äusserlich in dem starken Zuwachs der Anmerkungen kund. Wir wünschen dem vorzüglichen Buche weitere Erfolge; möge es fernerhin im gefährdeten Rheinlande und im weiten deutschen Vaterlande zu der Erkenntnis beitragen, dass im heimatlichen Wort und Brauch und seiner Pflege die starken Wurzeln unserer Kraft sind. Siebs.

Sartori, Prof. Paul, Westfälische Volkskunde. 209 S. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1922.

In der gleichen Sammlung wie die rheinische Volkskunde ist auch die westfälische des verdienten Prof. Sartori erschienen. Die Arbeiten eines Justus Möser, Hartmann, Hüser, Adalbert Kuhn, Jostes konnten mit Nutzen verwertet werden. Zunächst wird Land und Volk behandelt, und was wir aus der Vorzeit darüber wissen; dann werden Haus und Hof und Tracht beschrieben und durch zahlreiche Abbildungen erläutert; Sprache und Volksdichtung bilden einen weiteren Abschnitt. Dass — wie Jakob Grimm sagte — die westfälische Mundart die wichtigste und reichhaltigste sei, ist namentlich anderen Dialekten des niederdeutschen Stammlandes gegenüber eine wohl kaum berechtigte Behauptung; damit geschieht aber ihrer Wertschätzung kein Abbruch. Rätsel, Sage, Märchen, Lied werden besprochen, schliesslich Aberglaube, Sitte und Brauch mit reichem Stoffe dargestellt. Neben den Bräuchen bei Geburt, Hochzeit und Tod usw. und an den Festzeiten des Jahres ist auch manches gegeben, dem sonst weniger Beachtung geschenkt wird, z. B. eine Reihe von Schulgebräuchen. Viele Anmerkungen bieten Literaturangaben für eingehende Beschäftigung. An Worterklärungen wäre hier und dort noch einiges zu wünschen, z. B. S. 39 und 105 wäre Deutung der Worte Regentuch, Reenkleed, Reendauk als „Totentuch, Totenkleid“ angebracht.

Wucke, Chr. Ludw., Sagen der mittleren Werra, der angrenzenden Abhänge des Thüringer Waldes, der Rhön und der fränkischen Saale. 3. Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. H. Ullrich. 493 S. Eisenach, Kahle, 1921.

Wucke, der 1883 gestorben ist, hatte 1864 die Sagen des Werratales

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herausgegeben, aber er hatte auch in der Rhön und im Saalegebiete aus dem Volksmunde gesammelt; 1891 wurde von Ullrich unter Benutzung des Wuckeschen Nachlasses eine bedeutend erweiterte neue Auflage herausgegeben; jetzt sind in der dritten Auflage einige Sagen ausgeschieden, andererseits ist ein nützliches Sachregister hinzugekommen. Bechsteins thüringische Sagenbücher sind vielfach herangezogen, demnächst hessische und fränkische sowie allgemeine Sammlungen.

Wehrhan, Karl, Alte und neue Märchen aus dem Teutoburger Walde. Heimatbücher für Schule und Haus, Heft 3. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung, 1923. 55 S.

— Die Externsteine im Teutoburger Walde. 54 S. Ebenda 1922.

— Das niederdeutsche Volkslied „van Herrn Pastor siene Koh". 105 S. Leipzig, Otto Lenz, 1922.

Das erste Heft bietet 16 gut erzählte Märchen, von denen uns zehn aus Grimms Märchen wohlbekannt sind; de drei Vügelkens, dat Erdmänneken, de beiden Künigskinner und Ferenand getrü werden plattdeutsch erzählt. — Von den Exsternsteinen wird eine Beschreibung gegeben; darauf werden geschichtliche Nachrichten und Erklärungen des Namens zusammengestellt, unter denen „Elsternsteine" (vgl. Egster, Heister = Elster) die annehmbarste ist; sodann folgen Gedichte und Sagen, die von den Exsternsteinen handeln.

Das in Niederdeutschland und auch in den Niederlanden sehr verbreitete Lied vom „Pastor sine Ko" wird eingehend untersucht. Es erzählt, wie das Tier krank wird, geschlachtet werden muss und auf die Ortsbewohner verteilt wird; dabei werden allerlei örtliche Scherze und boshafte Bemerkungen gemacht. Nach Angabe von etwa 100 Quellen wird über die Lieder gehandelt, die Tiertestamente enthalten; schon aus dem Altertum und auch aus dem Mittelalter kennen wir solche. [Unter den Versen, in denen Tiere verteilt werden, wären noch die mir aus Bremen bekannten vom Hering zu nennen: de Vader kricht dat Middelstück, de Moder kricht den Kopp und Swanz, de Kinner kriegt den Rögen.] — Aus welcher Gegend Niederdeutschlands das Lied stammt, das bald nach 1850 zuerst auftaucht, ist nicht festzustellen. W. gibt in seiner dankenswerten Sammlung über 600 Gesätze — da es sich um eines der beliebtesten „Aufzähllieder" handelt, die ja unter den Gesellschaftsliedern eine grosse Rolle spielen und sehr zum Stegreifreimen locken, kann die grosse Zahl der Varianten nicht verwundern; auch werden 13 verschiedene Weisen mitgeteilt. Siebs.

Schiffmann, Dr. Konrad, Das Land ob der Enns. Eine altbayrische Landschaft in den Namen ihrer Siedlungen, Berge, Flüsse und Seen. 248 S. München, Oldenbourg, 1922.

Ursprünglich wollte der Verf. nur die in seinen „Stationsnamen . . . Oberösterreichs" (5. Aufl. Linz 1921) gegebenen Erklärungen wissenschaftlich begründen, ist aber dann zu ausführlicher Darstellung gekommen. Daraus ist eine im ganzen dankenswerte Arbeit geworden; freilich regt sie in uns den lebhaften Wunsch zu noch weiterer örtlicher Ausdehnung an. — Mit sehr grossem Fleisse sind eine Fülle von Orts-, Fluss- und Bergnamen gesammelt und den drei Kapiteln Kelten und Römer, Bayern, Slawen eingeordnet worden; manche Etymologien

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kommen dabei zur Sprache. Was die vielumstrittenen Namen Hallstatt, Hall usw. betrifft, so ist ihre Erklärung durch eine dereinstige illyrische (albanesische) Bevölkerung doch nur ein schlechter Notbehelf. Auch falls man annimmt, dass die Illyrier wirklich anlautendes *h* statt *s* hatten (im Albanesischen ist nicht durchgehends *h* die Vertretung), so ist doch die modische bequeme Methodik, alles, was man nicht erklären kann, als Rest unbekannter vorgermanischer Sprachen anzusehen, bedenklich. — Dass das unbestrittene keltische *Danū-ios* um das Jahr 100 v. Chr. bei den Germanen **Dōnawi*" geworden sei, ist doch wohl nur durch Annahme volksetymologischer Auffassung erklärlich. — Die zahlreichen bayrischen Ortsnamen werden nach Gruppen in Arnoldscher Weise geordnet (*-ing, -heim, -stat, -reut, brand-, -dorf, -hofen, -wang* u. a.). Weswegen das gemeingermanische *-wang* alemannische Siedlung erweisen soll, ist nicht verständlich. — Leider fehlen der dankenswerten fleissigen Arbeit die nötigen Karten und Register. Siebs.

Oehl, Dr. Wilh., Deutsche Hochzeitsbräuche in Ostböhmen. Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, herausgegeben v. Ad. Hauffen. XV, 165 S. Prag 1922.

Es ist die hinterlassene Doktorarbeit des 1918 verstorbenen Sohnes von Wilhelm Oehl, den wir als mundartlichen Schriftsteller und als Herausgeber des Grulicher Weihnachtsspieles kennen. Eine reiche Sammlung von Bräuchen, teils nach Mitteilungen auf Fragebogen, teils nach gedruckter Literatur wird in guter Ordnung gegeben; die vor der Hochzeit liegenden Ereignisse (Annäherung, Liebesorakel, Werbung, Einladungen), die Hochzeitsfeier mit allen ihren Einzelheiten und Unterhaltungen, die Nachfeier geben die Kapitel und Abschnitte. Berücksichtigt ist das deutsche Sprachgebiet Böhmens. In manchem geht die reichhaltige Darstellung über die Arbeit von Alois John hinaus, namentlich insofern Rechtsverhältnisse und Festtracht berücksichtigt sind. Das Büchlein sichert dem leider so früh Verstorbenen ein dauerndes Andenken. Siebs.

Selke, Dr. Georg, Der Anteil der Schlesischen Provinzialblätter an der Literatur Schlesiens. 112 S. Liegnitz, H. Krumbhaar, 1922.

Die fleissige und übersichtliche Dissertation gibt eine kurze Geschichte der Prozinzialblätter und bespricht dann die einzelnen Dichter, unter denen namentlich Bürde (1753—1831), Boguslawski (1759—1817), Gustav Scholz (1773—1816) grösseren Anteil an der Zeitschrift haben.

Kleczkowski, Adam, Dialekt Wilamowic w zachodniej Galicji. Die deutsche Mundart von Wilamovice in West-Galizien. I. Phonetik und Flexion. Krakow 1920 (Extrait du Bulletin de l'Académie Polonaise Cracovie 1919—20). II. Wortstellung. Travaux de l'Université de Poznan, section des lettres Nr. 7.

Wilamovice = Wilhelmsau, ein Marktflecken in Westgalizien, hat von 1179—1317 zu Schlesien gehört, dann zu Böhmen und Polen, nach dessen Teilung zu Österreich; jetzt ist es wieder polnisch. Im Jahre 1907 war es von 1152 Deutschen und 567 Polen bewohnt. Die Mundart in diesem Dialektgebiet ist schlesisch und ist rein bewahrt. Ein Dr. med. Mojmir hat ein Wörterbuch davon verfasst, und Prof. Dr. Kleczkowski hat danach eine Grammatik bearbeitet, in der er sich eng an die Arbeiten von v. Unwerth, Hanke, Schönborn, Gusinde usw. anschliesst. Beachtenswert sind als polnische Einflüsse in dieser schlesischen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stammundart manche polnischen Wörter, die verkleinernden Suffixe -uśśu und -uććik, das verbale Suffix -jān, -ān und die Imperativpartikel -že, ferner das ł und verschiedene syntaktische Erscheinungen. Nach K.s Vermutung haben die Siedler eine Zeit gemeinsamer Entwicklung mit den Bewohnern des schlesischen Gebietes durchgemacht, bevor sie sich in den heutigen Wohnsitzen niederliessen; inwieweit das der Fall ist, und inwieweit diese deutschen Mundarten das Polnische beeinflusst haben, ist noch zu untersuchen. Die Transskription ist polnisch und für deutschen Gebrauch daher nicht ganz leicht zu benutzen; aber sie scheint gewissenhaft, wie die ganze Arbeit. Hoffentlich wird das verheissene Wörterbuch bald herausgegeben.

Aus Oberschlesiens Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von Staatsarchivar Dr. Randt. Heft 2. Heimatverlag Oberschlesien G. m. b. H., Gleiwitz.

Ein wertvoller Aufsatz von Josef Klapper führt uns in das kirchliche Leben Oberschlesiens um 1400 und berichtet über eine von dem Franziskaner Nikolaus von Cosel geschriebene Handschrift, die von Gottesdienst, kirchlichen Bräuchen u. a. handelt; vor allem beachtenswert sind ein deutsches Weihnachtslied, ein Mariengedicht und einige aus dem Lateinischen übersetzte Strophen. Weiterhin sind Aufsätze zur Kirchengeschichte und Wirtschaftsgeschichte Oberschlesiens, darunter ein Beitrag von Josef Partsch in dem wertvollen Hefte enthalten.

Schlesische Sagen, herausgegeben v. Heide Exner. 112 S. Breslau, Priebatsch. Ohne Jahr (!).

Es sind 40 Sagen aus den verschiedensten Gebieten Schlesiens, mitgeteilt nach den Sammlungen von Bechstein, Grässe, Goedsche usw. Unter dem Titel „Die Sage vom Elisabethturme" wird Goethes „Totentanz" gegeben. Die Ausstattung ist — bis auf den Umschlag mit dem wie üblich missverstandenen Rübezahl — gut.

Nordheim, Kurt, Sagen aus Stadt und Landkreis Liegnitz. Parchwitz, H. Ewald, 1922. 83 S.

Etwa zweihundert Sagen sind grossenteils nach mündlichem Bericht in einfacher Sprache glaubwürdig aufgezeichnet; verschiedene sind nach älteren Quellen mitgeteilt. Besonders nützlich erscheinen solche Beiträge als Ergänzung unseres grossen Kühnau'schen Sagenwerkes, dem freilich auch mehrere Stücke entnommen sind.

Schremmer, Wilh., Wie der Schlesier singt, tanzt, spricht. 105 S. Breslau, Priebatsch, 1921.

Es sind anspruchslose, unterhaltend erzählte Beiträge zum schlesischen Volksliede, zu Tänzen, Sprichwörtern, Redensarten usw. Derartige kleine Mitteilungen sind geeignet, die Teilnahme weiterer Kreise an der Volkskunde zu fördern. Gerade solchen Lesern gegenüber ist aber grösste Vorsicht geboten bei Bemerkungen, die sich auf den wissenschaftlichen Gebieten deutscher Mythologie, Sprachkunde, Psychologie u. ä. bewegen: was da z. B. von Holda und Freya, vom Worte „tanzen", von „schlesischer Volksseele" gesagt wird, ist nicht haltbar.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

A wing Schläsch. I. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Ernst Hartmann. Mit einer Einführung von Dr. H. Jantzen. Breslau, Priebatsch. Ohne Jahr (!).

Mit einem sehr guten, lehrreichen „Überblick über das schlesische Schrifttum bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts" leitet H. Jantzen das Büchlein ein; dann werden schlesische Stücke in Vers und Prosa von Holtei, Robert Rössler und Max Heinzel abgedruckt. Was aber von E. Hartmann über schlesische Mundart gesagt wird, ist unzulänglich und für den Unterricht ungeeignet: eine unglückliche Vermischung von wissenschaftlichen und dilettantischen Auffassungen, oberflächlich und fehlerhaft, sogar in den Angaben der benutzten Werke.

Es kann nicht genug davor gewarnt werden, die Arbeit auf volkskundlichem Gebiete allzu leicht zu nehmen. Das mögen „die unter einer günstigen Zeitkonjunktur üppig aus dem Boden schiessenden Volkskunden einzelner deutscher Landschaften" wohl beachten. Und für die Schule sollte das Beste gerade gut genug sein.

Der Schlesierbaum. Eine Dichterlese vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart, v. Wilh. Müller-Rüdersdorf. 176 S. Görlitz, Verl. Görl. Nachr. u. Anz., 1922.

Eine Zusammenstellung von Dichtern, die aus Schlesien und der Lausitz stammen: von jedem werden kurze biographische Mitteilungen gemacht und dann einige Verse gegeben; manch einen wird man finden, dessen schlesische Herkunft man nicht beachtet hatte, oder von dem man überhaupt nicht wusste, dass er auch Verse gemacht hat. Natürlich kann man nicht erwarten, dass ein jeder durch die wenigen Verse gekennzeichnet oder nach seinem Werte geschätzt würde. Aber das hübsch ausgestattete Buch wird manchen Schlesiern Freude machen, nicht zum wenigsten solchen, die sich selber hier durch ihr Erscheinen geehrt fühlen.

Die goldene Truhe. I. Erzählungen von Karl Weisflog. Erneuert und nacherzählt von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. 103 Seiten. Breslau, Priebatsch. Ohne Jahr (!).

Drei kleine Erzählungen von Karl Weisflog, der 1770 in Sagan geboren war und — nach längerem Aufenthalt in Ostpreussen — von 1802 bis 1828 als Stadtrichter in Sagan lebte. 1819 war er in Warmbrunn mit E. T. A. Hoffmann bekannt geworden; dieser und auch Contessa haben auf seine Schriftstellerei eingewirkt, vielleicht sie sogar angeregt. Weisflog ist Humorist; mit Hoffmann teilt er die Begeisterung für Musik und auch eine gewisse krankhafte Art. Drei von den sehr vielen Erzählungen Weisflogs sind hier abgedruckt; die dritte, „Das grosse Los", ist übrigens schon 1880 von Phil. Körber nacherzählt, auch schon einmal (1831) zu einer Posse gestaltet worden.

Klings, Karl, A Feldblumenrichel. Mittelwalde, Walzel, 1921. 40 S.
— Neckisches und Grusliges aus aler Zeit. Ebenda. 77 S.
— Der schwarze Sturch. Ebenda 1922. 150 S.

Wir sind dankbar für die Gaben von Klings, einem der besten unter den Dichtern schlesischer Mundart. Seine Verse scheinen nicht — wie die so mancher „Dialektdichter" — aus dem Schriftdeutschen in die Mundart umgesetzt zu sein, so dass man sie beim Lesen in jenes zurückbilden möchte, sondern sie sind in

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt und Form echt volkstümlich. Das erste Büchlein bietet hauptsächlich Kinderlieder, „Verschel fir kleene Perschel", mit netten Bildern geziert; Tiere und Pflanzen sprechen zu uns, Kindersprüche und Rätsel gibt es. — Ganz anders das zweite Heft: Gestalten des Volksglaubens, wie die Puschweibel und Graumännel, Drache, Hausotter, der spiritus familiaris, der Tod, der Werwolf und der Wassermann werden in kraftvoller, oft den Ton der Volksballade treffender Weise eingeführt; vielfach klingt ein liebenswürdiger Humor durch. — „Der schwarze Sturch" ist als „epische Dichtung" bezeichnet. Die Handlung, die den Rahmen abgibt, ist unbedeutend und manchmal etwas gesucht; umsomehr ist anzuerkennen, dass die ganze idyllische Erzählung in ihrer volksmässigen, liebenswürdigen Art unsere Teilnahme wach erhält. Die Verse sind glatt, die Sprache ist volkstümlich und, trotzdem der Schreibung und Lautbildung hier und da Zwang angetan wird, für den Mundartenforscher beachtenswert und könnte durch geringe Änderungen für die Dialektforschung mustergültig werden. Siebs.

Neugebauer, Bruno, Der Oschatoop. Gedichtla ei gleezscher Sprooche. Mittelwalde, Verlag Heimatklang, 1922. 39 S.

Der Aschentopf, den die Burschen den Mädchen beim Spinnen in die Stube werfen, enthält allerlei — eine solche olla podrida ist auch das Gedichtbüchlein. Es bietet in guten glätzischen Versen eine Reihe netter Gedichte; Gestalten aus dem Dorfleben sind trefflich gezeichnet. Ein besonders gelungenes Stück, „De Waaver" (die Weber), ist in Gedanken und Ausdruck von feiner Stimmung.

Graebisch, Friedrich, Karla Ton, ein treuer Sohn seiner Heimat oder wie der Glatzer Bauer auf eigner Scholle schafft. Glatzer Heimatbücher I, 3. 133 S. Mittelwalde, A. Walzel, 1922.

Erzählungen der Brüder Elias und August Siegel hat G. benutzt, um in der rein deutschen Glatzer Mundart des Grenzdorfes Brzesowie (jetzt Birkhagen) eine ganz vortreffliche Darstellung des ländlichen Lebens und Schaffens zu geben: über Land und Leute, Haus- und Feldarbeit und tägliches Leben hören wir und erhalten damit einen reichen Beitrag zur Volkskunde. Die Schreibung ist gut und leicht verständlich und steht dadurch in erfreulichem Gegensatz zu fast allen sonstigen Texten in schlesischer Mundart; auch die kleine volkstümliche Grammatik ist dankenswert, wie alles, was G. uns auf diesem Gebiete gibt. Siebs.

Schubert, Johann, Bilder aus der guten alten Zeit. Glatzer Heimatbühne 3, herausgegeben von Friedr. Graebisch. Mittelwalde, A. Walzel, 1922.

— Weihnachtsheiliger Abend. Weihnachtsspiel mit Gesang, herausgegeben von Friedr. Graebisch. Mittelwalde, A. Walzel, 1923.

In dem ersten dieser Spiele sind Szenen aus dem Bauernleben aus der Zeit um 1816 gegeben. Die Bauern besuchen einander, reden von der Wirtschaft, vom Spinnen und Schleissenmachen; ein Gedicht von Franz Schönig wird vorgelesen; dann finden sich junge Mädchen zum Rockengang ein, es werden Lieder gesungen und Sagen erzählt, und dann wird der Aschentopf ins Zimmer geworfen. Vielleicht ist an besonderen Ausdrücken und Redensarten absichtlich recht viel getan, denn das Ganze hat ja auch den Zweck, die alte Art

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glätzischer Unterhaltung zu veranschaulichen, und dazu sind die treffliche Aufzeichnung des Textes und die Erläuterungen von F. Graebisch sehr geeignet. — Das zweite Schubertsche Stück führt uns eine Weihnachtsfeier in einem Glatzer Bauernhause vor; die Lieder (z. B. Kleines Kindla, grusser Gott) und die Szenen des Weihnachtsspieles (die Wirts- und die Hirtenszenen) bieten Bekanntes. Auch hier sind die Bemerkungen von Graebisch dankenswert.

Der gemittliche Schläsinger. Kalender für 1923, herausgegeben von H. Bauch. Schweidnitz, Heege.

In seinem 41. Jahrgang ist der beliebte Kalender dieses Jahr erschienen, wieder reichhaltig in seinem Inhalt an Erzählungen, Versen und allerlei Wissenswertem. Reimlustige Schlesier gibt es stets viele, und auch die mundartlichen Verse sprudeln reichlich; Breiter, Klings, Schenke, Thielscher haben Dialektdichtungen beigesteuert; der volkskundlichen Beiträge sind nur wenige, vor allem sei die Fortsetzung der Sprichwortsammlung „Wie's de Gorbe gibt" von Karl Rother genannt.

Der Heimatbote. Volkskalender für die nördlichen Kreise Niederschlesiens. 1923 (2. Jahrg.). Glogau, Glogauer Druckerei G. m. b. H.

Der sehr gut ausgestattete Kalender liegt im 2. Jahrgange vor. Verschiedene kleine Beiträge aus Sage und Geschichte, eine Darstellung älterer Glogauer Tracht von Krause, ein Beitrag zur Kunstgeschichte Glogaus von Professor Knötel und einige kleine mundartliche Stücke berühren das Gebiet der Volkskunde.

Grofschoftersch Feierobend. Heimatkalender, herausgegeben v. Robert Karger. Mittelwalde, Verlag Heimatklang, 1923.

Ausgezeichnetes bietet dieser Kalender, der an die Stelle des „Guda Obend" getreten ist, für denjenigen, der an Volkskundlichem und besonders an der Mundartforschung teilnimmt. Friedrich Graebisch macht aus seinen reichen Sammlungen Mitteilungen über Ortsnamen und Sprichwörter, treffliche Verse bietet R. Karger, Erzählungen in der Mundart geben Hons-Järge, Hermann Schmidt, Gründel und Neugebauer u. a. m. Beachtenswert sind ein paar mundartliche Aufsätze kleiner Schulkinder; für die Bildung guten deutschen Stils können solche Übungen in ungezwungener Darstellung nur förderlich sein. Zwei alte Habelschwerdter Trachtenbilder des 17. und 18. Jahrhunderts seien hervorgehoben. — Die Schreibung der glätzischen Mundart ist leicht verständlich und macht die Texte auch für die Sprachforschung brauchbar; hoffentlich nimmt man sich im übrigen Schlesien ein Beispiel daran. Siebs.

Rossdeutscher, Karl, Der schlesische Wortschatz nach den Dichtungen von Max Heinzel. Inaug.-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philos. Fakultät der Schles. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau am 16. Mai 1923. Auszug aus der in den Fakultätsakten niedergelegten Schrift.

In der Einleitung ist nach einer kurzen Übersicht über das Leben Max Heinzels in einem seine Sprache behandelnden Kapitel der Versuch gemacht, seine starke Abhängigkeit von seinem Vorgänger Karl von Holtei darzulegen. Heinzel wählt, wie sein Vorbild, ein über den engen Rahmen einer Teilmundart hinausragendes literarisch geschaffenes Schlesisch gemeinverständlicheren Cha-

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rakters, dem, wie bei Holtei, die südlich von Breslau und Canth zwischen Schweidnitz, Reichenbach, Nimptsch und Brieg gesprochenen Teilmundarten zugrunde liegen. Lautstand wie Wortschatz weisen hierbei Einflüsse der verschiedensten Gegenden des schlesischen Gesamtgebietes auf. Starke Anlehnung an das Schriftdeutsche findet sich bei ihm, wie fast bei jedem Dialektschriftsteller, sowohl im Lautstand, als auch besonders in der Wortbildung, z. B. in der Häufung der dem Volksmunde weniger geläufigen Bildungen von Abstrakta. Besondere Vorliebe zeigt er für volksetymologisch klingende Verdrehung von Fremdwörtern, wobei er häufig übertreibt.

Da der Hauptteil der Arbeit in Form eines Wörterbuches angelegt ist, so können hier nur einige kurze Proben folgen.

almer (olmɐ̯), f., kleiner Speiseschrank, auch: Kammer. Aus mittellat. almaria, lat. armarium. Grimm, D. W. I, 244. Ock ni trübetimplig (5. Aufl.), 5, 1 v. u: „derweile machte Priezelt die Oalmer uf." Jäschke (Wort und Brauch 2. Heft) 98. Knothe (Wörterbuch der schles. Mundart in Nordböhmen) 58. Müller-Fraureuth (Wörterbuch der obersächs. u. erzgeb. Mundarten) I, 15.

elf-böhmer (élfbīmɐ̯), m, junger, kräftiger Mensch. Siebs, Mitt. Bd. XXI, 121. Mei jüngstes Kindel (2. Aufl.) 71, 6 v. u.: „do fetzt a miet'r rüm, wie a junger Ilfbiehmer." Mitt. H. 4, 25.

schalkhaftig (šólkhoftiɕh), adj., neckisch. Mhd. schalchaftic. D. W. VIII, 2078. A frisches Richel (2. Aufl.) 48, 14 v. u.: „ich ubserviert'n ock immer, wie verliebt a ei doas närr'sche, schalkhoaftige Menschel woar."

Mitteilungen.

Die erste Sitzung des Winters, die am Freitag, den 10. November, im Musiksaal der Universität abgehalten wurde, gestaltete sich zu einer Feier des sechzigsten Geburtstages ihres ersten Vorsitzenden Geh. Reg.-Rats Professor Dr. Siebs. Zunächst ergriff der zweite Vorsitzende Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Hillebrandt das Wort, hob die Verdienste von Professor Siebs um die Volkskunde und besonders um Schlesien hervor. Vor zwanzig Jahren sei Professor Siebs, wohlgeschult durch die volkskundliche Erforschung nordwestdeutscher Gebiete und sprachwissenschaftlicher Arbeit, nach Schlesien gekommen, und mit Freude habe man ihm als einem Mann mit weitem Blick den Vorsitz der Gesellschaft übertragen; denn einer solchen Vereinigung könne kein grösseres Unglück widerfahren, als dass sie von einem Manne geleitet werde, der nur die engere Heimat kenne und sich vom Lokalpatriotismus nicht freimachen könne. Sodann verlas Geheimrat Hillebrandt eine von Professor Dr. Hippe verfasste Adresse der Gesellschaft, die dem Jubilar an seinem Geburtstage überreicht worden war.

„Zwanzig Jahre sind verflossen, seit Sie mit dem Eintritt in Ihr Breslauer Lehramt die Leitung unserer Gesellschaft übernommen haben, und mit wohlbegründeter Genugtuung dürfen Sie und dürfen wir auf die Entwicklung zurückschauen, die unsere Gesellschaft unter Ihrer Führung genommen hat. Mit Frische und Begeisterung haben Sie es verstanden, das Werk, zu dem acht

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahre vorher Friedrich Vogt und seine Mitarbeiter den Grund gelegt hatten, weiterzuführen, die volkskundlich interessierten Kreise unserer Heimat zu erfolgreicher Mitarbeit heranzuziehen und unserer Gesellschaft einen geachteten Namen unter den deutschen Schwestergesellschaften zu schaffen und zu erhalten. Umfangreiche Bändereihen der Veröffentlichungen unserer Gesellschaft, die in den zwei Jahrzehnten Ihrer Leitung herausgegeben worden sind, legen Zeugnis ab von der zielbewussten, wissenschaftlich ertragreichen Arbeit, die in dieser Zeit geleistet worden ist, und in zahlreichen, vielbesuchten Vorträgen, zu denen Sie hervorragende Männer der Wissenschaft und tüchtige Kenner volkskundlicher Sondergebiete zu gewinnen wussten, haben Sie bei unseren Mitgliedern und bei vielen Aussenstehenden die Teilnahme für volkskundliche Fragen zu wecken und zu vertiefen vermocht. Nicht minder wichtig aber erscheinen uns die Arbeiten, die in jahrelangen Bemühungen zwar in Angriff genommen, aber durch die Ungunst der Zeiten noch nicht zum Abschluss gekommen sind. Wir denken an die reichen Sammlungen, die für eine umfassende Ausgabe des gewaltigen Schatzes schlesischer Volkslieder geschaffen, und an die mancherlei Vorarbeiten, die für ein Wörterbuch der schlesischen Mundart geleistet worden sind. Wir begrüssen es als ein besonders wertvolles Ergebnis Ihrer Wirksamkeit, dass Sie gerade für die Erforschung und Darstellung der Mundart unserer schlesischen Heimat Ihre Kräfte eingesetzt und zahlreiche Schüler herangezogen haben, aus deren Kreisen eine stattliche Reihe wertvoller Arbeiten zur Geschichte und Beschreibung unserer Mundart hervorgegangen ist. — Wir wissen, dass es Ihren persönlichen erfolgreichen Bemühungen zu danken ist, wenn unsere Gesellschaft bisher die schweren Zeiten wirtschaftlicher Nöte hat überstehen, wenn sie insbesondere auch ihr periodisches Organ, die „Mitteilungen", bisher hat lückenlos fortführen können. — Es ist uns ein aufrichtiges Bedürfnis, Ihnen am heutigen Tage für alles, was Sie unserer Gesellschaft in den verflossenen zwei Jahrzehnten gewesen sind und gegeben haben, unseren tief empfundenen Dank zum Ausdruck zu bringen, und mit diesem Danke verbinden wir den Wunsch, dass Ihnen noch lange Jahre rüstigen, erfolgreichen Schaffens geschenkt sein möchten, und dass es auch unserer Gesellschaft vergönnt sei, noch für lange Zeit unter Ihrer Führung weiterzuarbeiten an der Erforschung unseres heimischen Volkstums."

Darauf sprach der Professor der Musikwissenschaft Dr. Max Schneider im Namen des Instituts für Kirchenmusik, des ältesten deutschen Instituts dieser Art, das Professor Siebs als Direktor fast zwei Jahrzehnte lang geleitet und zu neuer Blüte geführt habe. Geheimrat Jantzen überbrachte Glückwünsche vom Zweigverein Breslau des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. Er feierte Geheimrat Siebs als Sprachforscher und wies auf das von Kunst und Wissenschaft in hohem Masse anerkannte Werk Deutsche Bühnenaussprache (Hochsprache) hin, durch das sich der Verfasser um die Erforschung und Pflege der deutschen Sprache grosse Verdienste erworben hat. Schliesslich brachte Studienrat Privatdozent Dr. Hanisch Glückwünsche im Auftrage des Oberschlesischen Kulturverbandes und seiner sprachwissenschaftlichen Sektion, zu deren Ehrenmitglied der Jubilar ernannt worden ist.

Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY

Darauf sprach Geheimrat Siebs in längerer Rede seinen tiefgefühlten Dank für die Ehrung aus. Er dankte besonders für das grosse Vertrauen, das ihm vor 20 Jahren damit bezeigt worden sei, dass man ihn als Nichtschlesier an die Spitze der Arbeiten gestellt habe, die einen Hauptteil ihrer Nahrung aus dem schlesischen Heimatboden ziehen. Er habe sich freilich bemüht, in schlesische Mundart und Sitte einzudringen; aber das feinste und letzte Gefühl in solchen Dingen habe man nur für Sprache und Art der engeren Heimat, und so wäre seine Tätigkeit nicht möglich gewesen ohne die stets bereite wissenschaftliche Mitarbeit der Mitglieder des Vorstandes und der Freunde der Gesellschaft, der schon dahingegangenen und der jetzigen. Ihnen allen gegenüber empfinde er tiefe Dankbarkeit, und die sei ihm nie stärker bewusst geworden als 1911, wo er Herrn Geheimrat Hillebrandt als dem Rektor zum 100jährigen Jubiläum der Universität jene prächtige Festschrift habe überreichen dürfen, die an Reichtum und wissenschaftlichem Werte ihresgleichen sucht. Er fuhr dann, auf die Arbeiten der Gesellschaft eingehend, fort:

„Sie haben von den Leistungen der Gesellschaft wohlwollend gesprochen; aber noch viel ist zu tun, dessen Schwierigkeit von Laien oft unterschätzt wird. Eine Reihe von Sagen oder Volksliedern zusammenstellen, damit ist es nicht getan; mit dem Streben nach Vollständigkeit und mit strenger Kritik die gesamten Volksüberlieferungen eines Stammes zugängig zu machen, ist eine schwere Aufgabe. Es liegt uns ob, noch z. B. die Zaubersprüche und Segen, die Rätsel und Sprichwörter, die Volkslieder herauszugeben und vor allem die schon sehr geförderte wissenschaftliche Darstellung der Sprache fortzuführen und die grosse Arbeit eines Schlesischen Wörterbuches zu schaffen. Aber auch mit der Arbeit ist es leider heute nicht getan, es gehören grosse Mittel dazu. Ein Stab von geschulten Arbeitern ist über das Land verbreitet, und nun droht trotzdem der Fortgang aus Mangel an Mitteln zu stocken. Auch eine neue Bearbeitung von Sitte und Brauch muss warten, und von Professor Kühnaus grossem Sagenwerke harren abschliessende Bände des Druckes. Alle diese Arbeiten aber sind nicht allein aus wissenschaftlichen Gründen notwendig. Kultur, Sitte und Brauch verbinden uns auf das engste mit dem uns entrissenen Oberschlesien; und wie wir stets der Volkskunde Oberschlesiens die gleiche Teilnahme zugewandt haben, wie derjenigen des übrigen Schlesiens, so ist es jetzt in erhöhtem Sinne unsere Pflicht und unser Schaffen, die alten Beziehungen zu pflegen. Darum erfreut es mich besonders, dass die Oberschlesische Kulturgemeinschaft, die mich vor kurzem zum Ehrenmitgliede erwählt hat, mir heute ihre Grüsse bringt. Und gleiches gilt von der neu aufstrebenden Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde in Mährisch-Schönberg, die mir soeben telegraphisch ihren Glückwunsch sendet, und die wir als Mitarbeiterin freudig begrüssen. — Rege Teilnahme an der Volkskunde ist überall erwacht und hat uns, namentlich in den Kreisen der Lehrerschaft, manche tüchtige Kraft beschert. Das lässt auf die Möglichkeiten guten Fortschreitens in den alten Bahnen hoffen. Das deutsche Volk besinnt sich heute, wo so manchem sein Ideal eines politischen Deutschlands gestört ist, nun so recht auf die Gründe seiner Liebe zur Heimat und findet sie mit Recht in den alten, ihm von Kind auf gewohnten Bräuchen und

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sitten, Worten und Klängen der engsten Heimat, und so will ich hoffen, dass der Volkskunde aus diesen Gefühlen neue Kraft zugeführt werde. Ganz besonders danke ich Herrn Professor Dr. Schneider für die Grüsse des Musikalischen Instituts. In der Leitung des Instituts für Kirchenmusik, die ich seit 20 Jahren führe, habe ich mich nur geschäftlich betätigen können. Ich bin nicht Fachmann; und als Laie habe ich mich in der edlen Kunst der Musik seit langen Jahren ganz still verhalten; das werden Sie gewiss nicht tadeln, denn gerade in der Musik kann sich mancher schon allein durch sein passives Verhalten ein Verdienst erwerben. Ihre Vorgänger, Professor Bohn und Professor Kinkeldey, und vor allem Sie selber haben der Volkskunde durch Ihre gütige und wertvolle Mitarbeit so viel gegeben, dass es mich besonders freut, Ihnen hier danken und die Hoffnung auf weiteres gemeinsames Schaffen, namentlich auf dem Gebiete des älteren und heutigen Volksliedes, aussprechen zu dürfen."

Professor Siebs schloss mit den launigen Worten, dass diese Ehrung, die ihm zuteil geworden sei, eigentlich nicht auf dem Gebiete der schlesischen Geburtstagsbräuche liege, von denen nur einer ihm als gerade in Schlesien heimatlich bekannt geworden sei: dass man — sei es in Anerkennung bisheriger oder in Vorahnung kommender Verdienste — dem Geburtstagskinde eine gute Tracht Prügel verehre. So habe er heute für eine weniger volkskundlich-wissenschaftliche Ehrung besonders dankbar zu sein; für die aber danke er von Herzen und habe eine besondere Freude darüber, dass jüngere Kräfte unserer Universität durch ihre heutige Mitwirkung der Hoffnung einer weiteren Blüte volkskundlicher Arbeit Gewähr böten.

Nach der Ansprache von Geheimrat Siebs hielt Privatdozent Dr. Heckel einen Vortrag über Werdegang und Aufgaben der schlesischen Literaturgeschichtsschreibung, der in diesem Hefte gedruckt ist. Sodann behandelte Privatdozent Dr. Steller das „Schlesische Wörterbuch". — Die schlichte und würdige Feier wurde durch wohlgelungene künstlerische Gesangsvorträge von Volksliedern durch die Konzertsänger Frl. Dittmann und Herrn Martin und die Lautenbegleitung des Herrn Wirt verschönt.

In seinem Vortrag über „Das schlesische Wörterbuch" wies Dr. Steller zunächst auf die Quellenforschung zu diesem Werke hin, das schlesischem Geist, schlesischem Empfinden und schlesischer Kultur im ureigensten Gewande der Heimatsprache Ausdruck verleiht; dann wurde die Bedeutung einer solchen Wortschatzsammlung für den Forscher hervorgehoben. Form und Verbreitung mundartlichen Wortes wird zur Quelle für die geschichtliche Erkenntnis der Frühzeit unseres völkischen Werdens, in der urkundliche Belege spärlich fliessen, besonders zur Erforschung der Herkunft, Siedlung und der Stammeszusammenhänge. Von besonderer Bedeutung ist die Mundart für den Sprachforscher. Sie ist die natürlich gewordene Sprache, an der sich die Gesetze vom Leben der Sprache besser erkennen lassen, als an dem Kunstprodukte der verhochdeutschten Schriftsprache.

Grosse Sammlungen für ein schlesisches Wörterbuch liegen bereits vor; für die Stamm-Mundarten ist annähernde Vollständigkeit erreicht, dagegen sind die Sammlungen für den Norden der Provinz noch lange nicht erschöpfend.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hier hat der Krieg den ruhigen Verlauf der Entwicklung gestört. — Sodann wurden eine Reihe von Problemen erörtert, die mit der Gestaltung des schlesischen Wörterbuchs verknüpft sind. Da für ein solches Werk auch eine möglichst praktische Verwendung zu wünschen ist, so empfiehlt sich die einfache alphabetische Anordnung, im Gegensatze z. B. zu einer Zusammenfassung der Wortstämme. Ferner sollen die Bestrebungen der Dialektgeographie Berücksichtigung finden, da sie geeignet ist, in der Form vergleichender Wortschatzkunde äusserst wichtige wissenschaftliche Ergebnisse zu liefern. Die Streitfrage, ob die Etymologie in einem mundartlichen Wörterbuch erörtert werden soll oder nicht, wird bejahend entschieden, da der Wissensdrang nach dem „Woher" eines Wortes in breitesten Schichten lebendig ist. Sie darf daher nicht nur vom wissenschaftlichen Standpunkte aus, sondern auch für das schlesische Wörterbuch als ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes nicht vernachlässigt werden. Ein unbedingtes Erfordernis ist die lautgetreue Wiedergabe des gesprochenen mundartlichen Wortes. — Viel ist bereits für die Arbeit zum schlesischen Wörterbuche getan worden, aber leider sieht sich durch die Ungunst der Zeit die Vollendung des Werkes grossen Schwierigkeiten gegenüber. Der Vortragende schloss seine Ausführungen mit dem Wunsche der Vollendung des Werkes zum Nutzen der schlesischen und deutschen Wissenschaft.

In der Hauptversammlung, die am Freitag, den 12. Januar 1923, in der Universität stattfand, gab zunächst der Vorsitzende den Jahresbericht. Die Arbeiten der Gesellschaft, sowohl für die grosse Ausgabe „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen" als auch für die Serie „Wort und Brauch", haben ihren regelmässigen Fortgang genommen; die kleine Ausgabe schlesischer Volkslieder (mit Lautenbegleitung und Illustrationen) ist druckfertig. Der 23. Band der „Mitteilungen" ist im April erschienen, und hoffentlich wird demnächst die Fortsetzung folgen, trotz der unendlichen Schwierigkeiten, die jetzt dem Drucke entgegenstehen. Dann folgten Rechnungslegung des Schatzmeisters Dr. Kurt von Eichborn und Wahl des Vorstandes: die Herren Siebs, Hillebrandt, Hippe, Kroll, Jantzen, Feit, Olbrich, Kühnau, von Eichborn, Seger, Klapper, Rother.

Sodann hielt der ord. Professor der alten Geschichte Geh. Reg.-Rat Dr. Kornemann einen Vortrag über „Die Geschwisterehe im Altertum". Er ist in diesem Hefte S. 17—45 gedruckt. In der Diskussion wies Professor Siebs auf die Bedeutung der Geschwisterehe bei den Germanen und auf die eigentümliche Erscheinung hin, dass die dem indogermanischen Worte für Schwester (svesōr vgl. lateinisch soror) zugrunde liegende Wurzel sve sonst nur in Bezeichnungen für angeheiratete Verwandte erscheine (Schwäher, Schwieger, Schwager); Geheimrat Feit und Professor Knötel machten Bemerkungen zur griechischen Geschwisterehe.

In der folgenden Sitzung am 9. Februar 1923 hielt Dr. Klapper über „Das ältere deutsche Sprichwort" einen Vortrag, in dem er aus dem reichen Schatze seiner Funde und Forschungen zu diesem wichtigen volkskundlichen Gegenstande bedeutsame Beiträge gab.

Die Erschliessung des älteren deutschen Sprichwörterbestandes ist noch nicht abgeschlossen. Die wichtigsten Quellen für die Kenntnis der landläufigen

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Formen unserer ältesten Sprichwörter waren bisher vier in Süddeutschland überlieferte Predigtsammlungen, daneben eine aus Lüben, die wohl in Breslau entstand, sämtlich um die Mitte des 15. Jahrhunderts geschrieben. Man sah, dass sie auf ein mitteldeutsches Original zurückzuleiten waren. Der Vortragende hat dazu sechs neue Predigthandschriften gefunden, aus denen die Zahl dieser Sprichwörter auf das Doppelte vermehrt werden kann, und die, was noch wesentlicher erscheint, eine klare Einsicht in diesen eigenartigen Zweig spätmittelalterlicher religiös-volkstümlicher Literatur gestatten. Danach hat es im Beginn des 15. Jahrhunderts in der Meissener Gegend eine lateinisch-deutsche Sammlung von wenigstens 500 Sprichwörtern gegeben, die zu erbaulich-klösterlichen Zwecken bestimmt war, und die ihren Namen, wie auch einen kleinen Teil ihrer Texte, Freidanks „Bescheidenheit" entlehnte. Aus ihr sind viele der niederländischen Proverbia communia geflossen; ein umfangreiches Bruchstück dieser Sammlung ist in Schlesien gefunden worden. Aus dieser Grundsammlung schöpfte ein Meissener Predigtwerk kurz vor der Mitte des 15. Jahrhunderts seine Themen, indem jede Predigt von einem Sprichworte ausging, das nach seinem weltlichen Sinne erklärt und dann geistlich gedeutet wurde. Luther hat diese Meissener Sammlung für sein Sprichwörterverzeichnis ausgenützt. Teilweise gekürzte Abschriften kamen nach Schlesien, nach Breslau, Sagan, Glogau, Frankenstein, die wichtigste und der Vorlage am nächsten stehende nach Frankenstein-Camenz. Von diesen schlesischen Texten müsste jede deutsche Sprichwörterkunde ausgehen. Wie weit ihre Fassungen deutsche Originalsprichwörter darstellen, ist eine müssige Frage; auch die Einführung des Begriffes „Lehnsprichwort" erscheint unfruchtbar; was sich im Volksmunde behauptet hat, beweist, dass es das Empfinden des Volkes widerspiegelt und ist eben deswegen auch deutsch. Sinn dieser Sprichwörter ist im wesentlichen die Herstellung landläufiger, bequemer Massstäbe für das Verhältnis zu Gott und Kirche, zur Entschuldigung eigener Schwäche und zur Kritik der Fehler des lieben Mitmenschen. Quellen sind die gesamte mittellateinische Bildung, die Tiersage, die Beobachtung der religiösen, sozialen, Rechts- und Familienverhältnisse. Der Schwund vieler Sprichwörter beweist ebensowenig wie das Aufkommen neuer eine Änderung des seelischen Zustandes, sondern entspricht meistens der Änderung der Lebensführung und der sozialen Beziehungen. Proben aus den neuen Funden, deren Veröffentlichung in Aussicht genommen ist, belegten die Ausführungen; eine grosse Zahl von eigenartigen, bisher wenig oder gar nicht beachteten Sprichwörtern wurde den erwähnten Gruppen eingeordnet und zu erklären versucht.

An den reichhaltigen und sehr anregenden Vortrag schloss sich eine lebhafte Erörterung, an der sich Geheimrat Feit, Professor Knötel, Dr. Schoppe, andere Redner und der Vorsitzende beteiligten. Letzterer wies vor allem darauf hin, dass sich manche Sprichwörter wohl niemals würden erklären lassen, da sie Redensarten sind, die nur für eine ganz besondere, uns nicht mehr bekannte Gelegenheit geschaffen waren und dann allgemeine Verbreitung erfahren haben, vielleicht auch geflügelte Worte sind, deren Quelle uns unbekannt ist. Auch wies er auf die viel umstrittene, eigenartige Wortform des Ausdruckes „Sprichwort" hin: so und nicht „Sprüchwort" scheint die älteste Form zu sein, und

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in ihrem ersten Teile, den man neuerdings als einen Imperativ wenig glücklich habe erklären wollen, sei wahrscheinlich ein älteres, sehr seltenes und jetzt verschollenes Wort „die Spriche“ (d. h. Redensart) zu erkennen.

Der zweite Vorsitzende unserer Gesellschaft, Univ.-Professor Geh. Regierungsrat Dr. Alfred Hillebrandt, beging am 15. März seinen 70. Geburtstag. Bei einer feierlichen Begrüssung des Jubilars durch die Philosophische Fakultät in der Universität sprach der Vorsitzende Prof. Dr. Siebs die Glückwünsche der Gesellschaft aus und überreichte in ihrem Namen eine Adresse; sie lautet:

„Hochverehrter Herr Geheimrat! Wenn Sie heute, an dem Tage, an dem Ihr siebzigstes Lebensjahr sich vollendet, Rückschau halten über den reichen Erfolg Ihres Wirkens im Dienste der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, werden Sie der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde schwerlich mehr als mit einem flüchtigen Blicke gedenken. Dennoch haben auch wir ein Recht, heute in der Zahl derer zu erscheinen, die Ihnen zum festlichen Tage Gruss und Glückwunsch darbringen. Als vor nunmehr fast 29 Jahren die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde ins Leben trat, gehörten Sie zu ihren Gründern. Unablässig haben Sie seitdem der Gesellschaft und ihren Bestrebungen Ihre wertvolle lebendige Teilnahme zugewendet. Wie Sie auf Ihrem besonderen Arbeitsgebiete, der Erforschung des geistigen und religiösen Lebens im alten Indien, durch grundlegende Arbeiten für die Volkskunde im weiteren Sinne gewirkt, wie Sie auch für die Kenntnis germanischer Sitte bedeutsame Hinweise in Ihren Untersuchungen, z. B. über die Sonnwendfeste in Alt-Indien, gegeben haben, so verdanken die Veröffentlichungen unserer Gesellschaft Ihnen eine Reihe von Studien, die wichtige Einzelgebiete volkstümlichen Glaubens und Brauches aus indischer Vorzeit zum Gegenstande haben.

Noch mehr aber als durch das geschriebene Wort haben Sie allezeit durch Ihre reiche Erfahrung, durch Ihren klugen, zielsicheren Rat, durch Ihre persönliche Wirksamkeit unsere Gesellschaft und ihre Arbeiten gefördert. Es war deshalb für unsere Gesellschaft eine Ehre und Freude zugleich, dass sie im Jahre 1908 die Wahl zum Mitgliede des Vorstandes und im Jahre 1914 das Amt des stellvertretenden Vorsitzenden freundlich annahmen. Wie Sie mit Ihrem Eintritt in unseren Vorstand unseren Kreis durch das Ansehen Ihres wissenschaftlichen Namens geehrt haben, so haben Sie durch das Gewicht Ihrer Persönlichkeit, durch weitreichende Beziehungen und durch wirksame Fürsprache unserer Gesellschaft Förderung und Hilfe in den mannigfachen Nöten gewährt, an denen die letzten schweren Jahre leider so reich gewesen sind. Deshalb ist es für uns eine freudig erfüllte Pflicht, Ihnen am heutigen Tage aufrichtigen Dank zu sagen und der herzlichen Verehrung, die Ihnen von allen Seiten einmütig dargebracht wird, Ausdruck zu geben mit dem innigen Wunsche, dass Ihnen noch lange Jahre der gleichen Rüstigkeit und Frische, die wir heute an Ihnen bewundern, vergönnt sein mögen, und dass auch unsere Gesellschaft sich noch lange Jahre Ihrer tatkräftigen Mitarbeit und Förderung erfreuen dürfe.“

Schles. Gesellschaft für Volkskunde in Mährisch-Schönberg (Tschecho-Slowakei).

Die neuen Gesetze des tschecho-slowakischen Staates einerseits und das

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bedürfnis nach gemeinsamer Arbeit mit unseren Stammesgenossen im Reiche andererseits führten zur Gründung einer eigenen Gesellschaft in Schönberg. Die Mitglieder dieser Gesellschaft sind jedes für sich Mitglied der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde in Breslau.

Die Gesellschaft in Schönberg ist in erster Linie sammelnd tätig, das heisst, sie versucht festzuhalten, was an volkskundlichen Überlieferungen im schlesischen Volksstamm des deutschen Sudetenlandes im tschecho-slowakischen Staate noch erreichbar ist.

Sie hat derzeit eine Sammlung von 45 Weihnachtsspielen (Advent-, Christi-Geburt- und Herodesspielen) und unter vielen anderen volkskundlichen Überlieferungen auch zwei Tänze von Kaiser und Tod.

Die Schönberger Gesellschaft hält Sitzungen ab.

Im Dezember 1921 und Jänner 1922 veranstaltete sie einige grosse Vorführungen des Hermesdorfer Weihnachtsspieles, vereint mit der Vorführung des Friedersdorfes Herodesspieles.

Die Aufführungen brachten der Gesellschaft die Mittel zur Herausgabe eines Fragebogens.

Zur Feier des 100jährigen Geburtstages J. G. Mendels (er ist ein Kuhländler Landsmann) gab die Gesellschaft die Anregung und beteiligte sich auch an der Feier selbst.

Als Mitglieder sind der Gesellschaft beigetreten aus **Breslau**: Studienrat Prof. Dr. Habel, vereid. Sachverständiger J. Jossmann, Univ.-Prof. Dr. Ungnad, Univ.-Prof. Dr. Weege, Univ.-Prof. Geh. Justizrat Dr. Manigk, cand. phil. W. Friemel, Studienassessor Dr. V. Seidel; **von auswärts**: Seminarlehrer P. Fräger in Brieg, Mittelschullehrer Br. Sterk in Glatz, Lehrer Br. Otto in Grünberg, die Deutschkundliche Arbeitsgemeinschaft in Grünberg, die Staats- und Universitätsbibliothek in Hamburg, Rektor K. Wehrhan in Frankfurt a. M., das Nordische Institut der Universität Kiel, Redakteur Kurt Müller in Leobschütz, Oberstadtsekretär W. Elpelt in Oppeln, Oberstadtsekretär P. Maryniok in Oppeln, Studienrat Prof. Volsburg in Kreuzburg OS., Studienrat Dr. Seeliger in Kreuzburg OS., Studienrat Dr. Fr. Radebrecht in Wahlstatt bei Liegnitz.

Wenn wir die Kosten von Band 24 auf unsere Mitglieder verteilen, so kommen auf **jedes Mitglied** etwa **1750 Mark**; dazu sind noch die hohen Kosten der **Versendung** zu rechnen. Da wird man zweifellos die Bitte berechtigt finden, nach Empfang dieses Bandes den Beitrag für 1923 auf **400 Mark**, d. h. etwa ein Fünftel unserer Selbstkosten, zu erhöhen und die daran fehlende Summe gelegentlich an den Schatzmeister, Bankier Dr. **Kurt von Eichborn**, Breslau, Blücherplatz 13, II, nachzuzahlen. Der Betrag von 400 Mark entspricht noch nicht einmal dem Werte von 10 Pfennigen der Vorkriegszeit.

Schluss der Schriftleitung: 20. März 1923.

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

SCHLESISCHE GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE, BRESLAU.

Die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, gegründet im Jahre 1894, verfolgt den Zweck, der Wissenschaft der Volkskunde zu dienen und das Interesse für volkstümliche Überlieferung zu beleben und zu pflegen; auch will sie möglichst alles, was sich von solchen Überlieferungen namentlich in Schlesien erhalten hat, sammeln.

Der Eintritt in die Gesellschaft erfolgt durch Anmeldung bei dem Schatzmeister **Dr. Kurt von Eichborn,** Bankier, Breslau, Blücherplatz 13 II, oder bei dem Schriftführer **Direktor der Stadtbibliothek Professor Dr. Max Hippe,** Breslau, Brandenburgerstraße 48.

Der Jahresbeitrag beträgt für Einwohner von Breslau und für auswärtige Mitglieder **mindestens 400 Mark**; doch wird um freiwillige Zahlung höherer Beiträge im Interesse der Sache gebeten. Ausländer bitten wir, 5 Goldmark zu zahlen.

Jedes Mitglied der Gesellschaft hat das Recht, an den Sitzungen, in denen Vorträge gehalten werden, teilzunehmen und erhält die laufende Zeitschrift „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde" unentgeltlich.

Für Sammlung und Einsendung aller volkskundlich wertvollen Dinge ist die Gesellschaft dankbar, mögen sie Sitte und Brauch, Mundart oder Volkslied betreffen

Der Vorstand besteht aus folgenden Herren:

Vorsitzender: Universitätsprofessor Geheimer Regierungsrat Dr. Theodor Siebs, Hohenzollernstraße 53 II.

Stellvertreter: Universitätsprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Alfred Hillebrandt, Deutsch-Lissa bei Breslau.

Schriftführer: Direktor der Stadtbibliothek Professor Dr. Max Hippe, Brandenburgerstraße 48.

Stellvertreter: Direktor am Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer Univ.-Prof. Dr. Hans Seger, Viktoriastraße 117/9.

Schatzmeister: Dr. Kurt von Eichborn, Bankier, Blücherplatz 13 II.

Kgl. Gymnasialdirektor a. D. Geh. Studienrat Prof. Dr. Paul Feit, Matthiasstr. 117.

Studienrat Professor Dr. Karl Olbrich, Martinistraße 6.

Studienrat und Univ.-Lektor Dr. Josef Klapper, Novastraße 13.

Professor Dr. Richard Kühnau, Kaiserstraße 76.

Universitätsprofessor Geh Regierungsrat Dr. Wilhelm Kroll, Hobrechtufer 12 III.

Oberschulrat Geh. Reg.-Rat Dr. Hermann Jantzen, Brandenburgerstr. 52.

Taubstummenlehrer Karl Rother, Kreuzstraße 26 III.

Die Gesellschaft hat bisher folgende Schriften veröffentlicht:

1. **Mitteilungen der Schles. Gesellschaft für Volkskunde.** Band I (Heft I/II) 1894—96 vergriffen; Band II—V (1896—1903) nur in wenigen Exemplaren vorhanden und darum nur bei Abnahme aller vorhandenen Bände erhältlich. Band VI—XII und XV—XXIV je 2,50 M. Grundzahl. Mitglieder erhalten Ermässigung. Als Auslandspreise gelten die Grundpreise in Schweizer Franken.

   Festschrift zur Jahrhundertfeier der Königlichen Universität zu Breslau. Unter Mitwirkung von Conrad Cichorius, Felix Dahn, Ernst von Dobschütz usw., herausgegeben von Theodor Siebs (= Band XIII und XIV) 1911. 716 Seiten. Preis 10 M. Grundzahl.

2. **Beihefte zu den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.**

   I. **Pautsch,** Oswald, Grammatik der (glätzischen) Mundart von Kieslingswalde. I. Teil. 1901. 1 M. Gz.

   II. **Goessgen,** Wald., Die Mundart von Dubraucke (Lausitz). 1902. 1 M. Gz.

3. **Scholz,** Oskar, Der Spinnabend zu Herzogswaldau. 1901. 1 M. Gz.

Alle vorgenannten Schriften sind durch den Schriftführer der Gesellschaft, Professor Dr. M. Hippe Breslau, Brandenburgerstr. 48, zu beziehen.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

SCHLESISCHE GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE, BRESLAU.

4. **Schlesiens volkstümliche Überlieferungen.** Sammlungen und Studien der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Leipzig, B. G. Teubner.
   Band I. Die Schlesischen Weihnachtspiele. Von **Friedrich Vogt.** Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. 1901. (Preis für Mitglieder 3,90 M., geb. 4,50 M.)
   Eine kleine Ausgabe des Textes ist 1914 erschienen (M. 1.—).
   Band II. Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Von **Paul Drechsler.**
   I. Teil. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. 1903. Für Mitglieder 3,90 M., geb. 4,50 M.
   II. Teil. Mit Buchschmuck von Ellen Siebs. 1905. Für Mitglieder 3,90 M., geb. 4,50 M.
   Band III, IV, V und VI. Schlesische Sagen. Von **R. Kühnau.**
   I. Teil. Spuk- und Gespenstersagen. XXXVIII, 618 Seiten. 1910. Für Mitglieder geb. 6,75 M.
   II. Teil. Elben-, Dämonen- und Teufelsagen. XXXII, 745 Seiten. 1911. Für Mitglieder geb. 8,25 M.
   III. Teil. Zauber-, Wunder- und Schatzsagen. XLVIII, 778 Seiten. 1913. Für Mitglieder geb. 9,75 M.
   IV. Teil. Sachregister zum Gesamtwerk. VI, 224 Seiten. 1913. Für Mitglieder geb. 4,50 M.
   Diese Bände erhalten die Mitglieder zum Vorzugspreise auf Bestellung bei der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3.

Im Verlage von **M. & H. Marcus** in **Breslau** sind in zwanglosen Heften erschienen:

Wort und Brauch.

Volkskundliche Arbeiten.

Namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von

Prof. Dr. Theodor Siebs ord. Professor a. d. Universität Breslau. und **Prof. Dr. Max Hippe** Direktor der Stadtbibliothek in Breslau.

1. **Reichert,** Hermann: Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts . . . . . 6,40 *M.*
2. **Jaeschke,** Erich: Lateinisch-romanisches Fremdwörterbuch der schlesischen Mundart . . . . . 5,60 *M.*
3. **von Unwerth,** Wolf: Die schlesische Mundart, in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt. Mit zwei Karten . 3,60 *M.*
4. **Bohn,** Emil: Die Nationalhymnen der europäischen Völker. Mit Notenbeilage . . . . . 2,40 *M.*
5. **de Wyl,** Karl: Rübezahl-Forschungen . . . . . 5,60 *M.*
6. **Jürgensen,** Wilhelm: Martinslieder. Untersuchung und Texte . 5,60 *M.*
7. **Gusinde,** Konrad: Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien [Die Mundart von Schönwald bei Gleiwitz] . . . . 8,— *M.*
8. **Kondziella,** Franz: Volkstümliche Sitten und Bräuche im mittelhochdeutschen Volksepos. Mit vergleichenden Anmerkungen . . . . . 7,20 *M.*
9. **Schönborn,** Theodor: Das Pronomen in der schlesischen Mundart 3,60 *M.*
10. **Gusinde,** Konrad: Schönwald. Beiträge zur Volkskunde und Geschichte eines deutschen Dorfes im polnischen Oberschlesien. Mit Abbildungen 2,— *M.*
11. **Hanke,** Lothar: Die Wortstellung im Schlesischen . . . . . 4,— *M.*
12. **Klapper,** Joseph: Erzählungen des Mittelalters in deutscher Übersetzung und lateinischem Urtext . . . . . 14,— *M.*
13. **Günther,** Fritz: Die schlesische Volksliedforschung . . . . . 8,— *M.*
14. **Wagner,** Kurt: Schlesiens mundartliche Dichtung von Holtei bis auf die Gegenwart . . . . . 3,— *M.*
15. **Heckel,** Hans: Die schlesischen Provinzialblätter von 1785—1849 in ihrer literargeschichtlichen Bedeutung . . . . . 20,— *M.*

Buchdruckerei Maretzke & Märtin, Trebnitz i. Schl.

Digitized by Google
Original from INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

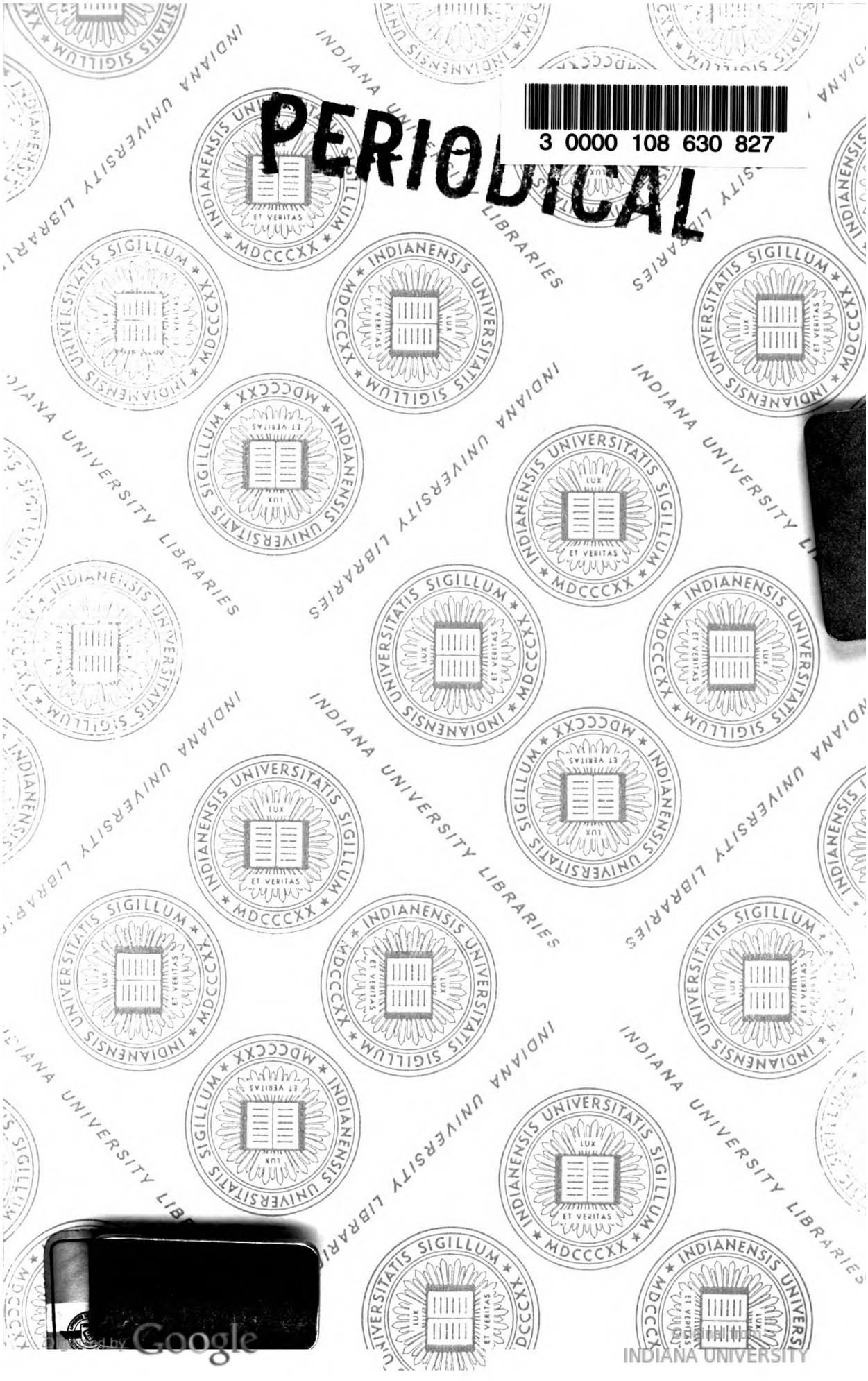
Original from
INDIANA UNIVERSITY

Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
INDIANA UNIVERSITY

Digitized by Google
INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
INDIANA UNIVERSITY

Digitized by Google
Original from
INDIANA UNIVERSITY
Generated on 2020-01-18 10:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108630827
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google